

Heimatliche Weiten

**SOWJETDEUTSCHE
PROSA,
POESIE
UND PUBLIZISTIK**

1
1982



HEIMATLICHE WEITEN

SOWJETDEUTSCHE PROSA,
POESIE UND PUBLIZISTIK

Erscheint zweimal jährlich
Gegründet 1981

Herausgeber:
„NEUES LEBEN“

1

1982

VERLAG · PRAWDA ·
MOSKAU

С (нем)
Р 60

Р 60 **Родные просторы. 1.**— М., Правда, 1982,— 288 с.
ил.

Советская немецкая проза, поэзия и публицистика. На немецком языке. Издается газетой «Нойес Лебен». Выходит 2 раза в год. Год издания 2-й.

© Издательство «Правда» 1982 —



INHALT

PROSA

Wilhelm Brungardt. Sebastian Bauer (<i>Historischer Roman, 2. Teil</i>)	5
Robert Weber. Reise in die Erinnerung (<i>Erzählung</i>)	129
Galina Ijulskaia. Der Junge aus der Legende (<i>Dokumentarerzählung</i>)	180

POESIE

ZUM 60. GRÜNDUNGSTAG DER UdSSR

Alexander Brettmann. Im Dichterchor der Heimat	204
Herbert Henke. Heimat	206
Rudolf Jacquemien. Nordballade	208
Alexander Beck. An das ergraute 20. Jahrhundert. Ich gabelte Heu. Der Kriegsinvalid. Mein Leben. Nebeldunst. Herbstliches Trinklied. Vom Träumen. Herbst. Trost. Abneigung. Einfalt der Dreifaltigkeit. Auf der Fahr- bahn. Sitten und Gebräuche	214
Oswald Pladers. Äpfel. Gras. Kerzen. „In Bom- bentrichter setzte ich...“ „Und doch ist es so...“ „Wenn die Pforte knarrt!...“	

Sonnenfleck. Bummelzug. „Ich habe mir ein Haus erbaut...“ Stein des Anstoßes. Zaun. 223

Waldemar Weber. „Ich liebe dich...“ Juniabend. „Ich setze mir Grenzen...“ „In jedem Ding...“ „Wenn der Baum des Lebens...“ Goldener Augenblick. Geburt eines Sees. Herbstliches. „Fast unbegreiflich...“ Künstler. Solikamsk 229

PUBLIZISTIK

Johann Kronewald. An der Arbeitsfront 235

ZU UNSEREN FARBILLUSTRATIONEN 249
BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER SOWJET-
DEUTSCHEN

Lew Malinowski. Die Zeit der Reformen . . . 250

HUMOR

Oskar Goldade. Mei erschtr Lohn 267

Andreas Saks. Meine Landsleute 269

NEUERSCHEINUNGEN 287

Prosa

Wilhelm Brungardt, geb. 1908 im Dorf Herzog, Gebiet Saratow, als Sohn des Dorfschreibers. 1929 Beendigung der Pädagogischen Fachschule in Marxstadt, dann Mathematiklehrer in Pallassowka und Engels. Nach dem Krieg Buchhalter. Lebt in Nowosibirsk.



Wilhelm BRUNGARDT

SEBASTIAN BAUER

(Historischer Roman*)

II. TEIL

Erstes Kapitel

GRÜNDUNG DER KOLONIE

Seb stand vor der Erdhütte und schaute in die Ferne. Ringsum war alles fremd. Die Höhe lag in morgendlichem Sonnenschein. Der Fluß war still. Kühle, von Staub durchdrungene Luft wehte durch das Tal, den trostlosen Karan entlang.

Willem trat an Seb heran. Er schaute ihn ernst und besorgt an.

„Was wollen wir hier anfangen?“ fragte er.

Seb überlegte eine Weile. Was konnte er in den ersten Stunden schon Bestimmtes sagen?

„Ein neues Leben“, antwortete er und verstand, daß seine Antwort Willem nicht befriedigte, ihn nicht trösten

* Fortsetzung. Anfang siehe Heft 2/1981

konnte. „Vor allem“, erklärte Seb, „müssen wir bauen: Wohnungen für uns, Stallungen und Schuppen für das Vieh. Unter freiem Himmel werden wir nicht leben können. Der Winter soll hier streng und lang sein; vier und mehr Monate ist die Erde gefroren, erzählen die hiesigen Kosaken.“

Willem klagte:

„Wenn ich mich umschaue, geht mir aller Mut verloren. Das Gras ist halb verdorrt. Wenn die Hitze noch länger anhält, wird die ganze Gegend bald kahl und trocken liegen. Wovon soll der Bauer leben, wenn alle Pflanzen eingehen. Und erst der Handwerker, wie kann der hier bestehen, wo der Bauer kein Brot anbauen kann?“

„Du bist über Nacht ganz in Furcht geraten. Und das allein vom Anblick des Ortes.“

Willem lächelte beschämt. Er sagte:

„Überall in der Kolonie sind die Leute von Schrecken ergriffen, und ich habe mich auch anstecken lassen.“

Willem war am frühen Morgen ausgegangen. Er war unruhig und wußte sich in seiner neuen Lage keinen Rat. Die Erdhütte gefiel ihm, auch die Ställe und Schuppen aus Zaunwerk, doch die trockene Hitze war schrecklich. Die Erde ernährt die Menschen, wenn sie Wärme und Feuchtigkeit hat. Auf trockenem Boden wächst keine Pflanze. Da hilft alle Mühe nichts. Fliehen, ehe es zu spät ist! hörte er einige Kolonisten sagen. Willem fühlte, daß er aber gerade hier, wo er mit der Natur gewaltig ringen mußte, Befriedigung finden könnte. Was ihm im Leben leicht zuflöß, schätzte er nicht. Wie gut, daß er bei Seb war. Der hat viel Geduld, die ihm selbst oft fehlte, und ohne Geduld kommt man im Leben nicht weit voran. Willem versuchte, sich selbst zu trösten, aber die Sonne stieg am Himmel ebenso unbarmherzig heiß auf wie am Vortag, wie die ganze Zeit, seitdem er an der Unteren Wolga angekommen war. Kein Wölkchen zeigte sich am blauen Himmel, das die heiße Sonnenscheibe verdecken könnte. Wo waren sie nur, die vielen schweren Wolken, die er in seinem Leben gesehen hatte: am Rhein, über dem Meer, in Petersburg, wo sich die Sonne monatelang nicht blicken ließ. Willem schaute von Gedanken geplagt in das tiefe Karamantal. Es war mit Eichenwald bewachsen. Die Blätter der Bäume hingen welk in den knorrigen Kronen.

Katrin kam hinzu. Sie sah die Männer an, wobei sie ihre Augen mit der Hand abschirmte und schmunzelnd sagte:

„Hier kann man sich gut durchwärmen, da bleibt einem sicher nichts gefroren.“ Mit ernster Miene fügte sie hinzu: „Ich kann es nicht glauben, daß es hier im Winter kalt ist. Was wird mit der vielen Wärme, die den Sommer über in die Erde dringt?!“

Sie schaute über den Fluß auf die Höhe, die völlig kahlgebrannt war. . .

Die erste Versammlung der Kolonisten führte der Bevollmächtigte der Werbungsgesellschaft Le Roy und Pietet der Offizier Goguell durch. Die Kolonisten fielen Goguell, der sich sehr ruhig verhielt, zornentbrannt an. Viele schrien mit lauter Stimme und drohten mit Fäusten. Goguell hörte geduldig zu und nickte sogar bejahend zu manchen Beschuldigungen. Die Unzufriedenheit war sehr groß. Die einen fragten: „Wo sind die Häuser, die ihr uns versprochen habt?“ Andere riefen entrüstet: „Wo das fruchtbare Land, das ihr uns vorgemalt habt?“

„Da ist es!“ schrie Hans Haal und zeigte mit der Hand auf die kahle Steppe. „Da verlieren wir die Hosen, und die Haut zieht man uns auch noch ab.“

Schreiner fragte, wo die Pastoren und Schulmeister seien, die man zu stellen versprach.

„Nichts als Betrug, gemeiner Betrug“, schrie Kanter.

Um die Hausecke, wo sich die Weiber versammelt hatten und der Gemeindeversammlung zuhörten, streckte Anna Maria Kanter den Kopf vor und schrie:

„Die Hebammen, wo sind die, man wollte sie doch auch stellen.“

Müller ging auf Anna Maria zu und befahl:

„Mischen Sie sich nicht in Männersachen ein.“

„Hebammen, das sind Weibersachen“, verteidigte sich Anna Maria.

„Gemeindeangelegenheiten behandeln nur Männer, die Weiber haben da nichts zu sagen. Das ist Gesetz und bleibt Gesetz auch hier in dieser verfluchten Steppe, so ist der Wille unserer Väter.“

Nachdem die Empörungswelle etwas abgeflaut war, sprach Goguell. Er bedauerte all die Mißstände auf der

Kolonie und klagte über sein Schicksal, das ihn mit den Kolonisten verbunden hat. Die Direktion, sagte er, habe mit den Kolonisten großen Schaden erlitten. Sie habe viel Geld in das Unternehmen gesteckt und wenig Hoffnung, es zurückzubekommen. Die russische Regierung habe ihr Versprechen nicht gehalten, habe keine Häuser und Stallungen gebaut und eine schlechte Gegend zur Ansiedlung bestimmt. „Eigentlich ist es von großem Vorteil für die Kolonisten; sie werden sich selbst Gebäude bauen, was für sie viel billiger ist, als wenn die Krone es täte.“

Überall wurde in der Menschenmenge gemurrt, gebrummt, laut gestritten und gedroht.

Goguell erklärte, daß die Direktion mit Herrn Le Roy an der Spitze sich nicht gleichgültig zu den Kolonisten verhalten werde. Sie habe dazu auch kein Recht. „Wer wird es der Gesellschaft verzeihen, wenn sie ihr Geld leichtsinnig verschwendet? Die Direktion wird alles daran setzen, um von den Kolonisten einen guten Zehntel zu erhalten.“

„Das werden wir noch sehen!“ schrie erbost Hans Haal.

Darauf sagte Goguell:

„Führt euch nicht selbst irre. Die Direktion befiehlt und nicht ihr. Das ist im Vertrag festgelegt.“

Die Kolonisten verstummten. Den Vertrag hatten sie leichtfertig unterzeichnet. Man hatte sie ganz geschickt in die Falle gelockt. Die Werber erklärten ihnen, der Vertrag wäre eine einfache Formalität und sein Sinn bestünde darin, Leute für die Auswanderung zu gewinnen, und die Unterschrift bestätige nur ihr Einverständnis, nach Rußland auszuwandern. Von Verpflichtungen der Auswanderer den Werbern gegenüber hatte man nichts oder nur wenig gesagt.

Auf der Versammlung wurde auch ein Vorsteher gewählt. Dabei ging es ruhig zu. Zwei Männer hatten sich zur Wahl aufstellen lassen: Seb Bauer und Philipp Schreiner. Beide genossen in der Gemeinde Ansehen. Nach Stimmenmehrheit wurde Seb Bauer gewählt. Philipp Schreiner wurde Beisitzer.

Das Schulmeister- und Schreiberamt übertrug man Müller.

Die Versammlung hatte auf die Kolonisten einen großen Eindruck gemacht. Sie hatte ihre Gemeinschaft bedeutend gefestigt. Jetzt hatten sie einen sie schützenden

Vorsteher über sich und fühlten sich einer von ihnen bestimmten Obrigkeit untertänig.

Goguell versuchte die Kolonisten weiter zu beschwichtigen:

„Was hier an Regen fehlt, habt ihr an Land mehr. Dreißig Deßjatinen Land auf eine Familie, soviel besitzt in Deutschland nur ein Gutsbesitzer. Das Korn und Gras, das unter heißer Sonne wächst, ist viel nahrhafter als das in regenreichen Gegenden. Das Kalmückenvieh, das kaum lebend den Frühling erreicht, frißt sich in einem Monat in der Steppe fett.“

Frau Marget Wulf war zur Kolonie zurückgekehrt. Sie sah betrübt und traurig aus. Mit Joseph Riedel war sie nicht in den Ehestand getreten. Die Weiber auf der Kolonie waren neugierig auf den unerwarteten Fall. Marget sprach nicht viel darüber. Auf die Frage, warum sie ihren Bräutigam nicht geheiratet hatte, antwortete sie, er hätte ihr nicht gefallen.

Anna Maria Kanter stichelte, daß ihr alles klar sei:

„Das Frauenzimmer will doch nicht züchtig leben, darum auch keine Ehe eingehen, es will heute den und morgen einen anderen haben.“

Die Weiber hörten Anna Maria mit Vergnügen zu, ohne jedoch ihren Worten ernstlich Glauben zu schenken.

Müller besuchte Frau Marget. Er war erregt, und anstatt ihr Vorwürfe zu machen, wie er sich vorgenommen hatte, lächelte er freundlich und benahm sich höflich. Auch Frau Marget bemühte sich um Anmut und Trautheit. Sie wollte bedauert und nicht belehrt sein. Müller erklärte Frau Marget, er habe ihr etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, ihr einen Entschluß zu erklären, wie er es noch nie zuvor so ehrlich und sicher getan habe. „Hier“, sagte er, „an diesem öden Karaman bin ich glücklich, das teuerste, was ich in mir trage, was mein Leben erhält und erfüllt, auszusprechen.“

Frau Marget wurde unsicher.

„Nein, nein, Herr Schulmeister, sagen Sie mir weiter nichts. Ich bin immer noch ganz durcheinander von dem Erlebnis mit Riedel. Ich muß mich erst beruhigen, sonst komme ich ganz aus dem Gleis. Verschonen Sie mich. Ich bin ein Weib und schwach von Natur.“

Frau Marget senkte sanftmütig den Kopf, stand eine Weile so vor Müller, drehte sich dann um und ging.

Die Kolonisten wählten einen Platz für die Siedlung aus. Die erste Straße sollte entstehen. Seb beriet sich mit den Männern. Alle wünschten, die Straße möglichst nahe am Karaman anzulegen, denn Wasser war rar. Eine jede Familie erhielt an der schnurgeraden Straße am Ufer des Flusses einen Hofplatz, von dem das Wasser schnell und leicht erreichbar war.

Der Ort lag noch leer, nur die Pfähle, die die Höfe begrenzen, staken in der Erde. Sie zeigten, daß hier gelebt werden sollte. Ein wüstes Land sollte erobert werden.

Hans Haal stand auf seinem Hofplatz und hielt weit hin Umschau. Sein Nachbar, Martin Kanter, fragte ihn, wie es ihm zumute wäre, worauf Haal nach kurzem Nachdenken antwortete:

„Schlecht und auch gut, so ein sonderbares Gemisch steckt mir jetzt im Gemüt.“

Darauf fragte Kanter, was Haal gut stimmen könnte in dieser verfluchten Lage, in der sie sich jetzt befänden.

Haal erklärte:

„Ich fühle das erste Mal in meinem Leben, daß ich Anteil an der Erde habe. Der Boden, auf dem ich stehe, ist mein, das freut mich und gibt mir Mut.“

In der Zeit, als die Männer den Grundstein für die Siedlung legten, saßen Katrin Linneberger und Marget Wulf in der Erdhütte zusammen. Marget hatte sich Katrin anvertraut und erzählte ihr offenherzig von ihren Erlebnissen bei Joseph Riedel.

„Er ist nichts für mein Herz, weil er so grob und unverständlich in seinen Gefühlen ist.“

Katrin versuchte Marget zu trösten:

„Vielleicht täuschst du dich, er muß sich auch erst an dich gewöhnen, das braucht Zeit“, sagte Katrin.

„Nein, nein“, wehrte Marget kopfschüttelnd ab. „Lieber ewig allein bleiben, als mit einem solchen Holzklotz zu leben.“

Katrin lächelte aufmunternd:

„Manch ungeschliffener Bursche wurde unter den geschickten Händen seiner Frau zu einem liebenswerten und treuen Mann.“

„Joseph Riedel kann von keiner Frau umerzogen werden. Er bleibt so wie er ist bis ins Grab“, widersprach Marget.

„Und Müller? Er meint es, glaub ich, ernst mit dir, warum hast du ihn so entschieden abgewiesen?“

Marget wurde trübsinnig.

„Jung und alt passen in der Ehe nicht zusammen. Ich müßte da immer Angst haben, daß er vor mir stirbt, und immer in Sorgen leben, was ich tun werde, wenn er tot ist. Wie kann man dabei zufrieden und glücklich sein? Es gibt ein Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern, und daraus folgt, daß es mit uns nicht gehen wird.“

Katrin lächelte:

„Ich kannte ungleiche Ehen, die sehr glücklich waren.“

„Da muß aber der Ältere für seine Jahre jung und der Jüngere reif sein“, bemerkte Marget.

Katrin nickte. Sie begann wieder von Müller zu sprechen:

„Er hat Manieren, ist ein guter Musiker und jetzt sogar Schulmeister.“

„Schulmeister?“ wiederholte Marget, „das ist nicht verlockend. Die Schulmeister, soviel ich weiß, gucken immer in die leere Schüssel.“

„Du bist wählerisch. Auf solch eine Art bleibst du dein Leben lang allein.“

Marget lachte laut auf. Dann sagte sie:

„In eurer Hütte ist es geradezu heimisch. Ich bin aber des Zusammenwohnens im Haufen müde und wäre froh, wenn ich allein wohnen könnte.“

„Besuche mich öfters. Ich werde mich immer freuen“, sagte Katrin.

Marget dankte und sagte verschämt:

„Ich befürchte, Herrn Vorsteher lästig zu sein.“

„Hier wohnt auch Willem, gefällt er dir nicht?“

Marget schaute Katrin starr an. Diese hatte sichtbar einen wunden Punkt in Margets Gefühlen getroffen.

„Denkst du, ich könnte ihm gefallen? Ich glaube nicht daran. Solch ein Glück ist mir nicht beschieden“, sagte Marget mit schwerem Herzen.

Katrin schwieg. Nach einer Weile sagte sie mit tiefem Ernst:

„Versuche es einmal, vielleicht bist du die Schlange, die ihn verführt. Er liebt reizende anmutige Weiber, Frechheit ist ihm zuwider. Darum sei bescheiden und bleibe verschlossen, nimm dich zusammen und lasse dich nicht durchschauen. Nur das Unergründete kann ihn verleiten.“

... Eine Gruppe Kolonisten unter der Führung von Peter von der Lauterbach wollte sich nach Katharinenstadt begeben, um Pferde zu kaufen. Das Vieh auf dem Katharinenstädter Markt kam von den Kalmücken. Auf Pferden reitend, die der Offizier Goguell zur Verfügung gestellt hatte, traten die Kolonisten die Reise an.

Katharinenstadt lag näher zum Karaman als Pokrowsk. Der Weg war gefahrloser. Es ging geradewegs von der Karamanhöhe hinunter an die Wolga. Katharinenstadt und die Kolonien in ihrer Umgebung lagen dicht beieinander und konnten sich daher besser vor Überfällen schützen. Die Stadt war eine kleine Siedlung aus Holzhäusern und einigen Lagerräumen mit Lebensmitteln und Gerätschaften für die Kolonien der Umgegend.

Der Markt befand sich außerhalb der Stadt auf freiem Feld. Handwerker aus Katharinenstadt boten ihre Waren auf dem Markt an. Doch die regesten Geschäfte machten die Viehhändler.

Das Vieh war schlecht gezähmt. Die Pferde scheuten. Beim Annähern eines Käufers bäumten sich die wilden und flinken Tiere der Steppe auf. Die Kalmücken wußten, daß die Kolonisten zahme Tiere schätzten, und sie bemühten sich sehr, ihren Tieren dieses Aussehen zu verleihen. Folgte ein Pferd willig am Zügel, so war das höchst Mögliche erreicht. Eingefahrene Pferde gab es bei den Kalmücken nicht, weil sie keine Zugtiere gebrauchten.

Die Pferde der Kalmücken waren viel kleiner und schwächer als die Pferde in Deutschland.

Die Kühe waren nicht weniger wild als die Pferde. Sie rissen und zerrten an ihren Stricken und brüllten drohend jeden Käufer an, der sich ihnen näherte.

Peter von der Lauterbach gefiel ein junger brauner Hengst. Er bat den Händler, er solle das Pferd vorreiten. Dieser wollte das anfangs nicht befolgen, als er aber sah, daß er mit seinem Käufer anders nicht einig werden konnte, versuchte er vorsichtig, das Pferd zu hätscheln, und lispelte dem Tier beruhigend zu. Der Hengst aber schnaubte wild mit geblähten Nüstern. Der Kalmücke schlich näher an das Pferd heran und hatte ihm augenblicklich den Zaum über den Kopf geworfen. Das Tier wurde rasend. Es riß mit aller Gewalt an seinem Strick, bäumte sich auf und versuchte, seinen Bändiger mit Hufschlägen

zu erreichen. Der Reiter zog die Zügel über den Kopf auf den Rist des Pferdes. Drei Männer lösten den Strick vom Pfahl, hielten ihn aber straff fest. Mit einem Sprung saß der Kalmücke auf dem Rücken des Pferdes. Die Männer lockerten den Strick. Das Pferd bäumte sich hoch auf und bockte in großen Sprüngen. Der Reiter aber saß fest auf dem Rücken des Tieres. Viele Zuschauer umstanden in gebührender Entfernung das bockende Pferd mit seinem Reiter. Unter ihnen entstand ein Streit. Die einen behaupteten, daß das Pferd den Reiter abwerfen würde, die anderen aber stimmten für den Triumph des Reiters. Peter von der Lauterbach gehörte zur ersten Gruppe und setzte fünf Rubel auf die Wette.

Das Pferd ließ in seiner Wut nach. Die Bocksprünge wurden seltener und kraftloser. Plötzlich bäumte es sich so hoch wie nie zuvor auf, wieherte jämmerlich und fiel kraftlos zu Boden. Der Reiter war abgesprungen. Er trieb das Pferd hoch. Es stand still wie im Tran, teilnahmslos zu allem, was rundherum vorging. Sein Körper zitterte. Die Streitparteien wurden sich nicht einig, ob der Reiter nun abgeworfen worden sei oder sich das Tier ermattet ergeben hätte. Da es keinen Schiedsrichter gab, blieb der Streit unentschieden.

Von der Lauterbach kaufte den Hengst, Johann Haal warnte ihn:

„Mit diesem Tier wirst du nicht viel anfangen können.“

„Du verstehst wenig von den Menschen. Ein Widerspenstiger, der einmal geknickt wurde, wird zum gehorsamsten Untertan. So sind auch die Tiere. Bei uns in Regensburg war ein geschickter Tierbändiger und dieser sagte, daß ihm die Tiere nur deshalb so gut gehorchen, weil er mit ihnen umgeht wie mit Menschen.“

Peter von der Lauterbach hatte ein Dutzend Pferde für die Kolonie angekauft. Das rechnete man als Ereignis. Zwar war es noch weit von der ersehnten Stunde, wo ein Pferd den Wagen ziehen würde. Doch ein Pferd zu besitzen, war für jeden Kolonisten ermutigend. Sie verließen sich darauf, daß ihnen die Pferde helfen würden, Wohlstand und Glück zu erreichen.

Von der Lauterbach beschloß, in Katharinenstadt zu übernachten. Der Weg in die Kolonie war unsicher. Oft lauerten Räuber in der Nacht an Wegen und erschlugen

und beraubten reisende Kolonisten. Peter von der Lauterbach ließ vorsorglich seine Pferde brandmarken, da geraubte Pferde gewöhnlich wieder auf den Markt zum Verkauf gebracht wurden. Dazu trieb er die Pferde zum Schmied Karl Weiler. Sein Gewerbe blühte. Hunderte Pferde wurden von den Kolonisten gekauft, und alle mußten gezeichnet werden.

Nachtquartier nahm von der Lauterbach bei Schreinermeister Dörfler. Er besaß einen Schuppen mit Schlafbänken als Schlafraum für die Gäste, und sein Hof war fest umzäunt.

Meister Dörfler unterhielt sich gern mit seinen Gästen. Richtiger gesagt, er sprach gerne zu ihnen. Auf jede Frage, die Dörfler gestellt wurde, gab er weitläufige Erklärungen. Viel erzählte er von dem jungen Pfarrer Balthasar Wernborner. Der Geistliche war vor nicht langer Zeit aus Orenburg an die Wolga gekommen und hatte sich mit Leib und Seele seinem Dienst bei den Kolonisten hingegen. Den Edelmut dieses Mannes konnte Dörfler nicht genug loben. Von Katharinenstadt war Meister Dörfler sehr begeistert. Er malte sich für diese Stadt eine große Zukunft aus. „Auch Saratow war einst klein und schwach“, erklärte er seinen Zuhörern. Dörfler lobte auch die Handwerker in Katharinenstadt. Alle seien ausgesuchte Meister. Katharinenstadt begann den Bau einer Kirche. Dörfler hatte sich der Schreinerarbeiten angenommen. Er sagte, daß die Gemeinde ihn groß ehre und um ihn besorgt sei, da sie so einen geschickten Meister wie ihn nicht mehr finden würde. Die Umgebung von Katharinenstadt sei vortrefflich, prahlte er. An der ganzen Wolga gäbe es keine so schöne Gegend mehr, breit und tief sei hier die Wolga, reich an Fischen, und schön von der Stadt aus anzusehen.

„Und wer hat den Platz ausgesucht?“ wollte Peter von der Lauterbach wissen.

Dörfler stutzte. Er mußte erst nachdenken.

„Die russische Regierung. Alle Orte für die Siedlungen waren doch schon bestimmt, ehe wir ankamen.“

„Gewiß“, sagte Peter von der Lauterbach. „Eine Regierung ist gescheit und muß ihren Untertanen alles genau vorschreiben, wo sie zu gehen, wo zu sitzen und wo sie zu wohnen haben, sonst könnten die Untertanen noch meinen, sie dürften auch selbständig denken.“

Die allerbegehrteste Ware auf dem Markt war der Tabak. Das Tabakrauchen fand immer größere Verbreitung. Auch die Kalmücken waren auf den Geschmack gekommen. Sie zahlten erstaunlich hohe Preise, aber noch war Tabak rar, weil er in den Kolonien erst wenig angebaut wurde. Hans Haal hatte sich eine Tüte Samen bei einem Kolonisten aus Wittmann gekauft mit der Absicht, am Karaman Tabak anzubauen.

Meister Dörfler fragte Peter von der Lauterbach vertraulich, ob sich auf seiner Kolonie nicht Jungfern oder Witwen befänden, die sich nach Katharinenstadt verheiraten wollen. Er wisse hier, sagte er, tüchtige junge Männer, gescheite und gute Meister, die sich gerne eine Frau ins Haus nehmen möchten. Dörfler flüsterte Peter ins Ohr, daß er, wenn Peter eine Braut brächte, eine gute Belohnung zahlen würde.

Peter dachte sogleich an Frau Marget Wulf. Er könnte dem frechen Bauernknorren Riedel einen entschiedenen Strich durch die Rechnung machen. Frau Marget war schön und reizend, und Peter zweifelte nicht daran, daß sie einem Bräutigam gefallen würde. Am Karaman in einer Erdhütte wohnen oder in einem hölzernen Haus in Katharinenstadt, das würde sich manche Frau überlegen. Trotzdem erklärte er tieferrnst und belehrend:

„Eine Frau, das ist kein Stück Brot, das man abgeben kann, um den Hunger eines anderen zu stillen. Sie ist auch kein Wams, das man einem Frierenden gibt, damit er sich wärmen kann. Das Weib ist was Einziges auf der Welt und der schönste Teil des Menschengeschlechts.“

Dörfler brauste böse auf.

„Willst du mich zum Heiraten verleiten? Ich habe schon zwei Jahre eine Frau im Bett und dazu die schönste in der Stadt.“

„Frau Anna?“ fragte Peter von der Lauterbach. „Ich habe ihr schon einigemal zugeblinzelt, und sie schien mir davon befangen.“

„Duu...! Ich jage dich vom Hof“, schrie Dörfler rot vor Zorn.

„Herr Wirt, haben Sie keine Angst. Frau Anna gefällt mir nicht.“

Meister Dörfler sprach kein Wort mehr mit Peter.

Direktionsoffizier Goguell mahnte Seb eindringlich an seine Vorsteherpflichten. Er sollte die Kolonisten streng zur Arbeit anhalten und darauf achten, daß sie nicht verschwenderisch lebten, sich nicht dem Mißmut und dem Leichtsinn hingaben, und sie zwingen, sich endgültig in der Kolonie festzusetzen.

Seb war über Goguells Anweisungen empört. Er sagte, daß jeder Kolonist sein Leben nach seinem Gefallen und Verständnis einrichten muß.

„Ein jeder Mensch kennt seine Fähigkeiten und Möglichkeiten am besten“, erklärte er entschieden. „Ich werde gerechte und strebsame Menschen loben, Unzucht und Verbrechen bestrafen, das ist die Hauptsache meines Amtes.“

Goguell verzog das Gesicht.

„Da gehen Sie mit der Meinung unseres allerhöchsten Präsidenten der Kaiserlichen Kanzlei der Vormundschaft für Ausländer des Fürsten Grigori Orlow auseinander. Seine Hoheit besitzt Tausende Bauern und weiß, wie man mit ihnen umgehen muß.“

Seb horchte erstaunt.

„Und welcher Ansicht ist der hohe Fürst?“

„Nur einer“, sagte Goguell, „die er von seinen Ahnen geerbt hat, die diese sich von ihren leibeigenen Bauern gemacht hatten. Fürst Grigori Orlow ist der festen Meinung, daß den Kolonisten die geistigen Fähigkeiten fehlen, selbständig wirtschaftliche Tätigkeit anzustreben und ein bedachtes Leben zu führen. Sie müßten, glaubt er, ständig an der Leine geführt und mit der Peitsche angetrieben werden, und diese wichtige Funktion müßten Edelleute ausführen. Die Vorsteher seien dabei nur Aufseher.“

„Aber das Manifest, ist das aufgehoben?“ fragte Seb.

„Das Manifest“, wiederholte Goguell, „es dient dem Zweck der Anwerbung von Kolonisten und wird bei der Verwaltung der Kolonien nicht zur Anwendung kommen.“ Seb verstand, daß Recht und Gerechtigkeit hier nicht zu suchen waren.

Überall auf den Hofplätzen wurden Gruben für Erdhütten ausgehoben, Pfähle für Schuppen und Stallungen eingerammt. Holz zum Bauen holte man sich aus dem Wald im Karamantal. Die Saratower Wojewodenkanzlei hatte den Kolonisten für den Holzschlag den Wald am

Wolgaufer zugewiesen. Doch der Weg vom Karaman bis dorthin war weit, zwei Tage brauchte man für eine Fahrt. Mit den nicht an Zugarbeit gewöhnten Pferden war es so gut wie unmöglich, genügend Holz zu befördern. Man entschied sich darum für Waldfrevel in dem nahegelegenen Wald. Goguell und die Beamten aus der Wojewodenkanzlei schwiegen dazu. Wahrscheinlich wußten sie keinen anderen Ausweg.

Seb und Willem hatten mit dem Bau von zwei Erdhütten begonnen — Seb wollte es so. Willem fügte sich, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte Sebs Gedanken erraten. Katrin war anzusehen, daß sie schwer an Willems Geständnis trug. Willem war müde. Er sehnte sich nach Ruhe.

Beide Hütten waren gleich groß angefangen und sollten auch in allem gleich vollendet werden. Seb und Willem arbeiteten bis spät in die Nacht hinein und gingen todmüde schlafen.

Marget weilte beständig bei Katrin in der Erdhütte. Sie brachte Mehl, Grütze und Fett mit, und gemeinsam bereiteten sie in einem Kessel das Essen zu. Marget betrug sich bescheiden und sittsam. Sie ahmte eifrig Katrins Tugenden nach. Katrin führte die Hauswirtschaft, Marget war ihre geduldige und getreue Gehilfin. Am Tisch saßen sie zu viert: zwei Männer und zwei Frauen. Selten nur trafen sich Margets und Willems Augen. Sie blieb stumm, doch ihr Blick drang Willem tief rührend ins Herz. Beim Essen wurde wenig gesprochen. Nach der schweren Arbeit waren die Männer hungrig und ihre Sinne nur auf das Essen gerichtet.

Eines Tages kam Anna Maria Kanter erregt in die Hütte von Seb. Tränen rollten ihr über die Wangen. Endlich begann sie zu sprechen. Sie brauchte von Herrn Vorsteher einen Rat. Sie erzählte, daß Peter von der Lauterbach ihre Tochter Regine freien wolle und sie nicht wisse, was sie ihrem Töchterchen raten solle. Regine sei erst sechzehn Jahre alt, viel zu jung, um zu heiraten, aber der Bräutigam gefalle ihr über alle Maßen.

„Freit er für sich oder ist er Freierrmann?“ fragte Seb. Anna Maria war die Frage unverständlich.

„Peter von der Lauterbach hat mit Regine unter vier Augen gesprochen, sie hat mir gesagt, daß er ihr einen Heiratsantrag gemacht hat.“

„Da darf ich mich nicht einmischen. Zwang ist beim Heiraten gefährlich. Die Ehe muß ein jeder aus freiem Willen eingehen.“

Anna Maria nickte. Sie drehte sich auf dem Absatz um und sagte mit einem wütenden Blick auf Marget: „Unser-eins kann sich nicht so einschleichen wie diese da!“

Seb schüttelte erstaunt den Kopf.

„Eine richtige Heiratssucht ist da eingerissen.“

Katrin lächelte besänftigend.

„Heiraten, das ist Glück, und einem jeden muß es be-schieden sein.“

Die große Hitze am Karaman war für die Kolonisten schwer zu ertragen. Keiner von ihnen hätte früher ge-glaubt, daß es auf Erden so heiße Gegenden gibt. Zur Mit-tagszeit suchten alle nach schattigen Plätzen. Viele bade-ten im Karaman: der Fluß war eine Rettung vor der glü-henden Sonne. Auch die Erdhütten gaben kühlen Unter-schlupf. Die heißen Sonnenstrahlen konnten das dicke Erddach nicht durchdringen. Noch immer wollte niemand glauben, daß es in dieser heißen Gegend einen kalten Winter geben kann.

In der Abendzeit wurden Pferde eingefahren. Für die Kolonisten war dieses ein gerngesehener lustiger Aufzug. Jung und alt versammelte sich auf einem freien Platz auf der Straße, wo die Männer die struppigen Pferde für ihren Dienst zähmten. Erst wurde dem scheuen Pferd das Kummet angelegt. Das Tier witterte in dem massiven Ge-genstand, den man seinem Kopf näherte, Gefahr. Aus Angst sträubte es sich mit aller Gewalt. Zwei Männer hielten das Pferd am Zaum fest. Das Tier bäumte sich auf und versuchte, das Kummet abzuschütteln. Am Kummet waren zwei lange Stricke als Stränge befestigt. Zwei Män-ner zogen es an die Brust des Pferdes. Das Tier wehrte sich, wurde wütend, schlug mit den Hufen aus, biß und wieherte. Aber nach mehr oder weniger langem Kampf ergab es sich dem Willen der Kolonisten.

Einzelne Pferde ließen sich nicht einfahren. Sie wur-den meist billig verkauft.

Am Abend, als Marget nach Hause ging, stieß sie in der Hüttentür auf Willem. Sie blieb nahe vor ihm stehen und sah ihn fest an. Ein heißer Zug der Erregung durch-

strömte sie. Willem blickte befangen. Einen Augenblick schmiegte sich Marget an ihn, dann wandte sie sich schnell ab und ging.

Katrin saß in der Hütte. Sie hatte sich von der Tür abgewandt und sah mit starrem Blick zum Fenster am Giebeldach, durch das die roten Strahlen der untergehenden Sonne in die Hütte drangen.

Willem trat ein. Unschlüssig stand er im Raum und schickte sich an, fortzugehen. Katrin rief ihn zurück.

„Marget“, sagte sie, „liebt dich, und wenn du sie auch liebst, so heirate sie und quäle sie nicht länger.“ Willem schaute Katrin bestürzt an. Sie sprach ruhig weiter: „Du weißt, daß ich dich liebe und mich darum um dich Sorge. Ich will dich glücklich sehen.“

„Alles, was von dir kommt, ist mir teuer, auch Hohn und Spott“, entgegnete er mit gehobener Stimme.

Katrin traten Tränen in die Augen. Sie konnte ihre Erregung kaum bezwingen. Eine Weile starrte sie Willem an.

„Du weißt nicht, wieviel ich leide um dich, vom Schicksal sind wir getrennt, fest und hoffnungslos.“

„Und warum willst du mich verheiraten, mich von dir stoßen?“

„Dazu habe ich einen triftigen Grund. Ich kann nicht länger mehr nur fühlen, meine Kräfte schwinden, und ich muß denken. Hier in der Steppe sind wir angepöfcht wie Tiere auf der Weide. Nur Familienglück kann uns hier erhalten, und das gönne ich dir. Verzeihe mir, wenn ich unbarmherzig scheine. Für dich bleibe ich ewig, die ich jetzt bin...“

Eine Zeitlang war es in der Hütte quälend still. Eine kurze Zeit, die unendlich lang war. Jeder fühlte die Grausamkeit des Augenblicks. Von draußen drangen Stimmengemurmel und die harten Hufschläge trabender Pferde herein.

„Erst müssen wir die Hütte fertig bauen“, sagte Willem, „eine Frau unter ein fremdes Dach führen, möchte ich nicht.“

Katrin schaute Willem fragend an.

„Oder willst du Marfa, die Atamanstochter, heiraten?“ fragte sie.

Willem schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich bleibe bei euch. Mit euch habe ich Deutschland verlassen, mit euch gehe ich auch weiter den Weg, den wir betreten, bis ans Ende.“

Am Abend spazierte Willem mit Frau Marget von der Plattform, auf der die Siedlung angelegt war, hinunter in das Tal, dem Schatzhügel zu. Die Luft hatte sich abgekühlt, und die Leute verließen ihre Behausungen, um im Freien frische Luft zu atmen. Einige Frauen sahen dem Paar neugierig nach. Die rothaarige Liese Götz verzog grimmig den Mund und stachelte die umstehenden Weiber an:

„Kennt die Marget am Ende einen Spruch, mit dem sie die Männer verlocken kann?“

Anna Maria Kanter fiel ein:

„Ich habe euch schon oft gesagt, Marget ist eine ganz Schamlose.“ Die Weiber sahen einander empört an. „Seht doch bloß, wie die geht.“

Liese geiferte:

„Sie hat den schönsten und vornehmsten Burschen der Kolonie an sich gezogen, und wir haben das Nachsehen. Wenn sie wenigstens etwas Besonderes wäre, eine Schönheit oder tugendhaft. Sie ist nicht im geringsten besser als du, Anna Maria.“

„Ja“, stimmte Anna Maria zu, „das wollte ich eben auch sagen. Sie ist keinen Besseren wert, als ich einen habe. Ich muß aber mit meinem Martin zufrieden sein. So eine Marget nimmt sich den Willem! Das dürfen wir nicht zulassen, Weiber! Wir lassen uns zu viel von ihr gefallen. Wenn wir fest zusammenhalten, läßt sie Willem im Stich. Wir müssen ihm nur alles über Marget stecken.“

Direktionsoffizier Goguell sprach mit Seb. Goguell war unzufrieden mit den Kolonisten. Er sagte, daß seine Vorgesetzten empört seien wegen deren Trägheit. Ihm sei befohlen, den Vorsteher so einzusetzen, daß er die Kolonisten bei der Arbeit antreibt. Am Morgen bei Tagesanbruch soll der Vorsteher die Kolonisten wecken und ihre Arbeit den ganzen Tag überwachen. Die Mittagspause soll abgeändert werden, so auch das übliche Zwei-Stunden-Essen. Am Abend soll die Arbeit erst nach Sonnenuntergang abgebrochen werden.

Seb brannte das Gesicht vor Zorn. Er fragte:

„Wer bin ich hier? Gewählter Vorsteher oder Aufseher von Le Roy?“

Goguell fühlte, daß er zuviel gesagt hatte.

„Ich verstehe“, lenkte er ein, „daß die Maßnahmen, die die Gesellschaft hier anwenden will, streng sind. Die Kolonisten sind ohnedies schon hart von ihrem Schicksal bedrängt. Jede neue Forderung kann sie in Wut bringen. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Kolonisten Schuldner der Gesellschaft Le Roy sind. Sie sind Verpflichtungen eingegangen. Geld ist Gold und hat seine strengen und festen Gesetze, die niemand abändern kann, wenn es auch sein innigster Wunsch ist.“

„Daraus wird nichts. Wir werden uns bei der Krone beschweren“, schrie Seb erbost.

Goguell bemühte sich rasch, Seb zu beruhigen. Er gab zu, daß kein Mensch in der Mittagshitze arbeiten könne. Als Geheimnis erzählte Goguell, daß sich in Katharinenstadt und in anderen Kolonien an der Wolga hochgestellte Persönlichkeiten aufhielten, die erfahren wollten, was die Kolonisten von der Zarin denken, ob sie nicht treubruchig sind. Die Späher seien Russen, verstünden aber Deutsch und hätten geheime Verbindungen zu Kolonisten, die sie über die Stimmung der Bevölkerung in Kenntnis setzen.

Seb hörte Goguell mißtrauisch zu. Er sagte:

„Unglaublich. Die Zarin hat nichts zu befürchten, sie hat ein Heer und viele Beamten, die sie schützen.“

Goguell grientete. Er beugte sich zu Seb hin und flüsterte ihm ins Ohr:

„Peter III., der Holsteiner, ist am Leben. Er sammelt ein Heer und will Petersburg einnehmen. Es ist möglich, daß er durch unsere Gegend ziehen wird. Wir müssen gemeinsam aufpassen, daß keine Kolonisten zu ihm überlaufen.“

„Es wäre nicht wünschenswert“, sagte Seb, „daß unsere Gegend zum Kriegssplatz würde. Den Krieg haben wir von Deutschland her satt.“

Goguell lachte klug. Er wollte Seb zeigen, daß er in Regierungsangelegenheiten gut Bescheid wußte, und ihn zugleich mit seiner Offenheit gewinnen.

„Bis nach Saratow läßt Katharina den Holsteiner nicht kommen. Er ist zur Zeit in der Umgegend von Orenburg, das ist noch weit von hier. In Samara steht die Armee des Generals Mansurow. Wenn der Peter einmal zu fassen bekommt, schlägt er ihn kurz und klein.“ Goguell lachte hei-

ter. Nach kurzem Nachdenken sagte er ernst: „Ich glaube nicht im geringsten an die Gerüchte von Peter III. Es sind eher aufständische Bauern, die sich mit der Regierung auseinandersetzen.“

Die Heumahd war in vollem Gange. Das Gras stand dürrftig, und auch das nur in Bodensenken und im Karantental selbst, aber es gab nahrhaftes und gutes Futter ab. In der heißen Sonne trocknete das gemähte Gras schnell und konnte schon nach einigen Tagen zu Haufen zusammengetragen werden. Seb war schon ein ganzer Bauer geworden. Er hatte ein Pferd und einen Wagen aus grobem Holzwerk, die er, wenn auch nur leihweise, von der Regierung erhalten hatte. Morgens in aller Frühe fuhr die Familie in die Steppe, und den ganzen Tag über wurde bei brennender Hitze gemäht, zusammengefahren und in Haufen gesetzt.

Marget arbeitete bei Seb. Sie war allein und darum gezwungen, sich einer Familie anzuschließen. Wo konnte sie auch lieber sein als bei Willem, in den sie jetzt grenzenlos verliebt war? In seiner Nähe fühlte sie die schwere Arbeit nicht, die sie jetzt verrichtete.

Katrin hatte es Marget geflüstert, daß Willem, sobald die Erdhütte fertig sei, sie freien wolle. Marget wartete sehnsuchtsvoll auf diesen Tag. Kein größeres Glück konnte sie sich jetzt wünschen.

Damke kam in das Kolonieamt, um sich einen Paß ausstellen zu lassen. Er hatte beschlossen, die Kolonie am Karaman zu verlassen. Er war der erste, der diesen Entschluß faßte. Gründe gab es viele, aber entscheidend war der: er wollte kein Bauer sein. Das Leben auf dem Lande war ihm zu einsam und zu eng.

Goguell war strikt dagegen:

„Die Werbungsgesellschaft kann ihr Geld nicht verantwortungslos auseinanderlaufen lassen.“

Damke erklärte, daß er seine Krönschulden im Kolonieamt gleich allen anderen am Zahlungstermin tilgen werde.

„Aber den Zehnten, wer wird den geben?“ fragte Goguell.

Damke wurde böse.

„Ich bin niemand einen Zehnten schuldig, und wenn die Gesellschaft einen Zehnten von mir haben will, so kann sie sich ihn am Karamanberg holen. Ich lasse ihn dort zurück.“

Goguell sah Damke drohend an:

„Was sich nicht biegen läßt, wird gebrochen. Es ist besser, wenn Sie sich fügen“, stieß er hervor.

„Ich bin Offizier!“ schrie Damke und richtete sich stramm auf.

„Gewesen“, erwiderte Goguell, „Was Sie waren, müssen Sie vergessen.“

Seb riet Damke davon ab, in die Stadt zu ziehen:

„Hier, auf dem Lande, kannst du leichter auf die Beine kommen, erntest dein Korn, ziehst Vieh auf, hast deinen Wagen und schaffst dir so ein ruhiges gesichertes Leben.“

Damke ließ sich nicht überreden.

„Ich gehe nach Pokrowsk“, sagte er, „und beginne ein Gewerbe. Ich zweifle nicht daran, daß es mir glückt.“

„Um ein Gewerbe zu betreiben, muß man Mittel haben. Das Geschäft ist wie ein Feuer, wenn man kein Holz auflegt, brennt es nicht“, meinte Seb.

Goguell mischte sich ins Gespräch:

„Er ist Offizier, was versteht er von Geschäften. Es ist eine große Frage, ob er Talent dazu hat. Der Wille allein genügt da nicht.“

Damke wandte Goguell den Rücken zu und tat, als hätte er dessen Worte nicht gehört.

„Für einen kleinen Anfang habe ich Geld. Ich werde auf dem Markt handeln, zuerst mit Kleinigkeiten, mit allem, was man kauft und verkauft. Wenn ich dann eine alte Bude habe, krieg ich auch mit der Zeit einen Laden und später ein Gasthaus, was mein Ziel ist.“

Seb schwieg. Er hatte nichts mehr zu sagen. Goguell erklärte Seb, daß dessen eigenmächtiges Handeln ein Verstoß gegen die Paßordnung sei und er mit der Direktion zusammenstoßen werde. Am nächsten Tag verließ Damke die Kolonie.

Le Roy war in der Kolonie erschienen. Er kam in einer vornehmen Kutsche wie ein hochgestellter Regierungsbeamter. Eine Eskorte aus zwei Reitern begleitete ihn. Mitten auf dem Siedlungsplatz hielt die Kutsche an, und Le Roy, ein fetter Franzose aus Lothringen, stieg aus. Er besichtigte mit strengem Eifer die Hütten und Schuppen, die

im Bau oder schon fertig waren. Als erster begegnete ihm Peter von der Lauterbach. Le Roy mißfiel der lange unbefangene Kolonist, und er herrschte ihn an:

„Warum schlenderst du da am hellen Tage herum?“

Peter von der Lauterbach maß Le Roy verächtlich von Kopf bis Fuß.

„Wer sind Sie, daß Sie sich unterstehen, mir Fragen zu stellen?“

„Vor dir steht dein Werbungsdirektor Le Roy.“

„Wenn das so wäre, hätte ich endlich mal den Betrüger lebendig vor Augen.“

Le Roy brauste auf.

„Soll ich dir vielleicht das Maul mit der Faust stoppen lassen“, schrie er und sah sich nach seinen Begleitern um. Die aber blieben ungerührt. Sie verstanden gut, daß, wenn sie eingriffen, ein Tumult mit der ganzen Kolonie nicht ausbliebe, und sie dann den kürzeren ziehen würden. Peter von der Lauterbach ballte die Fäuste und ging auf Le Roy los. Dieser retirierte nach seiner Kutsche. Peter ließ die Hände herabsinken und blieb ruhig stehen. Er schaute bedauernd auf Le Roy.

„Keine Angst, Herr Direktor, ich dachte, Sie seien ein Edelmann und wollten mit mir einen ehrlichen Kampf aufnehmen. Fliehende Gegner verfolge ich nicht. Ich mag keine Feiglinge.“

Le Roy geriet außer sich vor Zorn.

„Wo ist dein Vorsteher?“ schrie er. „Du sollst mir deine Grobheit schwer büßen.“ Peter feixte, was Le Roy noch mehr erboste. „Den Faulpelz sofort aufs strengste bestrafen!“

„Mit dem Vorsteher sei vorsichtig“, warnte Peter, „sonst verhaut er dich wie einen frechen Spitzbuben.“ Peter trat einen Schritt auf Le Roy zu. Dieser sprang eilig in seine Kutsche und schrie von dort, so laut er konnte, nach dem Vorsteher.

„Schrei nicht so schrecklich, ich werde dir selbst den Vorsteher rufen“, sagte Peter von der Lauterbach, „er ist auch nicht gut auf dich zu sprechen.“

Von dem Lärm waren schon mehrere Kolonisten angelockt. Sie umstanden die Kutsche und schauten erstaunt auf den fremden Herrn, der die Neugierigen böse anstarrte. Nun kam auch Seb hinzu. Er stellte sich Le Roy vor. Le Roy begann sofort, ihn mit Schimpfworten zu über-

schütten. Seb befolge die Anweisungen der Direktion nicht und treibe die Faulenzer nicht zur Arbeit an. Die Kolonisten, wütete er, seien schamlose Schmarotzer, Menschen ohne Ziel und Streben.

Einer, Philipp Schreiner, löste sich aus dem Menschenring und trat entschlossen auf Le Roy zu:

„Es reicht. Wir lassen uns nicht länger von dir beleidigen. Du kannst abfahren.“

„Was!“ schrie Le Roy. Seine Stimme überschlug sich. Er zeigte auf Schreiner. „Diesen und“, Le Roy suchte mit dem Blick nach Peter von der Lauterbach.

„Und diesen“, sagte Peter von der Lauterbach und zeigte mit dem Finger auf sich.

„Ja, ganz richtig, diesen zwei verabreichen je zwanzig Peitschenhiebe.“

In der Gruppe lachten einige laut auf. Le Roy bebte vor Zorn. Peter von der Lauterbach höhnte:

„Im voraus danke ich untertänigst für die milde Gabe, Herr Direktor.“ Er versetzte den Pferden vor der Kutsche mit einem Stock kräftige Hiebe, daß diese erschrocken davonstürmten. Der Kutscher konnte sie nicht aufhalten, weil ein Steinhagel die Kutsche verfolgte. Die beiden Reiter sprengten der Kutsche nach, ohne den geringsten Versuch zur Abwehr zu machen. Keiner der Kolonisten hielt mit seiner Freude über den eben errungenen Sieg hinter dem Berg. Nur Seb blieb ernst. Er verstand, daß das soeben Vorgefallene noch lange kein Endsieg war. Die Direktoren haben das Geld und damit die Macht über die Kolonisten. Geldfesseln wiegen schwerer als Ketten.

Trotz aller Schwierigkeiten ging das Leben auf der Kolonie vorwärts. Es wurde fleißig und eifrig gebaut. Die Kolonisten nannten ihre Kolonie Dachskolonie und sich selbst Dachse. Dabei war die Siedlung schon ein richtiges Dorf. Es gab eine Rinderherde und auch Schafe besaßen manche Kolonisten. Zwei Ferkel gab es ebenfalls im Dorf und auch eine Ziege. In der Nacht bellten Hunde nach dem Mond und am Morgen krächten Hähne.

Katrin und Marget knüpften Binsenmatten. Binsen gab es am Karaman genug. Mit den Matten verkleidete man Wände und Türen, sie dienten als Teppiche und als Matratzen auf den Pritschen. Die Binsenmatten waren eine der ersten Waren, die man nach Katharinenstadt

auf den Markt brachte. Schnur und auch Stricke fertigte man aus Riedgras. Auch das Korbflechten betrieben viele Kolonisten.

An der Einfahrt ins Dorf ließ Seb einen Pfosten mit einem Schild daran aufstellen. Darauf standen der Name der Kolonie und das Gründungsjahr 1767. Die Kolonisten glaubten fest an das Gedeihen ihrer Kolonie.

Der Weg nach Katharinenstadt war halbwegs befahrbar, doch allein wagte sich niemand auf die drei bis vier Stunden lange Fahrt. Immer wieder hörte man von Räuberüberfällen auf Reisende. Daher sammelten sich zur Fahrt nach Katharinenstadt meist ein Dutzend oder mehr Fuhren, und ein jeder nahm irgendeine Waffe mit. Meist war es ein Beil, weil es auch bei Reparaturarbeiten unterwegs dienlich war. Die Wagen bestanden ganz aus Holz, und nicht selten brach eine Achse, und es mußte eine neue eingezogen werden.

Müller machte jetzt immer ein würdevolles Gesicht. Er war ganz in seiner Schulmeisterrolle aufgegangen und trank nur noch heimlich Schnaps. Bei ihm in der Hütte, die ihm gleichzeitig als Amtsstube diente, saß mit ernster Miene Peter von der Lauterbach. Müller war sein Gegner.

„Regine ist noch zu jung, sie ist unmündig und läßt sich von kindlichem Leichtsinne leiten“, erklärte Müller.

Peter schaute Müller scharf an.

„Um zu heiraten, versteht Regine genug, wenn es nicht so wäre, würde sie nicht heiraten wollen.“

„Regine ist für die Ehe noch nicht reif. Zu einer Ehefrau gehören reife Gefühle“, erklärte Müller.

„Die hat sie. Sie hat es mir ganz offen gestanden. Wäre ich sonst zu Ihnen gekommen?“

„Ich muß erst mit Regine selbst sprechen“, sagte Müller.

Peter widersprach:

„Das geht nicht, Regine schämt sich.“

„Sehen Sie“, erklärte Müller, „ein Beweis dafür, daß das Mädchen noch nicht heiratsfähig ist.“

„Sie behaupten, Herr Schulmeister, was Sie nicht wissen. Ich kenne Regine und weiß, was sie und wozu sie fähig ist.“

Müller gab nicht nach:

„Sie sollten sich ein erwachsenes Mädchen zur Frau nehmen, die die Hauswirtschaft führen kann, die Ihnen zugetan ist und in allem Sie zu versorgen imstande wäre. Eine gute Frau neben sich ist ein Paradies auf Erden.“

„Eine Mutter für mich habe ich nicht nötig.“

Müller sprach noch viel mit Peter von der Lauterbach. Peter hielt aber an seiner Forderung fest: er wollte sich mit Regine verloben. Vernunft, belehrte Müller, sei das Maß, mit dem man an die Heirat herangehen müsse. Auch damit ließ sich Peter von der Lauterbach nicht überzeugen. Müller drohte mit alten Gesetzen aus Deutschland, die vorzeitiges Heiraten verbieten. Auch dieses wies Peter zurück.

„Wir sind nicht in Deutschland, und hier am Karaman wirken keine Gesetze. Es sind heuer noch keine geschaffen worden.“

„Wir brauchen hier keine Gesetze zu schaffen, man wird sie uns geben“, erklärte Müller wissend und stolz.

„Das geht aber nicht so schnell“, erwiderte Peter von der Lauterbach.

Müller erinnerte Peter von der Lauterbach an sein früheres Streben, in der Stadt zu leben, worauf Peter entschieden antwortete, daß er auf dem Land leben werde, da ihm das ländliche Leben gut gefiele. Müller ergab sich. Er war es müde zu streiten, vielleicht bedauerte er Peter auch. Eins war Müller klar geworden, daß es gar nicht so leicht ist, Menschen zu bevormunden, wenn man keine Machtmittel besitzt, außer der Kraft des Wortes.

Peter und Regine waren verlobt. Regines Mutter, Anna Maria Kanter, hatte sich seitdem völlig verändert: sie war sehr stolz geworden und antwortete auf die Grüße der Nachbarinnen oft nicht.

Die Zeit der Roggenaussaat nahte. Die Kolonisten gingen mit Eifer ans Werk. Sie erhofften von ihren Saaten Ernten, die ihnen zu einem besseren Leben verhelfen würden. Seb und Willem hatten schon ein ansehnliches Stück in der Steppe beackert. Es war unglaublich schwer, mit dem Hackenpflug den harten Boden zu bezwingen. Mühsam wurde mit dem schwachen Pferd etwas Erde gebrochen, die den Samen aufnehmen sollte. Die Landstücke waren noch nicht verteilt, und ein jeder ackerte dort, wo es ihm gefiel. Niemand kannte das Land und das Kli-

ma am Karaman, um bestimmen zu können, wo bessere Ernten gedeihen könnten. Alles Wichtige für den Ackerbau in dieser Gegend war unbekannt und schwer zu erkunden.

Der Roggensamen mußte aus Katharinenstadt geholt werden. Offizier Johann Wilhelmi hatte ihn in Nishni Nowgorod angekauft und in Katharinenstadt eingelagert.

An einem Morgen fuhren elf Fuhren von der Kolonie nach Katharinenstadt ab. Der Himmel war trübe und regenschwer. Mit beladenen Wagen auf so schlechten Wegen in den Regen zu kommen, war gefährlich, doch der Bauer kann auf gut Wetter nicht warten.

Lagerleiter in Katharinenstadt war Heinrich Weißer, ein wortkarger und eigensinniger Mensch. Den Roggensamen maß er mit einem Faß, das ein Pud Roggen fassen konnte. Weißer füllte aber das Faß nur bis zwei, drei Finger unter dem Rand. Die Kolonisten protestierten dagegen. Weißer erklärte, daß er mit dem einbehaltenen Korn seine Verluste beim Vermessen decken wolle. Es kam zum Streit. Man konnte sich nicht einig werden. Die Kolonisten beschwerten sich beim Hofrat Tilzin, der die Lager verwaltete. Weißer mußte nachgeben. Durch den Streit war jedoch viel Zeit verlorengegangen, und erst spät am Nachmittag konnten sich die Fuhren auf den Heimweg begeben.

Der Himmel hatte sich aufgehell, und der Weg war trocken. Doch bei der Überfahrt am Kleinen Karaman blieben einige Fuhrwerke im Sumpf stecken. Ihre Last mußte Sack für Sack über den Fluß gebracht werden. Es war schon gegen Abend, als die Fuhren vom Kleinen Karaman wegfuhren.

Von den elf Fuhrmännern hatte keiner an etwas Bedrohliches gedacht, als auf der Höhe am Karaman kurz nach Sonnenuntergang, nur noch eine halbe Stunde Fahrt bis zur Kolonie, sich ein Trupp Reiter zeigte. Die Entfernung von den Fuhren bis zu den Reitern war nicht groß, und trotz der eingetretenen Dämmerung konnte man sie auf der noch besser beleuchteten Höhe zählen. Es waren zwanzig sehr verschiedene Reiter. Niemand von den Fuhrleuten zweifelte daran, daß es Räuber waren. Aus welchem Grunde sollten hier friedliche Menschen in einem großen Reitertrupp erscheinen?

Einer, er war größer als die anderen und saß auf einem schönen starken Pferd, war höchstwahrscheinlich ihr Anführer. Er ritt etwas vor dem Trupp.

Die Fuhrleute versammelten sich bei Willem. Sie trugen ihre Beile mit sich und waren zur Abwehr bereit. Ein jeder der Kolonisten verstand, daß es zu siegen oder zu sterben galt. Willem befahl, die Fuhren im Kreise aufzufahren und jedes Pferd mit dem Zügel an den davorstehenden Wagen zu binden, damit die Tiere beim Überfall nicht durchgehen konnten. Die Fuhrleute sollten sich in die Mitte der Wagenburg zurückziehen. Johann Haal schlug vor, auszuspannen, aufzusitzen und zu fliehen.

„Das Dorf ist nahe, und alle können sich retten“, sagte er, „die ganze Kolonie wird dann die Räuber in die Flucht treiben.“

Die Fuhrleute hatten sich noch nicht entscheiden können, da kamen die Räuber angesprengt. Der Hauptmann, ein Europäer mit einem kräftigen Vollbart, voran. Der Gedanke daran, wie sich die Bande gleich auf die friedlichen Fuhrleute stürzen würde, war schrecklich. Sie schwingen Keulen, lange Messer und auch Fangstangen. Willem schrie:

„Männer, wehrt euch!“

Die letzte Furcht wich von den Kolonisten. Sie waren zur Wehr bereit, wie zu einem Werk, wo alle Kraft, Geschick und auch feste Entschlossenheit eingesetzt werden mußten. Sie hielten ihre Beile fester in den Händen. Peter von der Lauterbach war den Angreifern einige Schritte entgegengetreten. Er wollte sich des Hauptmanns annehmen. Sein erster Schlag sollte dessen Pferd treffen, dann wollte er dem Räuber den struppigen Kopf spalten.

Es kam aber anders, als man erwartete. Die Räuber hielten ein Dutzend Schritte vor den Fuhren inne, starrten eine Weile die Fuhren und die Männer an, danach lenkten sie ihre Pferde zur Seite und ritten in ruhigem Trab davon. Die Kolonisten sahen ihnen nach. Was die Räuber vom Überfall abgehalten hatte, wußte keiner. Vielleicht fürchteten sie Widerstand, oder war ihnen das Korn als Beute nicht der Mühe eines Angriffs wert. Erst als die Räuber schon weit entfernt waren, setzten die Fuhrleute ihren Weg fort. Am hohen Himmel blinkten viele Sterne auf, und ein leichter kühler Wind blies über die Steppe. Schwarze Dunkelheit breitete sich über die Erde.

Willem gewährte, daß Hans Haal fehlte und auch sein Pferd war nicht da. Alle verstanden sofort: Haal war zur Kolonie gejagt, um Hilfe zu holen.

Die Säcke mit dem Korn auf Haals Wagen wurden auf andere Wagen verteilt. Als sich der Zug in Bewegung setzte, kamen Reiter aus der Kolonie den Fuhrleuten entgegen. Unter ihnen war auch Haal. Das Dunkel aber hatte schon die Banditen verschluckt.

In der Kolonie war es keinem verborgen geblieben, daß Willem und Frau Marget Wulf in vertrauten Beziehungen standen, und doch kam ihre Verlobung unerwartet. Es wurde darüber viel und heiß gesprochen.

Die Vermählung fand am Sonntag statt, als Pfarrer Johannes von der Nachbarkolonie Gottesdienst abhielt. Der Altar war in dem einzigen Haus der Kolonie errichtet. Da aber der Raum sehr klein war, fanden nur wenige Besucher Platz. Viele standen draußen vor der Tür und verfolgten von dort die Zeremonie. Lieblich drangen Gesang und Gebete durch Tür und Fenster an die Ohren der Kolonisten, die andächtig lauschten. Müller spielte zum Gesang auf der Geige. Sein Spiel war rührend und vertiefte die Andacht der Besucher noch mehr. Alle erfüllte Stolz, daß sie so einen großen Musikus als Schulmeister hatten.

Nach der Kopulation begab sich das junge Paar im Zuge seiner Freunde in Willems Hütte. Alle trugen aus Deutschland mitgebrachte saubere Kleider, und das stimmte so heiter und traut, als hätte man die Heimat heute hier am Karaman. Einige Weiber vergossen Freudentränen.

Im Schuppen, der gerade noch rechtzeitig fertig geworden war, standen ein langer Tisch und Bänke — die Hochzeitstafel. Nicht weit vom Schuppen auf dem Hofe war in die Erde ein Herd gebaut, auf dem Katrin und einige andere Frauen das Hochzeitsessen kochten. Es gab auch Schnaps für alle. Für Musik sorgten Müller und Seb auf ihren Geigen. Nach dem Essen wurde getanzt und gesungen:

Einen Schleifer will ich haben,
einen Schleifer spielt mir.
Ich hab' ein schön Schätzchen,
und das gefällt mir.

Willem und Marget tanzten langsam im Kreise. Beide lächelten brav, wie es sich für sittsame Brautleute gebührt. Die Hochzeitsgäste geizten nicht mit Geld und wertvollen Geschenken.

Nach Sitte und Brauch tanzten nun als engste Freunde des Paares Seb mit der Braut und Katrin mit dem Bräutigam. Katrin und Willem drehten sich schweigend, bis Willem begann:

„Habe ich heute nicht einen Fehler begangen, den ich später bereuen werde? Mir ist eigenartig zumute.“

Katrin senkte den Kopf. Willem wußte nicht, ob Katrin zustimmend genickt oder nur gerührt ihren Blick von ihm abgewandt hatte. Der Tanz war zu Ende, und sie mußten sich trennen. Beide waren erregt.

Am Tisch wurde voller Inbrunst gesungen. Ein jeder gab sein Bestes. Goguell war auch zur Hochzeit geladen, er war aber nicht erschienen. Seb war darüber beunruhigt, denn er befürchtete, daß Goguell die Einladung vielleicht mißverstanden hatte. Er war schließlich mit den Gewohnheiten der Kolonisten nicht vertraut. Seb riet dem Brautpaar, Goguell persönlich zu ihrer Hochzeit einzuladen, was sie auch befolgten. Goguell aber lehnte dankend ab, da er Diener der Direktion sei und sich ihrem Willen fügen müsse.

„Die Direktion verbietet den Kolonisten aufs strengste, Hochzeiten oder andere Festgelage abzuhalten, da die Kolonisten dabei ein Teil ihres Gutes verschwenden und so der Gesellschaft Schaden zufügen.“

Willem war darüber wütend.

Die Hochzeit war in vollem Gange, als Damke in die Kolonie kam. Er saß auf einem stolzen Pferd und sah verändert aus: Das Leben in der Stadt hatte sein Gesicht etwas geglättet und auch seine Haltung war neu. Willem lud Damke sogleich zur Hochzeit ein. Damke bemühte sich um ein freundliches Gesicht, doch innerlich war er so verstimmt, daß er es kaum verhehlen konnte. Sebs Worte:

„Du hast Glück, bist gerade zur rechten Zeit gekommen“, reizten ihn noch mehr.

„Ich hätte wahrlich vor der Kopulation erscheinen sollen oder noch früher“, sagte er. Seb verstand den Ernst dieser Antwort und schaute mißtrauisch drein.

Noch vor ihrem Ende verließ Damke die Hochzeit. Er ging in Müllers Hütte. Sein alter und getreuer Freund, als

er endlich kam, empfing ihn freudig. Er schüttelte ihm lange und fest die Hand, danach drückte er ihn auf die Pritsche nieder und setzte sich neben ihn. Kurze Zeit schauten sie sich prüfend in die Augen. Damke fragte:

„Nun, und wie weiter? Was wird aus uns hier werden?“

Müller war zufrieden, daß sein alter Kamerad bei ihm Rat suchte. Er begann zu erklären:

„Das Leben des Menschen ist sein Werk, und er allein trägt die Verantwortung dafür, darum muß er wirken und schaffen, kämpfen gegen allerhand ihm von der Natur und Menschenhand gestellte Hindernisse.“

Damke machte ein mißmutiges Gesicht und wollte plötzlich wissen, wie es kam, daß Willem Marget heiratete? Dieser hielt doch immer so viel von sich und hatte niemals nach Marget geschaut.

Müllers Gesicht verfärbte sich dunkelrot:

„Das hartnäckige Bauernweib ließ sich nicht überreden. Sie wird es bereuen. Zweimal habe ich mich ihr angeboten, und jedesmal hat sie abgelehnt. Ich bin schon fast überzeugt, daß der Teufel in ihr steckt und mich mit ihr neckt.“

Damke sann eine Weile nach, dann sagte er:

„Marget muß von Willem befreit werden. Rate mir, wie ich das bewerkstelligen kann.“

Müller war über diese Frage bestürzt.

„Das ist unmöglich“, sagte er kurz.

„Es muß aber geschehen. Marget will ich zur Frau haben, und sie wird es werden“, sagte Damke mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel zuließ.

„Was kannst du da machen? Willem ist ihr rechtmäßiger Mann.“

Damke schaute Müller prüfend an. Es schien, als überlege er, was dieser gesagt hatte.

„Davon später.“ Damke erhob sich, reichte Müller zum Abschied die Hand und schickte sich an, fortzugehen.

„Wohin?“ fragte Müller besorgt, „die Nacht steht vor der Tür.“

„Meine Geschäfte verlangen mich.“

„Dich können auf dem Wege Räuber überfallen“, warnte Müller.

Damke zog unter seiner Jacke zwei Pistolen hervor:

„Vier Schuß, die richten was an.“ Er lächelte zufrieden und sagte: „Ein Offizier verläßt sich auf seine Waffe.“

Zweites Kapitel

KRIEG AM KARAMAN

Überall flüsterte man von Peter III., der sich mit seinem Heer den deutschen Kolonien am Karaman näherte. Wie Nachrichten aus Katharinenstadt meldeten, waren Vortruppen unweit von Schaffhausen gesehen worden. Die Soldaten, erzählte man sich, seien starke Krieger. Jeder einzelne von ihnen sollte imstande sein, zehn Mann des Gegners zu besiegen. Der Zug der Aufständischen bewegte sich ungemein schnell, ohne Aufenthalt, da jeder Widerstand gnadenlos gebrochen wurde. Pugatschow, wie man Peter III. nannte, konnte also in einigen Tagen in Katharinenstadt sein. Ein Grund zur Flucht für Offiziere, Beamte und Adlige, weil Pugatschow mit ihnen kurzen Prozeß machte. Gemeinen Leuten täte er nichts zuleide, wollten einige wissen.

Alle diese Gespräche verwirrten die Menschen. Es war Erntezeit, wo alle Kraft in der Arbeit hätte eingesetzt werden müssen. Aber die Ungewißheit lähmte allen Fleiß.

„Die Ähren“ meinten manche Kolonisten, „werden die Soldaten nicht mitnehmen können, aber Korn können sie beschlagnahmen.“ Der Siebenjährige Krieg war den Kolonisten noch gut im Gedächtnis, und für sie zählte jeder Krieger als Räuber, ganz gleich, ob er der friedlichen Bevölkerung ihre Habe auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Weg wegnimmt.

Marget weinte oft. Sie fürchtete Krieg. Katrin redete ihr gut zu und meinte, daß der Krieg am Karaman nicht so grausam sein werde wie in Deutschland, weil es hier keine Preußen gäbe. Soviel Katrin sie auch zu trösten versuchte, Marget ließ sich nicht beruhigen.

Willem verhielt sich zu den Gesprächen über Pugatschow ganz anders. Ernst und furchtlos schien er sogar auf den Krieg zu warten. „Krieg ist nötig, weil es Zustände gibt auf der Welt, die die Menschen auf friedlichem Wege nicht abändern können, da ihnen dazu die Geduld nicht ausreicht“, sagte er jedem, der es hören wollte.

Immer wieder versuchte Marget einzulenken:

„Wir haben jetzt einen Hof mit Pferden und Kühen und notwendigem Geräte. Alles ist unser Eigen, und wenn uns

Gott segnet, werden wir auch Kinder haben. Der Krieg wird uns nur Unheil bringen.“

Willem bedauerte seine Frau.

Goguell bestellte Seb zu sich. Offizier Paul Runitsch und einige Beamten hatten ihn ebenfalls aufgesucht. Die Gäste sahen besorgt aus. Runitsch fragte Seb ohne Umschweife, wie die Kolonisten zu Pugatschow gestimmt seien, ob es Kolonisten gäbe, die sich ihm anschließen könnten.

Seb zuckte mit den Achseln und sagte, daß er von solchen Vorhaben bis jetzt nichts gehört habe. Es sei aber nicht ausgeschlossen, daß der eine oder der andere aus bestimmten Gründen bei Pugatschow Zuflucht suchen wird.

Runitsch dachte einen Moment nach und wollte dann wissen:

„Gibt es in der Kolonie dem Throne treue Leute, die bereit wären, gegen den Aufwiegler zu kämpfen?“

Seb erinnerte den Offizier an die Zusage der Regierung, daß die Kolonisten keinen Kriegsdienst zu leisten brauchen. Daraus verstehe sich auch die Haltung zu Pugatschow, der sich gegen die Regierung erhoben hat.

„Wir bleiben“, sagte er mit Bestimmtheit, „von jedem in diesem Krieg fern.“

Runitsch schüttelte mißbilligend den Kopf. Süßlich lächelnd fuhr er fort:

„Ich hatte vergessen, daß Sie Ausländer sind. Sie wollen mit uns nichts zu tun haben und stellen sogar unsere allergnädigste Monarchin mit dem Erzrebell Pugatschow gleich.“

Seb war gereizt:

„Wir flohen vom Krieg nicht, um erneut Krieg zu führen.“

Eine Weile herrschte peinliche Stille. Runitsch unterbrach sie.

„Wenn sich ein Trupp Kolonisten finden sollte, der zum Schein zu Pugatschow überginge und ihn töten würde, so gäbe es dafür eine Belohnung.“ Runitsch erklärte weiter: „Das Töten von Pugatschow ist nicht nur gerecht und brav, es ist auch im höchsten Grad tapfer und rühmlich. Es würde nur das gerechte Urteil der Regierung und aller ihrer züchtigen Untertanen vollstreckt werden.“

Seb wehrte entschieden ab:

„Für solche Art Aufträge bin ich nicht der Richtige.“

Runitsch beendete das Gespräch, denn seine Aufgabe war streng geheim, und für den Anfang hatte er genug erfahren. Er konnte sich ein Bild von dem Kolonistenvorsteher machen, was für ihn sehr wichtig war. Die geheime Kommission zum Kampf mit Pugatschow, der Runitsch angehörte, verfügte über Nachrichten, daß Pugatschow von den Kolonisten in der Umgegend von Saratow eine gute Meinung habe. Er schätze den deutschen Freiheitssinn, den er im Siebenjährigen Krieg kennengelernt hatte. Der dreißigjährige Führer des großen Aufstandes hege nicht wenig Hoffnung auf Unterstützung und Beistand von seiten der Kolonisten. Freilich war es auch für ihn kein Geheimnis, daß die Kolonisten keinen Grund hatten, mit der Zarin und dem russischen Adel sehr zufrieden zu sein.

Am selben Tag verließ Runitsch die Kolonie in Richtung Pokrowsk. Goguell fuhr mit.

Einige Stunden nach ihrer Abfahrt sprengte ein Trupp Reiter in die Kolonie. Wütend stürmten sie Goguells Haus und fragten nach einem fremden Offizier. Die Reiter gehörten zu Pugatschow. Sie sahen waghalsig und furchtlos aus. Den Kolonisten drohten sie mit Todesstrafe, wenn sie sich ihrem Willen widersetzen. Von Seb verlangten sie eine gute Beköstigung und Korn für die Pferde. Seb wußte nicht, woher er soviel Essen und Getreide hernehmen sollte. Der Anführer drohte:

„Bei Nichterfüllung legen wir dem Vorsteher einen Strick um den Hals und hängen ihn an die Sonne zum Trocknen.“

Weiter verlangten die Pugatschower Reiter die Bereitstellung von einem Dutzend Sättel, sobald sie wiederkämen.

Noch am selben Tag verließen die Pugatschower Reiter die Kolonie, nach dem sie Seb den Befehl Pugatschows mitgeteilt hatten, mit dem dieser anordnete, daß alle Bewohner während des Vorüberziehens seines Heeres ihre Behausungen nicht verlassen dürfen.

Es bestand jetzt nicht mehr der geringste Zweifel, daß Pugatschow näher kam. Jeden Tag konnte er eintreffen.

Der Krieg schien unvermeidlich. Die Kolonisten ließen schwermütig die Köpfe hängen, keiner wußte Rat. Alle verstanden, daß man aus dem Regen in die Traufe gekommen war.

Am darauffolgenden Tag kamen erneut Reiter in die Kolonie. Diesmal befanden sich unter den Pugatschow-Leuten auch ein paar Dutzend Kolonisten. Die Leute in der Kolonie waren enttäuscht. Anstatt eines großen disziplinierten Heeres, wie man erwartete, war in großer Unordnung ein Haufen Reiter erschienen, der in einer Schlacht gewiß nichts Besonderes ausrichten konnte. Ihr Hauptmann befahl, sofort die Pferdeherde der Kolonie zusammenzutreiben, damit sein Trupp die Pferde wechseln konnte. Ebenso sollte mit allen Reitsätteln, die vorhanden waren, verfahren werden. Auf Weigerung stand die Todesstrafe.

Nach kurzer Zeit war alles erledigt. Pugatschows Reiter hatten sich die besten Pferde aus der Herde, darunter auch ein Pferd von Seb und zwei von Müller ausgewählt. Ihre abgejagten Tiere ließen sie zurück. Einer der mitgekommenen Kolonisten, er hieß Hans Meyer, trat auf Regine zu und sagte ihr, daß er, wenn Pugatschow gesiegt hat, sie heiraten wolle. Regine war darüber sehr erschrocken und konnte nur erwidern, daß sie bereits glücklich verheiratet sei. Hans Meyer nickte verständnisvoll und erklärte:

„Dein Mann ist von der Lauterbach. Er ist adeliger Herkunft. Ihn erhängen wir auch, und du bist frei.“

Regine versetzte Meyer einen Fußtritt, daß er rückwärts taumelte. Dann raffte er sich auf. Sein Gesicht brannte vor Zorn, rasend stürzte er sich auf Regine, die hinter die umherstehenden Weiber floh. Meyer stieß die Weiber beiseite und versuchte, Regine zu erwischen. Schreckensschreie erfüllten die Luft. Den Tumult hörte der Hauptmann. Er gebot Ruhe. Regine mußte dem Hauptmann das Vorgefallene erklären. Die Weiber bestätigten ihre Worte. Der Hauptmann maß Meyer, der beschämt den Kopf hängenließ, mit strengem Blick. Gespannt erwarteten alle den Urteilsspruch des Hauptmanns.

„Sofort, befehle ich, verläßt du uns! Wir sind Pugatschows Soldaten und leiden unter uns keine niederträchtigen Bälge. Fort aus meinen Augen!“ entschied er.

Meyer ging mit langsamen schweren Schritten weg.

„Schneller“, schrie der Hauptmann, und Meyer, von Furcht getrieben, lief schleunigst in Richtung Karamantal, wo er im Gebüsch verschwand.

Die Pugatschow-Reiter verließen die Kolonie ebenso unorganisiert, wie sie gekommen waren. Sie nahmen ihren Weg in die Steppe in Richtung der Metschet. Nur eine große Staubwolke wogte über der Erde. Vielen Kolonisten hatte das ein großes Loch in ihren Besitz gerissen. „Wenn es so weitergeht, wird es bald auf der Kolonie weder Vieh noch Brot geben“, befürchteten viele.

Katrin war guter Hoffnung und erwartete ihre Niederkunft. Sie riet Seb, sich ein Versteck herzurichten, und wenn wieder Pugatschow-Reiter kämen, nicht hervorzukommen. Seb lächelte gutmütig über ihre Ängste. Er fürchtete Pugatschow nicht. Er meinte zu wissen, daß der Aufstand ihm nicht viel schaden könne. Er glaubte, an dem Krieg keinen Anteil zu haben. So begab er sich ruhigen Gemüts zur Tenne.

Die Ernte war das erste Mal gut ausgefallen. Im letzten Herbst hatte es viel geregnet, der Winter war reich an Schnee, und so stand das Getreide gut auf dem Halm. Noch einige solche Ernten, und die Kolonisten könnten festen Fuß fassen. Seb begann sich nun doch über den Krieg zu ärgern. Für sein starkes Pferd, den großen Rappen, hatte man ihm ein schwaches, halbtot gerittenes zurückgelassen. Das Tier bedurfte langer Ruhe und guter Pflege, um wieder zu Kraft zu kommen.

Die heiße Sonne brannte wie gewöhnlich vom Morgen bis zum Abend. Höhen und Wege lagen kahlgebrannt, und Wirbelwinde trieben große Staubwolken in die Luft. Nur im Karamantal und in den Senken war das Gras noch grün. Hoch am Himmel schwebten Habichte, und in der trockenen Steppe piffen Ziesel.

Am Abend kehrte Goguell in die Kolonie zurück. Er versammelte die Gemeinde und verlas ein Schreiben von General Mansurow, das viele Leute zu ernstem Nachdenken veranlaßte. Der General ermahnte die Kolonisten zur Treue gegenüber der Zarin und ihrer Regierung. Mancher Kolonist, der geneigt war, sich Pugatschow anzuschließen, geriet in Zweifel. Das war auch nicht verwunderlich, wenn man die losen Reiterhaufen von Pugatschow mit der Armee eines Generals verglich. Mansurow bat 25 000 Rubel für den lebend abgelieferten Pugatschow. Das war ein neuer Akzent. Demnach war Pugatschow gar nicht so unbedeutend.

Goguell schärfte den Kolonisten eine Reihe von Verhaltensregeln ein, für den Fall, daß Pugatschow mit seinen Leuten in die Kolonie kommen sollte. „Auf keinen Fall Gewalt anwenden, das kann Strafmaßnahmen seitens der Rebellen zur Folge haben, was letztlich der Regierung schadet, bei der ihr hoch verschuldet seid“, schrieb er den Kolonisten vor. Die Männer sollten sich in Verstecken aufhalten, um ein gewaltsames Angliedern an Haufen zu verhindern.

Die Versammlung ging auseinander. Die Leute waren bei Versammlungsende sehr verschiedener Meinung von Pugatschow und dem Ausgang des Krieges. Aber alle waren neugierig auf ihn und seine Taten. Man erzählte, der Führer des großen Aufstandes sei in allem maßlos: Ohne Grund ließe er Menschen erhängen, beschlagnahme Besitz bis auf den letzten Löffel, begnadige große Verbrecher und Gauner und verteile an die Leute Wertsachen für viele Tausende Rubel, was sich vor allem Landstreicher zu Nutzen machen würden. Er täte, was und wie es ihm in den Kopf käme, ohne Überlegung, Berechnung und Untersuchung. Er fühle sich als Alleinherr über alle und alles. Wer gegen seinen Willen sei, den vernichte er ohne Gnade.

Am Abend bei Anbruch der Dunkelheit verließ Peter von der Lauterbach mit fünf jungen Burschen auf dem Wege zur Metschet die Kolonie. Viele Leute sahen die kleine Reitergruppe, und keiner fand an ihr etwas Ungewöhnliches. Die jungen Burschen hatten das Reiten gern. Peter von der Lauterbach war gerne mit den Jungen zusammen und nahm mit Vergnügen an deren Treiben teil. Die Burschen ihrerseits mochten ihn und taten bereitwillig, was er verlangte. Das Ausreiten auf die Nachtweide war in der Kolonie zur Gewohnheit geworden, da die Pferde in der kühlen Nacht viel besser grasten als bei Tageshitze.

Am Morgen, als die Nachtweidler heimkehrten, fehlten Peter von der Lauterbach und seine Jungen. Manche Leute auf der Kolonie befürchteten ein Unglück, da es in der Steppe immer unsicher war und ganz und gar in der Nacht. Die Räuberei in der Gegend war groß. Es sollten sich sogar Kolonisten mit der Räuberei befassen.

Die Familien der Burschen und auch Regine waren unbesorgt. Regine erklärte, daß Peter mit den Jungen wahrscheinlich Kalmücken aufsuchen wird, um Pferde zu kau-

fen. Kalmücken an ihren Aufenthaltsorten aufzusuchen, war vom Saratower Kontor der Tutelkanzlei verboten, weil öfters dabei Kolonisten beraubt oder gar ermordet wurden. Darum hatte Peter von der Lauterbach sein Vorhaben sicherlich geheimgehalten.

Es vergingen Tage, und Peter von der Lauterbach und die Burschen kamen nicht zurück. Jeden Tag zogen durch die Kolonie fremde Reiter, einmal waren es Reiter von Pugatschow in Kaftanen und Hosen aus Leinen, ein anderes Mal Soldaten der Zarin in strammer Ordnung und in Uniformen aus Tuch. Die Kolonisten wußten schon nicht mehr, unter wessen Botmäßigkeit sie sich befanden, der der Zarin oder Pugatschows. Es schien, als ließen sich beide Seiten Zeit zu entscheiden, wer die Steppe räumen muß.

Seb besuchte Regine in ihrem Haus. Er schlug vor, eine Gruppe Männer auszuschicken, um Peters Schicksal zu klären. Regine lehnte ab.

„Mein Mann ist kräftig und gescheit genug, um allein aus jeder Lage herauszukommen.“

Seb ließ sich überreden, aber der Vorsorge halber organisierte er eine Truppe Männer, die zu jeder Zeit bereit sein sollte, Peter zu suchen. Überhaupt, in der Steppe jemanden zu suchen, war schwer. Der Reisende befand sich in der endlosen Ebene wie auf dem Meer: nirgends waren Wege noch Siedlungen wie in Gegenden seßhafter Menschen. Orientierungsmöglichkeiten waren die Himmelsrichtungen. Die Kolonisten am Karaman hatten es inzwischen recht gut gelernt, sich in der Steppe zurechtzufinden. Um an den großen Tümpel zu kommen, orientierte man sich am Kalmückenhügel, der Suslykhöhe und am blauen Wermutsrücken.

Peter von der Lauterbach erschien eines Nachts mit seinen Jungen. Alle waren am Leben und heil. Von der Lauterbach führte eine Herde Pferde mit sich. Viele Leute waren von den Hufschlägen geweckt worden und kamen auf die Straße gelaufen. Verwundert sahen sie, wie die Tiere von selbst ins Gatter liefen. Doch bei der Dunkelheit war genaueres nicht zu erkennen, und so begaben sich alle wieder zur Ruhe.

Früh am Morgen erschienen die Männer an der Einzäunung, und wie groß war ihr Erstaunen, als der eine seinen Braunen erkannte, ein anderer seinen Fuchs und

ein dritter seinen Falben. Es waren alles Pferde, die einige Tage zuvor von Pugatschows Leuten in der Kolonie requiriert worden waren. Seb erkannte seinen großen Rapen, schüttelte böse den Kopf und sagte streng zu Peter von der Lauterbach:

„Peter von der Lauterbach, erscheinen Sie sofort bei mir im Amt, Sie sollen mir Rede und Antwort stehen.“

„Sehr gern, Herr Vorsteher“, erwiderte Peter bereitwillig, „Sie sollen alles genau erfahren; wie die Sache ausgedacht war und wie es in Wirklichkeit geschah. Nichts werde ich vergessen und auch nichts verheimlichen. Alles geschah mit Recht, ohne Lug und Trug. Und die Jungen sind zu loben. Sie sind furchtlos, geschickt und bewiesen sich als tüchtig und tapfer.“

Peter von der Lauterbach wandte sich an die rechtmäßigen Besitzer der Pferde.

„Nehmt euch eure Pferde und benützt sie wie zuvor. Alle Schuld schiebt auf mich.“

Schulmeister Müller trat auf Peter zu und sagte:

„Ich nehme meine Pferde nicht. Wer sie genommen hat, der soll sie mir auch zurückgeben.“

Peter maß den Schulmeister mit einem strengen Blick.

„Der, den Sie da meinen, hat den Weg hierher vergessen, und da habe ich mir die Zurückerstattung erlaubt.“

„Das ist eine andere Sache. Ich glaube Ihnen... Und was bin ich Ihnen für ihre Bemühungen schuldig?“ fragte Müller.

Peter dachte lange nach. Es schien, als sei seine Forderung so groß, daß er sich nicht getraue, sie auszusprechen. Endlich hob er entschlossen den Kopf, schaute streng den ihn umstehenden Männern in die Augen.

„Ein jeder von euch hat mir und den Burschen einen ehrlichen Dank abzustatten.“ Die Männer atmeten erleichtert auf. Einige lachten. Peter sprach weiter: „Wer einen falschen Dank gibt, der wird kein Glück mit seinem Pferd haben.“ Alle lachten heiter, und auch Peter lachte mit.

Mit Seb im Vorsteheramt war das Gespräch ernster. Peter erzählte, wie er das Lager der Pugatschowtruppe an der Metschet erspäht hatte. In der Nacht, als die Wache bei den Pferden schlief, pirschten sie sich an die Herde heran und trieben sie fort.

„Alles ging gut. Pugatschows Reiter an der Metschet sind jetzt ohne Pferde. Sie haben aber eine Menge beschlagnahmte Sachen und Geld und können sich bei den Kalmücken Pferde kaufen oder requirieren. Jedenfalls uns finden sie nicht. Wir haben sie gehörig irre gemacht.“

„Du bist ein Pferdedieb, ein Räuber“, sagte Seb voll Zorn.

„Ein Dieb? Das ist unmöglich. Jeder Mensch ist die Fortpflanzung seiner Eltern. In unserem Stamm gab es keine Diebe. Räuber? Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Meines Großvaters Schloß auf dem hohen Felsen war ein richtiges Räubernest. Auch mein Vater hat geräubert, also darf auch ich die Lust zum Rauben haben.“

Seb fragte streng:

„Hast du die Pferde gekauft oder hast du sie geborgt?“

Peter machte ein betrübtes Gesicht:

„Ich habe sie zurückgenommen. Soll ich stillhalten wie ein Lamm auf der Schlachtbank? Das kann ich nicht. Ich muß mich wehren um jeden Preis. So ist meine Natur. Ich ergebe mich niemandem.“

Seb dachte an seinen großen Rappen. Es war ein erstklassiges Pferd, und er hatte es sehr nötig.

„Gut“, sagte Seb, „diesmal verzeihe ich dir, aber merke dir, daß ich das Stehlen und Rauben aufs strengste bestrafen werde. Wir dürfen unsere Ehre am Karaman nicht verlieren.“

Willem kam aus Katharinenstadt zurück und hatte sich gänzlich verändert. Er war tief erregt. Überall in der Stadt erzählte man von Pugatschow und seiner Kühnheit.

„In Katharinenstadt hat er viele Anhänger. Manche sind bereit, zu ihm überzugehen. Man verspricht sich davon ein freies und gutes Leben. Vor großen Schlachten braucht man sich da nicht zu fürchten. Die Regierung wagt es nicht, Pugatschow ernsthaft anzugreifen. Sie ist viel zu schwach dazu“, erzählte er.

Hans Haal widersprach:

„Das sind nur Gerüchte. Im Siebenjährigen Krieg gingen auch solche Erzählungen um. Die Leute glaubten sie und wurden irr davon. Eine Regierung ist immer stärker als ein Haufen Aufständischer.“

Willem machte ein angewidertes Gesicht.

„Dir reicht ein warmes Bett und ein Kessel mit Essen. Mit allem anderen bist du überfordert. Es gibt aber auch Gott sei Dank Männer, die mehr vom Leben verlangen.“

Am Abend versammelten sich bei Willem Kolonisten. Die Männer wollten mehr von Pugatschow hören. Für einige war Pugatschow, da er aus dem Volke stammte, derjenige, der ihnen Rechte und ein sicheres Leben geben konnte. Andere bezweifelten seine Allgewalt, da es ihrer Meinung nach noch keine Regierung auf der Welt gegeben hatte, die das Volk vor Fürsten und Adel geschützt hätte.

Johannes Holzer fragte:

„Was wird Pugatschow mit den Kolonisten machen? Er kann sagen, schlägt die Kolonisten tot, sie sind von der Zarin hierher gerufen, also sind sie ihre Günstlinge, ihr Vertrauensvolk.“

Hans Haal entgegnete scharf:

„Pugatschow wird nichts Schlimmes tun, ehe er nicht die Wahrheit weiß.“

Willem fiel ihm ins Wort:

„Erdenken können wir uns viel, aber helfen tut es uns nicht. Mich jedenfalls schreckt auch das Allergefährlichste nicht. Mein Weg ist mit Pugatschow. Ich glaube an ihn. Der Mann kämpft und fürchtet sich nicht.“

In später Nacht gingen die Männer auseinander. Kühler Wind blies über die Steppe. Der Himmel war dunkel. Weit in der Ferne grollte Donner und zuckten Blitze.

Willem erschien bei Katrin. Sie hatte sich sehr verändert: immer schwermütig und zu allem gleichgültig. Auf Willems Frage, warum sie so betrübt sei, lächelte sie traurig:

„Mir stehen schwere Stunden bevor. Niemand weiß, was die nächsten Tage bringen.“

Beide schwiegen eine Weile. Dann sagte Willem:

„Ich gehe zu Pugatschow.“

Erschrocken schaute Katrin ihn an.

Willem trat nah an Katrin heran, ergriff ihre Hand und streichelte sie behutsam.

„Verbleibe glücklich, und wenn es das Schicksal will, treffen wir uns wieder.“

„Und Marget, was wird aus ihr?“ fragte Katrin besorgt.

„Sie wird mich leicht vergessen. Was nützt ihr ein kaltes Herz? Wir gehören nicht zusammen.“

Von Peter von der Lauterbachs Revancheritt an die Metschet erfuhr Goguell. Er ließ Peter zu sich kommen und fragte ihn bis ins kleinste aus. Es war nicht zu übersehen, daß er der Geschichte große Bedeutung beimaß. Peter befahl er, wenn Pugatschows Leute auf die Kolonie kämen, sich mit seinen Burschen gut zu verstecken. Nichts und niemand könnte diese Henker aufhalten, und die Kolonie müßte deswegen viel leiden.

Goguell fuhr noch am selben Abend nach Katharinenstadt und erschien am Morgen mit einem Kommando Soldaten in der Kolonie. Wieder wurde die Pferdeherde der Kolonisten beschlagnahmt. Nach kurzer Rast zog das Kommando nach der Metschet ab.

Das Ziel war allen in der Kolonie klar.

Am Abend des nächsten Tages kehrte das Kommando vor sich eine Gruppe Menschen hertreibend, zurück. Die Soldaten schlugen mit Peitschen auf die völlig ermatteten Männer ein. In der Kolonie angekommen, machte der Zug halt, und die Gefangenen ließen sich auf die Erde fallen. Unter ihnen erkannten die Kolonisten manchen Mann aus dem Pugatschow-Trupp, der einige Tage zuvor in der Kolonie die Pferde eingetauscht hatte.

Manche baten um Wasser. Eilig liefen einige Kolonisten los, doch als sie zurückkamen, verbot der Offizier das Trinken. Die Kolonisten waren darüber empört, und Peter von der Lauterbach verlangte, daß man erlauben sollte, den Armen trinken zu geben. Erst als Goguell dem Offizier etwas zugeflüstert hatte, gab dieser die Erlaubnis.

Peter von der Lauterbach stand vor den Gefangenen und schaute einen nach dem anderen forschend an. An einem jungen Mann in orientalischem Mantel blieb sein Blick haften. Seine Augen verdunkelten sich, und er fragte böse:

„Bist du derjenige, der während der Nachtwache geschlafen und die Pferde verloren hat?“

Der Gefragte schaute Peter bestürzt an und schwieg. Dann nickte er langsam mit dem Kopf.

Am Morgen trieben die Soldaten ihre Gefangenen nach Katharinenstadt. Von dort brachte man sie per Schiff nach Saratow. Wie Goguell später erfuhr, wurden sie verurteilt: Zwei zum Tode, die übrigen zu Gefängnis.

Willem teilte Marget mit, daß er beschlossen hatte, zu Pugatschow überzugehen. Er hatte erwartet, daß Marget in Tränen ausbräche. Sie aber schaute Willem gleichgültig an. Willem fühlte, daß er sie unterschätzt hatte. Er fragte:

„Was sagst du dazu?“

„Ist es nötig, daß ich deinen Willen beurteile? Ich kann dich nicht halten, darum gehe in Gottes Namen.“

„Warum sprichst du mit mir so schroff? Ich ziehe in den Krieg für die Gerechtigkeit, ich werde für euch streiten.“

Marget machte eine abwehrende Handbewegung.

„Das habe ich schon von vielen gehört, und kein einziger hat die Wahrheit gesagt. Dich treibt ein anderer Grund fort von hier. Du fürchtest dich, mir die Wahrheit zu sagen. Alle Feiglinge sind Heuchler, sagte unser Pfarrer.“

Seb warnte Willem vor den Folgen, wenn er sich Pugatschow anschlosse, da er persönlich Pugatschows Sache für aussichtslos hielt.

„Wie Goguell behauptet, ist Pugatschow bereits geschlagen und befindet sich jetzt auf dem Rückzug. Er sucht krampfhaft nach frischen Kräften, die er nie finden wird. Dem Geschlagenen wird sich niemand mehr anschließen aus Angst vor den schweren Strafen der Regierung.“

Willem sagte, daß aus Seb der Vorsteher spräche und kein gerechter Mensch.

Viele Kolonisten hegten aufrührerische Gedanken. Irgendwie wollten sie ihrer Enttäuschung vom Leben am Karaman Luft machen.

Fred Goguell war jetzt Kreiskommissar, er hatte Regierungsgewalt, und Seb mußte sich ihm ohne Widerrede fügen. Jedesmal, wenn Goguell der Meinung war, daß die Kolonisten ihre Schulden an die Regierung nicht zurückzahlen könnten, versammelte er die Gemeinde und hielt lange Moralpredigten. Der Inhalt seiner Reden war fast immer derselbe: Die Kolonisten seien faul und ohne Ziel und Streben, seien verschwenderisch und unsittlich.

Die Kolonisten waren schon lange über diese entehrenden Beschuldigungen erbost. Als Goguell sich einmal wieder recht in Eifer geredet hatte, schrie einer der Versammelten: Schinder! Goguell unterbrach seine Rede und schaute erschrocken auf die Versammelten. Alle sahen ihn demütig an. Er wollte schon weitersprechen, da schrie jemand von der anderen Seite: Henkersknecht! Goguell wurde es sichtbar ängstlich. Sein Blick überflog die Männer um ihn. Hans Haal sagte in getreuestem Tone:

„Herr Kommissar, wir haben alles verstanden. Wir sind aber keine Hörigen und brauchen uns darum nicht beschimpfen zu lassen.“

Um sich vor einem eventuellen tätlichen Angriff zu schützen, ging Goguell auf ein Wortgefecht ein.

„Die Tatsachen sind so: essen und schlafen und trinken auf Staatskosten.“

Einer von den Kolonisten schrie:

„Fressen, saufen und stinken!“

Eine Lachsalve brach aus. Goguell sprach weiter.

„Die Regierung schenkt euch nichts! Alles, was ihr von ihr bekommt, müßt ihr bis auf die letzte Kopeke zurückzahlen, und das wird euch schwerfallen.“

„Pugatschow rechnet auch für uns mit ab“, sagte Martin Kanter.

„Ach so!“ ereiferte sich Goguell, „da macht ihr die Rechnung ohne den Wirt. Die Bestie kann die Quittungen vernichten, was er allerorts, wo sein böser Fuß hintritt, auch tut. Doch das hilft nichts. Die Schulden der Kolonie sind in Petersburg verbucht. Und wenn dieser Rebellenhauptmann die Dokumente wegschleppt, dann muß der Unschuldige für den Schuldigen leiden. Dann heißt es: gleiche Brüder gleiche Kappen. Die Schulden müssen dann von den Einwohnern der Kolonie in gleicher Höhe entrichtet werden.“

Mürrisches Murmeln durchlief die Versammelten.

„Ein jeder hat seine Schulden selbst zu zahlen“, schrien einige.

„Gewiß“, sagte Goguell, „so ist es richtig, aber der Unflat Pugatschow will es anders.“

Über die Frage der Schuldenbegleichung wurde noch lange und heiß geredet. Goguell war mit dem Ausgang der Versammlung zufrieden. Er hatte den Angriff auf sich

abgewehrt und die Versammlung auf Pugatschow gehetzt. Besser konnte er es sich nicht wünschen. Goguell dachte: Wenn der Vorfall dem Oberbefehlshaber General Golizyn entsprechend berichtet werden wird, könnte er auch noch auf eine Belohnung hoffen.

Unter vier Augen sprach Willem mit Peter von der Lauterbach. Er versuchte, ihn zum Anschluß an Pugatschow zu bewegen. Willem malte ein interessantes Bild vom Leben bei Pugatschow, das den waghalsigen Peter verlocken sollte.

Von der Lauterbach ließ sich aber nicht verleiten.

„Ich kann so ein Leben nicht vertragen“, sagte er. „Jeder Befehl ist mir zuwider. Ich will mich nicht kommandieren lassen.“

Willem blickte mißmutig drein. Er hatte auf Peter von der Lauterbachs Beistand gerechnet.

Beim Kreiskommissar Goguell erschien ein junger Offizier aus der Armee, die gegen Pugatschow operierte. Auf den ersten Blick sah man dem breitschultrigen, blauäugigen Mann seine Gutmütigkeit an. Den Kolonisten war er gesonnen. Er hatte keine Ordonnanz bei sich und war darum selbst um seinen schlanken Schimmel besorgt. Der Mann stellte sich als Gardeoffizier Gawrila Romanowitsch Dershawin vor. Sein Diener, Jan Gomulka, ein Husar aus den polnischen Konföderierten, erklärte er, sei auf dem Wege nach Pokrowsk Pugatschowschen Banden in die Hände gefallen. Er selbst sei dank seinem Schimmel entkommen. Der Offizier sprach deutsch. Dershawin beabsichtigte, sich eine Zeitlang in der Kolonie aufzuhalten, um mit Pugatschowleuten in Berührung zu kommen, die er über die Lage bei Pugatschow auszuforschen gedachte.

Goguell war beunruhigt, denn er verstand, daß es sich hier um Leben und Tod handelte.

Dershawin erklärte:

„Ich rechne auf Ihre und der Kolonisten Hilfe. Die Rebellion bringt den Kolonisten viel Unglück, wo sie auch so schon viel leiden und gelitten haben. Je schneller wir den Sieg erringen, desto geringer wird der Schaden sein, den der Krieg den Kolonisten zufügt.“

Dershawin suchte Seb im Kolonieamt auf. Er verhielt sich höflich und zurückhaltend und zeigte Interesse für das

Leben der Kolonisten. Seb klagte über die strenge Bevormundung:

„Wir werden wie Verbrecher bewacht. Alles in unserem Leben ist uns vorgeschrieben. So will man uns in das russische Leben hineinzwängen.“

Dershawin versprach, daß er alle Klagen, die Seb vorbrachte, dem Chef des Tutelkontors mitteilen werde.

Dershawin besuchte mehrere Kolonisten. Er sprach auch mit Willem, der natürlich nichts von seinem Entschluß, zu Pugatschow überzugehen, verlauten ließ. Er meinte nur, daß ihm Pugatschows strenges Vorgehen gegen die Regierungsbeamten und Adligen gefalle.

„Sie sind diejenigen, die uns bedrängen und uns die Freiheit nehmen“, erklärte er. Auf Dershawins Frage, ob wohl viele Kolonisten Pugatschows Taten billigten, antwortete Willem mit Stolz: „Ein Dutzend gewiß, vielleicht noch mehr. Die Zarin sollte sich ein Beispiel an Pugatschow nehmen und sich dem Volke zuwenden, dann würde niemand gegen sie vorgehen.“

Dershawin überdachte die Lage der Kolonisten. Die hier herrschende Unzufriedenheit würde seine Mission nicht gerade erleichtern.

Dershawin besprach mit Goguell Pläne, wie man Pugatschow gefangennehmen oder vernichten könnte. Sie bewahrten dabei die größte Vorsicht. Dershawin erwähnte Willem, ob der vielleicht Dienste beim Vorgehen gegen Pugatschow leisten könnte:

„Er ist ein fixer Kerl, eifrig und furchtlos.“

„O nein“, widersprach Goguell, „der Kerl ist Anhänger von Pugatschow. Ich habe ihn immer im Auge.“

Dershawin gab sich nicht zufrieden:

„Ist er nicht so einer, der für uns wie auch für Pugatschow dienlich sein kann? Es gibt solche Menschen, die streiten des Streitens wegen.“

Goguell schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein“, sagte er, „Willem sucht seinen Vorteil. Er hofft, ihn bei Pugatschow zu finden.“

„Das ist gut für uns. Wir geben ihm Geld und versprechen ihm, wenn er unsere Aufgaben erfüllt, auch noch die Bürgerehre.“

Die erste Frage war, wie an Willem herangehen, um sein Einverständnis zu erwerben und dabei sicher zu sein,

daß die ganze Geschichte verschwiegen blieb. Vor allem wollten Dershawin und Goguell ganz im Schatten bleiben. Sollte Willem irgendwie aufbrausen und das geplante Unternehmen ausplaudern, so würde es kaum jemand glauben, wenn niemand von der Obrigkeit damit in Zusammenhang stünde. Man beschloß, daß Karl Rolletter, Goguells Diener, ein ungezwungenes Gespräch mit Willem führen sollte, um dessen Meinung zu erfahren. Auch Rolletter weihte man nicht ganz in die Sache ein. Ihm sagte Goguell, die Regierung werbe für ihr Heer Soldaten unter den Kolonisten. Der Sold sei hoch: 2000 Rubel für ein Jahr Dienst. Rolletter sollte das Willem zu wissen geben, und dann Willems Meinung Goguell mitteilen.

Am selben Abend kam Runitsch zu Goguell. Er freute sich sehr, daß Dershawin bereits einiges unternommen hatte. Ein Kolonist, meinte Runitsch, könne sich leicht das Vertrauen Pugatschows erwerben. Er müsse nur furchtlos und kühn erscheinen. Runitsch fühlte sich in dieser ungewissen Zeit am sichersten auf der Kolonie am Karaman. Er verblieb darum ruhig bei Goguell in Erwartung, was die Zukunft bringen würde.

Rolletter hatte von Willem nichts Genaueres erfahren können. Willem hatte ihm gleichgültig zugehört und nur einmal spöttisch gefragt, ob wohl das Geld den angeworbenen Soldaten zugute geschrieben oder bar ausgezahlt werde. Als Rolletter fortging, wollte Willem wissen, ob wohl die Soldatenwerber schon in die Kolonie kämen.

Die Offiziere wollten ihre Hoffnungen noch nicht aufgeben und sprachen deshalb mit Seb. Er sollte nun Willem aushorchen. Auch ihm hatten sie ihr wahres Ziel verschwiegen.

Aber an Seb scheiterte der Plan völlig. Wie immer war Seb streng offen:

„Ich werde nicht zulassen, daß man in meiner Gemeinde Soldaten wirbt. In der augenblicklichen schlechten Lage kann es Kolonisten geben, die aus Verzweiflung an die Angel gehen und so über sich und ihre Familien Unglück bringen.“

Goguell brauste auf:

„Als Amtsperson müssen Sie die Regierung unterstützen und denen Schutz gewähren, die aus Treue unserer allerhöchsten Monarchin dienen wollen.“

Seb berichtigte ihn:

„Ich habe nicht nur Pflichten der Zarin gegenüber, sondern auch den Kolonisten, die mich als ihren Vorsteher gewählt haben und mir vertrauen.“

Nach langem Beraten bei Goguell beschlossen die Offiziere, mit Peter von der Lauterbach zu sprechen. Man wußte von Peters Scharfsinn und seinem Widerstreben-geist.

„Mit Widerspenstigen“, sagte Runitsch, „ist leichtes Umgehen. Man braucht von ihnen nur das Gegenteil von dem zu verlangen, was man erstrebt.“ Die Sache war beschlossen.

Am Nachmittag kam aus Katharinenstadt die Nachricht, daß der Hauptzug der Pugatschowschen Scharen bereits in den obersten Kolonien des Schöncher Kreises angekommen war. Kreiskommissar Johann Wilhelmi hätte die Flucht ergriffen. Sein Haus wäre von Kolonisten geplündert und sein Vieh fortgetrieben. In den Kolonien des Kreises herrsche großer Aufruhr. Scharen von aufständischen Kolonisten sprengten mit geraubten Pferden durch die Kolonien und bedrohten der Regierung treu gebliebene Kolonisten mit Raub und Mord. In Wolsk habe man Lager ausgeraubt und auch viele Läden ausgeplündert. Dasselbe solle in Katharinenstadt passieren, wo der Kreiskommissar Iwanow bis jetzt die Ruhe in der Stadt aufrechterhalte.

Am frühen Morgen bei Tagesgrauen erschienen Willem, Martin Kanter und noch zwölf junge Burschen an der Pferdebuht. Sie hatten Zäume, Sattelwerk und Eßsäcke bei sich. Es war feierlich still wie immer zu dieser frühen Stunde. Die Männer wählten lange, bis sie die ihnen am besten geeigneten Tiere gefunden hatten.

Um die Buht versammelten sich Männer, Frauen und Kinder. Alle schauten erstaunt Willems Trupp zu. Fürcht-sam flüsterte einer dem anderen ins Ohr:

„Die gehen zu Pugatschow über.“

Es gab unter den Zuschauern auch solche, die alle Mel-dungen vergrößern, so wie es ihnen einkommt. Man erzähl-te schon, daß Pugatschow selbst auf dem Wege an den Ka-raman sei und in einigen Stunden auf der Kolonie groß-mächtig erscheinen werde. Hans Haal bat:

„Laßt mir um Gottes willen meine Fuchsstute hier. Ei-nen anderen Gaul kann ich mir nicht mehr kaufen.“

Der Junge, der die Stute sattelte, sagte zu ihm:

„Vetter Hans, wenn die richtigen Pugatschower kommen, dann seid Ihr Eure Stute auf Nimmerwiedersehen los. Ich aber bringe sie Euch zurück, wenn der Krieg zu Ende ist.“

Der Junge horchte nicht weiter auf Haals Gezeter. Er bestieg das Pferd und schaute stolz in die aufgehende Sonne.

Willem saß auf seinem Braunen, für ihn gab es kein besseres Pferd.

Viele Anwesende verabschiedeten die Freischärler. Mütter weinten besorgt um ihre Söhne. Sie wußten noch gut von Deutschland her, was ein Krieg ist. Anna Maria Kanter küßte ihren Martin und weinte laut. Auch Regine schluchzte. Marget war zum Abschied nicht erschienen. Später begab sich Regine zu Marget. Diese saß ruhig am Fenster und schaute auf die Straße. In ihrem Gesicht lag keine Spur von Trauer.

„Willem zieht ab, und du sitzt zu Hause“, sagte Regine erregt.

„Laß ihn ziehen in Gottes Namen. Er geht seinem Ziel entgegen“, sagte Marget und starrte wieder hinaus auf die helle Straße. Nach einer Weile: „Jeder Mensch muß dort sein, wohin er gehört, sonst wird er nimmer froh. Sieh da diesen Stengel“, Marget zeigte auf eine Melde am Wege. Rings um den Stengel war alles in Staub getreten, nur der eine Stengel stand noch aufrecht. „Hätte er Beine und Füße, wäre er von hier schon geflohen. So aber trifft ihn bald ein Rad oder ein Fuß und es ist aus mit ihm, weil er sich auf einem schlechten Platz befindet.“

Regine seufzte schwer.

„Ach“, sagte sie, „tut mir Vater leid, wenn er umkommt, sterbe ich vor Gram. Warum ist er nur auf Goguell so wütend?“

Die Freischärler zogen ab. Sie ritten im Haufen, Willem voran. Von einer Schlachtordnung wußte keiner etwas. Auf der Kolonie fand es niemand für nötig, die Jungen für einen Krieg vorzubereiten: die Kolonisten waren doch auf hundert Jahre vom Kriegsdienst befreit, und die Schutzwacht über sie hatte laut Manifest die Regierung übernommen.

Die Reiter schlugen den Weg nach Katharinenstadt ein. Von der Karamanhöhe ging es hinunter in die weite Ebene der Wolga zu. Das Wolgaufer war in zartes Blau ge-

hüllt. Dem Reitertrupp folgte in einigem Abstand auf einem Leiterwagen Peter von der Lauterbach.

Die Erregung in der Kolonie hatte jetzt den Höhepunkt erreicht. Das Dreschen auf der Tenne und die Vorbereitung zur Herbstsaat waren fast völlig eingestellt. Aus Furcht vor Pugatschows Scharen wollte niemand die Kolonie verlassen.

Dershawin und Runitsch weilten noch immer bei Goguell. Sie glaubten nicht daran, daß Pugatschow an den Karaman kommen könnte. Katharinenstadt würde ihn schon festhalten. In der Stadt gab es genug kleine Läden und verschiedene Lager, wo Pugatschow sein Recht gebrauchen konnte. Eine besondere Bedeutung hatten für ihn die Salzlager, da der Salzhandel Monopol der Regierung war. Saratow lag in der Nähe. In zwei Tagen Marsch konnte es erreicht werden. Pugatschow bereitete sich zum Sturm auf die Stadt vor.

In der Kolonie traf man Maßnahmen zum Schutz vor den Pugatschowschen Scharen. Seb stellte auf der Karamanhöhe Wachtposten auf, die mit Rauchsignalen das Nähern von Reitern zu melden hatten. Viele Familien hielten auf ihren Höfen Wacht. Die größte Angst befiel die drei Offiziere. Für sie war Pugatschow ein Todfeind. Doch auch Kolonisten, Anhänger von Pugatschow, konnten ihnen gefährlich werden, sie überfallen und töten oder Pugatschow ausliefern. Goguell beauftragte zuverlässige Kolonisten, beständig in der Kolonie zu spähen, ob nicht irgendwo ein Überfall auf ihn vorbereitet wird. Die Offiziere hielten ihre Pferde und die nötige Ausrüstung zur Flucht immer bereit.

Einige Tage waren vergangen, Peter von der Lauterbach war aber noch nicht zurück. Regine litt. Sie glaubte, ihr Mann sei vor Pugatschow aus Angst vor dessen Rache für den Überfall an der Metschet geflohen. Müller ängstigte sich ebenfalls. Er hatte seine Geige in die Erde vergraben, damit sie ihm keiner rauben konnte. Jeden Abend veranstaltete er Bet- und Bittstunden, um das herannahende Unheil abzuwenden.

Eilig kam Karl Rolletter ins Haus von Goguell. Er meldete:

„Husar Jan Gomulka ist mit einigen Kolonisten in der Nachbarkolonie angekommen. Er hat einen Appell von Pugatschow bei sich, in dem Pugatschow die Kolonisten

aufruft, sich ihm anzuschließen. Gomulka suchte auch nach dem Gardeoffizier Gawrila Dershawin, um ihn Pugatschow auszuliefern.“

Die Offiziere saßen sofort auf. Rolletter begleitete sie als Ordonnanz. Durch die Kolonie ritten sie in ruhigem Schritt, um keinen Verdacht zu erwecken. Sie unterhielten sich laut und scherzten. Am Karaman tränkten sie ihre Pferde und schlugen dann den Weg in die Steppe ein. Hinter dem Sandberg, als sie schon außer Sicht waren, trieben sie ihre Pferde an, umritten unbemerkt halb die Kolonie und von der entgegengesetzten Seite lenkten sie in das Suslytal, wo sie im Gebüsch verschwanden. In der Nacht setzten sie ihre Reise fort.

Ihr Ziel war der Irgis, wo sie sich im Rücken des Pugatschowschen Heeres glaubten. Die weite Steppe schien menschenleer. Nichts war zu hören und zu sehen. In der dritten Nacht stießen sie an einem Nebenfluß des Irgis auf einen großen Haufen bewaffneter Kirgisen. Es waren mehr als hundert Reiter, und den Kampf mit ihnen aufzunehmen, hieß in den Tod rennen. Die Offiziere ergriffen die Flucht. Dershawin trieb seinen Schimmel an, und der zeigte, was er konnte. Nicht nur die Kirgisen blieben weit hinter dem Reiter zurück, auch seine Gefährten kamen nicht nach, so daß er einhalten mußte.

Nach einigen Stunden fühlten sich die Offiziere in Sicherheit und machten Rast. Sie frühstückten und freuten sich, daß sie den Kirgisen entkommen waren. Dershawin mutmaßte, daß die Kirgisen einen Überfall auf die Kolonien im Schilde führten. Was hatten sie sonst in so großer Zahl hier zu suchen?

Nach siebentägiger Reise kamen die Offiziere im Lager des Generals Mansurow an, dessen Armee gerade einen Angriff auf Pugatschow begann. Die Offiziere mußten sofort den Rückweg antreten. Jetzt aber schon in einer Armee, die stark genug war, Pugatschow zu besiegen.

In Katharinenstadt hielt Pugatschow sich nicht lange auf. Er ließ das Salzlager und noch einige Versorgungslager öffnen, nahm, was er für sein Heer nötig hatte, das übrige schleppten Diebe auseinander. Auf dem Marktplatz ließ er einige seiner Gegner erhängen. Es waren Regierungsbeamte aus der Wojewodenkanzlei, die es gewagt

hatten, in Katharinenstadt zu verbleiben. Die Kolonisten wurden nicht angetastet.

In der Kolonie flaute allmählich die Aufregung ab. Seb versah ruhig sein Amt, und auch die Kolonisten gingen wieder ihrer Arbeit nach. Katrin hatte einen Sohn geboren. Sie ließ ihn zu Ehren ihres Vaters Philipp taufen. Im Wochenbett erkrankte sie schwer. Zu ihrem Kind sagte sie:

„Du bist in einer unruhigen und schweren Zeit geboren. Ich wünsche dir ein friedliches Leben. Glück soll dir beschieden sein.“

Marget betreute Katrin und das Kind. Seb brachte Margets Ernte ein. Die alten Freundinnen, Katrin und Marget, waren jetzt wieder fast immer beisammen.

Müller begegnete Marget auf der Straße. Er war sehr gut gelaunt und sprach ihr sein Mitgefühl mit ihrem Kummer aus. Marget entgegnete kurz:

„Ich habe keinen Kummer.“

Müller bot sich an:

„Wird in der Wirtschaft nicht der starke Arm eines Mannes gebraucht? Ich wüßte einen.“

Marget lehnte ab.

„Ich komme ganz gut mit allem allein zurecht.“

Es gab in der Kolonie viel Gerede um Peter von der Lauterbach. Er war spurlos verschwunden. Niemand wollte glauben, daß Peter umgekommen sei. Aber der Tod erwischt manchmal auch den Vorsichtigen und Geschickten und oft auf ganz harmlosen Wegen. Es war Krieg.

Regine glaubte fest daran, daß ihr Mann am Leben sei und heil zurückkomme. Sie wartete jeden Tag auf ihn. In der Nacht erwachte sie bei jedem Geräusch.

Einer von den vierzehn Freischärlern kam in die Kolonie zurück. Er wäre gerne zu Hause geblieben, aber dafür drohte ihm der Tod. Pugatschow ließ alle Flüchtlinge erhängen.

Als Pugatschow seinen Weg nach Alaty nach dem Süden einschlug, erwartete man ihn schon in Saratow. Erst gedachte man, sich zu wehren. Um die Stadt wurden Gräben ausgehoben, Schanzen gebaut und Kanonen aufgefahren. Als aber auch die Stadt Pensa Pugatschow in die Hände gefallen war, gab man in Saratow den Gedanken an Widerstand auf. Niemand glaubte mehr, daß man Pu-

gatschow aufhalten könne. Widerstand, befürchtete man, würde ihn noch mehr erzürnen, und er könnte die Stadt ausschlachten und niederbrennen.

Die Obrigkeit der Stadt ergriff die Flucht. Die Zurückgebliebenen waren bereit, sich Pugatschow zu ergeben. Mit einer großen Prozession mit Heiligenbildern, Kirchenfahnen und Psalmengesang empfing der Bischof Pugatschow vor der Stadt. Der hohe Geistliche verneigte sich vor dem Führer des Aufstandes, den er noch vor wenigen Tagen in seinen Gebeten verdammt hatte, und anerkannte ihn als obersten Machthaber der Stadt.

Pugatschow ließ sich auf kein Gerede ein und befahl kurz entschlossen, die Heuchler auseinanderzutreiben. Einige herausgefischte Adlige und Beamten ließ er sofort aufknüpfen. Die Scharen der Aufständischen stürzten sich in die Stadt, brachen Lagerräume und Läden auf, durchstöberten die Kontore der Regierung und die Wohnungen wohlhabender Bürger. Wenn sie einen Adligen oder Beamten erwischten, schleppten sie ihn zu Pugatschow vor Gericht, der sie zum Tode verurteilte. Alle anderen wurden freigelassen.

An verschiedenen Stellen der Stadt brach Feuer aus. Saratow war ganz aus Holz gebaut. Das Feuer griff schnell um sich.

In der Stadt lebten viele Bettler, Tagelöhner, arme Handwerker und Hausdiener, die die Stadt nicht verlassen wollten. Viele traten Pugatschows Heer bei.

In Saratow erschien eine Delegation aus Pokrowsk mit Ataman Kobsar an der Spitze. Zu ihr gehörte auch der Ausländer Damke. Mit einem Boot hatten sie die Wolga überquert in der Absicht, Pugatschow die Unterwerfung von Pokrowsk zu melden.

Pugatschow ließ die Gesandten vor sich treten. Er fragte einen jeden, wer er sei. Danach befahl er, Kobsar und die drei anderen Kosaken zu erhängen und Damke freizulassen.

Auf dem Marktplatz und vor der Stadt am Wolgaufer baumelten die Leichen der Erhängten. Mit großer Mühe, allein im Boot, erreichte Damke das Ufer von Pokrowsk. Die Nachricht, die er mitbrachte, erschreckte die Pokrowsker Kosaken. Viele verließen eiligst die Stadt. Es gab verschiedene Banden, die unter dem Namen Puga-

tschows Freischärler in Pokrowsk Unfug trieben. Sie raubten, wo sie nur konnten. Damke, um der Gefahr zu entgehen, rettete sich in der Nacht zu Pferd in die Kolonie am Karaman. Seine Waren hatte er versteckt und die Bude geschlossen. In dieser unruhigen Zeit wollte er in seiner Kolonie sein, bei seinen Freunden, mit denen er so lange Zeit das Schicksal geteilt hatte.

Angekommen, kehrte Damke bei seinem alten Freund Müller ein. Der hatte sich sehr verändert. Sein Amt zwang ihn, so manches an seinen Gewohnheiten zu ändern. Aus Anlaß der Rückkehr seines Freundes konnte Müller einem guten Schluck nicht entsagen. Um so mehr, da Damke eine Flasche guten Branntwein aus der Stadt mitgebracht hatte.

Sie sprachen über Pugatschow. Müller sagte:

„Irgendwelche geheime Kraft mag wohl in ihm stecken, sonst würden ihm nicht so viele Menschen folgen und ihm Glauben schenken.“

„Die Menschen sind oft wie Schafe: wo eins hinget, folgt ihm das nächste, und so gehen Hunderte in eine Richtung“, philosophierte Damke.

„Die Menschen sind keine Schafe. Wir vergleichen sie nur gern mit Schafen, wenn wir ihr Betragen und Handeln nicht verstehen können.“

Damke wollte alles wissen:

„Wie geht es jetzt in der Kolonie? Daß Willem sich Pugatschow angeschlossen hat, kann ich kaum glauben. Und Marget?“

„Ist stolz“, sagte Müller böse. „Sie versteht nicht, daß es mit ihrem Willem und ihr aus ist. Willem kehrt nie wieder zu ihr zurück, auch wenn er im Kampf am Leben bleibt. Die Freischärler werden gewiß hart bestraft.“

„Bist du wirklich überzeugt, daß Willem nicht mehr zurückkehren wird?“ fragte Damke.

„Daran ist kein Zweifel, Marget kann sich jetzt schon als Witwe betrachten.“

Damke ging auch zu Seb. Dort traf er Marget. Damke freute sich, auch Marget war froh. Sie fragte ihn, wie er in der Stadt lebe und ob er nicht bereue, die Kolonie verlassen zu haben.

Damke zögerte mit der Antwort.

„Das Leben in der Stadt ist leichter als in der Kolonie“, sagte er. „Doch zu Hause bin ich hier.“

Damke schenkte den Frauen Seidenbänder, ein seltener Schmuck, den er von einem chinesischen Kaufmann in Saratow erworben hatte.

Von jenem Tag an kam er oft zu Marget, verrichtete verschiedene Arbeiten in ihrer Wirtschaft und unterhielt sich lange mit ihr. Anna Maria Kanter hatte endlich wieder Anlaß zum Tratsch:

„Marget ist eine liederliche Dirne, sonst würde sie keinen fremden Mann bei sich im Hause dulden.“

Müller warnte Damke. Ausschweifung und Liederlichkeit wurden in der Kolonie streng geahndet und oft als Vorwand zur Verfolgung aus anderen Gründen benutzt.

Pugatschow hatte eilig Saratow verlassen und zog weiter nach Süden. Die Armee Mansurows folgte ihm auf den Fersen. In der ganzen Gegend, von Kasan bis Saratow, zogen noch andere Trupps von Freischärlern umher. Diese oft nicht großen Scharen handelten völlig selbständig. Sie wußten nichts von Pugatschows Lage, und er wußte nichts von ihnen. In der Kolonie erschienen öfters solche Truppen, die sich aber um die Verwaltung der Kolonie nicht kümmerten. Sie wechselten gewöhnlich ihre Pferde, beschlagnahmten Lebensmittel und Sattelzeug, ruhten sich einige Tage aus und zogen weiter, um dasselbe in einer anderen Siedlung zu wiederholen. Wenn ihnen zufällig ein Beamter aus der Stadt oder ein Adliger in die Hände fiel, so erschlugen sie ihn und nahmen seine Wertsachen an sich. Im übrigen waren sie nicht blutgierig, sahen müde aus und hätten wohl gerne ihr unruhiges Leben für ein friedliches Familienleben eingetauscht.

Aus Schönchen verlautete, daß der Kreiskommissar Wilhelmi zurückgekehrt war. Er verwaltete von neuem die Kolonien und hatte aus den Kolonisten Kommandos gebildet, die die noch bestehenden Pugatschowschen Freischärlertruppen verfolgen sollten. Die Hoffnung auf Befreiung durch Pugatschow war schon fast allerorts aufgegeben worden.

Der Kreiskommissar von Katharinenstadt Iwanow hielt drei Mann von den vierzehn Freischärlern vom Karaman gefangen, darunter Martin Kanter. Von Willem war nichts zu hören.

Auch von Saratow kamen Nachrichten, daß die Regierung dort wieder die Macht ausübte. Lodeschinski, der

Chef der Tutelkanzlei, war auch nach Saratow und in sein Kontor zurückgekehrt. Alle Papiere des Kontors hatte Pugatschow mit sich genommen, und alles mußte von vorne angefangen werden.

In der Kolonie erschienen Goguell und Dershawin mit einem Kommando Soldaten. Die Soldaten waren gut bewaffnet und hielten straffe Ordnung. Sie führten auch eine Kanone mit sich. Goguell ließ sein Haus und seinen Hof in Ordnung bringen. Er ordnete an, daß alle Möbel, Geräte und Vieh sowie Futter und Nahrungsmittel, welche in der Zeit seiner Abwesenheit verschleppt worden waren, zurückzuerstatten seien.

Goguell brauchte nicht lange zu warten. Aller Besitz, der sich bei den Kolonisten befand, wurde bereitwillig zurückgebracht, natürlich mit der Erklärung, daß der Stuhl oder das Kanapee, Bett, Gabel, Sense und Rechen bloß aufbewahrt worden waren, weil der Besitzer abwesend war und sein Zeug ohne Aufsicht lag.

Pugatschow hatte Zarizyn verlassen und eilte weiter nach Süden. Nach einigen Tagen Marsch hatte ihn General Michelsohn mit seiner Armee unweit der Stadt erreicht. Pugatschow floh mit einem Trupp ihm ergebener Anhänger in der Richtung nach dem Jaik, wo der Aufstand seinen Anfang genommen hatte. Dort wurde er gefangengenommen. Von der Festnahme informierte Goguell auf der Gemeindeversammlung. Er sprach stolz, gebieterisch und auch drohend.

Die Kolonisten verstanden den Kreiskommissar nur zu gut. Jetzt blieb für sie nur eins: sich am Karaman zu behaupten. Groß war der Schaden, den sie erlitten hatten. Der Viehbestand hatte sich verkleinert, die Felder waren vernachlässigt, die Vorräte aufgezehrt. . .

Dershawin begab sich mit dem Kommando Soldaten nach dem Schöncher Kreis, wo immer noch einzelne Abteilungen von Pugatschows Heer herumstreiften. Goguell fuhr nach Saratow, um Hilfe für die notleidenden Kolonisten zu erbitten.

Damke hatte die ganze Nacht bei Marget verbracht. Am Morgen bestieg er sein Pferd und ritt eiligst nach Pokrowsk. In einer Woche wollte er zurückkehren und Marget nach Pokrowsk holen, damit sie näher beieinander wären.

Ganz unerwartet kam Peter von der Lauterbach in die Kolonie zurück. Er hatte seinen Leiterwagen mit Heu beladen und war ganz wohlauf. Er sagte, er hätte die ganze Zeit auf der Wolgawiese gelebt. Es sei ihm sehr wohl gewesen, bei dem Gedanken, sich in Gefahr zu befinden.

Lange Zeit nach Pugatschows Niederlage brachte man sieben Mann von den ehemals vierzehn Freischärlern als Gefangene in die Kolonie. Einer von ihnen erzählte, daß Willem in der letzten Schlacht gefallen war.

„Wir waren umzingelt, es wurde immer enger für uns. Ich stand an Willems Seite. Er sah ruhig zu, wie man uns einpferchte. An einer Stelle war noch eine kleine Lücke. Ich zeigte hin und sagte: hier können wir durchsprengen. Willem schaute mich mit starrem Blick an. Dann schlug er auf sein Pferd ein und stürzte sich auf die Feinde. Da knallten einige Schüsse, und er fiel vom Pferd. Die Reiter jagten über seinen Körper hinweg und nahmen uns gefangen. Man hielt uns lange auf diesem Platz fest, und ich suchte Willem unter den Gefallenen. Er war tot. Er hatte eine große Wunde in der Brust. Die Augen standen ihm offen und waren schauerlich leblos.“

Müller schrieb Schneiders Erzählung auf und ließ sie von ihm unterzeichnen. Er sagte, die Aussage würde als Todesschein dienen.

Drittes Kapitel

SCHRECKEN UND NOT

Satylgan war mit seiner Bande an der Metschet am großen Tümpel angekommen. Die Bande zählte fast dreihundert Mann und noch mehr Pferde. Es war an einem Freitag im August des Jahres 1774. Die alte Moschee an dem Tümpel kannte ein jeder Moslem bis weit hinter dem Jaik. Hier verrichteten alle Hirten der Umgebung ihre Gebete zu Allah. Auch Satylgan hoffte, mit inbrünstigem Gebet den Schutz und die Hilfe Allahs zu erlangen. Schon viele Jahre betrieb er seine Raubgeschäfte, und nicht ein einziges Mal hatte man ihn gefaßt. Allah mußte ihm geholfen haben. Wie konnte es auch anders sein — führte er doch Krieg gegen Ungläubige, was seine heilige Pflicht war.

Und so hatte es begonnen: Satylgan war mit seinem Sohn Mukan auf der Suche nach Weideland am Tobol angekommen. Da stießen die zwei in der Steppe auf einen Mann mit zwei halbwüchsigen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Die drei hatten sich verirrt. Satylgan versprach, ihnen den Weg zu ihrem Dorf zu zeigen, tat aber das Gegenteil mit der Absicht, sie zu berauben. Als der Mann sich weigerte, noch weiter Satylgan zu folgen, erschlug er ihn. Die zwei Kinder nahm er mit nach Tulgai. Beinahe ein Jahr hielt er sie bei sich gefangen. Da kam ein Moslem weit vom Süden zu ihm ins Haus. Der Mann war Viehhändler und kaufte bei Satylgan die zwei Kinder und zahlte ihm dafür soviel Geld wie für ein Dutzend Pferde. Satylgan gefiel das sehr, und er sagte zu dem Händler, er solle bald wiederkommen. Der Händler versprach es und gab Satylgan Handgeld unter der Bedingung, daß Satylgan Menschen nur an ihn verkauft.

Von jener Zeit an durchstreifte Satylgan mit seinem Sohn Mukan Gegenden, wo russische Bevölkerung wohnte. Sie überfielen Menschen, die sich von ihren Siedlungen entfernt hatten, und schleppten sie zum Verkauf. Mit der Zeit schlossen sich Satylgan Tair, Dschussupp, Elebai und andere an. Nun waren sogar kleine Dörfer von ihnen bedroht. Wenn es ihnen mit Russen nicht glücken wollte und die Gelegenheit ihnen einen Baschkiren oder Bolgaren zuführte, raubten sie auch diese mit der Rechtfertigung, ihre Opfer seien vom Islam abtrünnig geworden.

Satylgan dehnte sein Jagdgebiet immer weiter aus. Er bediente sich seiner Kundschafter, die bis an die Wolga vordrangen und die Gegend erforschten.

Vom Karaman zurückgekehrt, brachte ihm der Kundschafter Walichan die Nachricht, daß an dem Fluß Dörfer angelegt seien. Die Einwohner seien Christen aus einem fernen Land im Westen. Sie seien unbewaffnet und lebten friedlich. Auch hätten sie eine fremde Sprache und seien kaum von der russischen Regierung geschützt. Satylgan bereitete sofort den Raubzug zum Karaman vor. Er tat alles in höchster Eile, weil er befürchtete, daß die Ibrai-Bande ihm zuvor kommen könnte.

Die Räuber ritten einzeln und somit unauffällig vom Tulgai ab. Am Usen sammelte sich die Bande wieder, um ihren Plan auszuführen.

Die Roggenaussaat war in vollem Gange. Der Roggen gab am Karaman von allen Getreidearten die beste Ernte. Außerdem überstand er viel leichter Trockenzeiten im Juni als Weizen, Gerste und Hafer. Die Kolonisten säten darum also sehr viel Roggen.

Das Roggenfeld der Kolonie lag am Wolfsgraben. Der Graben war lang und tief und ganz mit Bäumen und dichtem Buschwerk bedeckt. In seiner Nähe war es gefährlich, hier hausten Wölfe und verbargen sich Räuber, die die Kolonisten auf den Feldern überfielen. Die Kolonisten verrichteten daher ihre Feldarbeiten alle zu gleicher Zeit.

Auf der Sohle des Wolfsgrabens sprudelten Quellen mit kaltem Wasser. In der Hitze der Mittagszeit begaben sich Philipp Schreiner und noch einige Männer zum Graben, um Wasser zu schöpfen. Sie trugen als einzige Waffe Keulen. An einer Stelle blieben sie erschrocken stehen. Vor ihnen lagen die Leichen erschlagener Menschen. Sie waren nackt, und das Blut an ihnen war noch nicht getrocknet.

Die Kolonisten wollten die Stelle schnellstens verlassen, um Hilfe zu rufen, denn die Mörder konnten noch nicht weit sein. Da hörten sie etwas weiter im Gebüsch schweres Stöhnen. Vorsichtig gingen sie darauf zu. Ein Mann mit kleinen schiefen Augen starrte sie flehend an und zeigte mühsam auf seine Wunde am Bauch. „Walichan“, röchelte er.

Schreiner brachte Wasser von der Quelle. Der Sterbende trank gierig. Nach einer Zeit stieß er aus: „Ibrai, Ibrai“, und zeigte mit dem Finger auf seine Brust. Er war angekleidet, hatte einen Dolch und einen Strick bei sich. Alle drei Erschlagenen waren Kirgisen. Den Kolonisten schien der Vorfall sonderbar. Sie fragten sich, warum diese Unglücklichen hierher in das Feld der Kolonie kamen und wer sie ermordet hat? An einer hohen Stelle am Rande des Grabens hoben die Kolonisten eine Grube aus.

Am Samstag nach dem Morgengebet berichtete der Schnüffler Walichan seinem Hauptmann von den Geschehnissen während seines „Ausflugs“ in die Nähe der Kolonien am Karaman. Satylgan ahnte nichts Gutes. Aber Walichans Bericht munterte ihn auf. Stolz erzählte Walichan von seiner Begegnung mit Ibrais Kundschaftern:

„Ich habe mich in der Nacht, als sie schliefen, an sie angeschlichen. Zwei starben von meiner Hand im Schlafe. Hier als Beweis ihre Dolche. Einer aber, Ibrai, der Jüngere, war aufgesprungen und hatte mich erkannt. Er rief meinen Namen. Ich habe ihm den Dolch in den Bauch gestoßen, und er rannte in Schrecken davon.“

„Entkommen?“ fragte Satylgan erregt.

„Nicht weit! Ich konnte ihn nur nicht finden, weil es dunkel war. Allah ist mein Zeuge, daß er tot ist.“

Satylgan war immer noch erregt.

„Ich will seine Leiche sehen“, sagte er. „Wenn Ibrai lebend zu seinem Hauptmann zurückkommt, wird dieser sich an mir rächen.“ Satylgan fragte auch nach den Kolonisten, nach ihrer Stimmung, ihrer Ahnungslosigkeit seinen geplanten Überfall betreffend.

Dann verfiel er in tiefes Nachdenken. In solchen Stunden hörte man ihn nicht, weil alle glaubten, daß der Hauptmann sich mit Allah über sein Vorhaben beratschlage. Andächtig auf der Erde sitzend, erwarteten die Räuber den Entschluß ihres Hauptmanns.

Walichan und auch die anderen spürten Satylgans plötzliche Unentschlossenheit, die Kolonie anzugreifen. Sie waren mit seinem Zögern unzufrieden, denn sie hofften reiche Beute und einen guten Fang. Sklaven wurden jetzt nicht nur von Moslems aus Buchara gekauft, sondern auch für viel Geld von reichen Beis am Tulgai, Akmola und Uil. Der Besitz von Sklaven war ein Zeichen von Reichtum und Macht.

Nach langem Nachdenken wandte sich Satylgan an seine Bande:

„Meine Kraft hat mich verlassen. Meine Arme sind nicht schnell genug für sichere Dolchhiebe. Mein Kopf schmerzt, und die Augen sind trübe. Geduldet euch!“

Die Räuber sahen erstaunt einander an. Ihr Hauptmann verläßt sie in einer entscheidenden Stunde!

Walichan erhob sich. Seine Stimme klang drohend.

„Ich bin von nun an der Führer der Bande und daß keiner muckst. Meine Kraft ist groß und mein Dolch spitz.“

Auch Satylgan erhob sich in seiner ganzen Größe. Er überragte alle anderen Räuber. Mit festen Schritten ging er auf Walichan zu. Dieser wollte zurückweichen, Satylgan hatte ihn aber erreicht. Mit einem wuchtigen Hieb stieß er Walichan den Dolch in die Brust. Der Getroffene

sank langsam zu Boden. Blut quoll ihm aus der Wunde. Er war tot, ehe die Anwesenden verstehen konnten, was vorgefallen war.

Voll Schrecken starrten jetzt alle auf Satylgan. Mit schweren Schritten ging der Hauptmann zum Tümpel, wusch seine Hände im stillen Wasser, kniete an Walichans Leiche nieder und betete zu Allah. Die Räuber machten es ihm nach. Im Kreise gekauert, beteten sie lange und inbrünstig.

Die Sonne sank im Karamantal. Einige zerfetzte Wolken in ihrer Nähe brannten in heller Glut. Nach dem schwülen Tag brachte die frische Abendluft Erquickung. Kühe brüllten und Schafe blökten: das Vieh kehrte von der Weide heim. Damke war auf dem Weg in die Kolonie. Er ritt auf einem stolzen Pferd, ihm folgten einige von ihm gemietete Wagen. Die Fuhrmänner schauten sich neugierig um. Sie staunten über das neue Dorf, das am Karaman entstanden war. Besonders fielen ihnen die geradlinigen Straßen und die rechteckigen Hofplätze auf. Einer der Fuhrmänner meinte:

„Die Ausländer sind in allem sauber und pünktlich. Das ist Geiz und Prahlerei bei ihnen. Ich verstehe nicht, was sie davon haben, diese Kauderwelschen. Welchen Nutzen kann eine gerade Straße haben? Schön ist es auch nicht. Krumme Straßen sind schöner.“

Ein anderer widersprach:

„So sieht die Straße aufgeräumt aus. Vater-Pope Grigori sagt, wir Rechtgläubigen sollen das Wirtschaften bei den Kolonisten lernen.“

Damke ritt geradewegs zu Marget, die schon ungeduldig auf ihn wartete. Ihre Wirtschaft hielt sie in schönster Ordnung.

Am selben Abend noch besuchte Damke Seb und Katrin. Die beiden waren sehr froh, ihn zu sehen. Sie wollten viel über das Leben in Pokrowsk wissen, welche Veränderungen der Krieg gebracht hatte: spurlos konnte so ein hartes und blutiges Ringen nicht vorübergehen.

Damke berichtete, daß Poroschenko, der Schenkwirt, tot sei. Ein Auswärtiger hätte ihn meuchlings ermordet. Der Mörder sei geflohen, aber niemand suche ihn, weil Poroschenkos Tod auch niemand betrauert. Marfa, die Ata-

manstochter, sei noch am Leben und beweine den Tod ihres Vaters. Auch Willems Tod habe sie schwer getroffen. Sie hatte die Hoffnung nicht aufgegeben.

„Zygmunt Klatzky“, erzählte Damke, „hat seine Schmiede vergrößert und sich Gesellen genommen. Es fehlt ihm nur an Eisen, obwohl der Krieg ihm nicht wenig Bruch zugeschwemmt hat. Seine Schmiede ist in vollem Gang...“

Seb fragte nach Chmara, der die Kolonisten so unfreundlich bei der Abfahrt von Pokrowsk begleitet hatte.

„Der ist verschollen. Als ein Trupp Pugatschowmänner sich seinem Hause näherte, ging er eilig auf den Hof, und seitdem hat ihn niemand gesehen. Auch nichts von ihm gehört. Man mutmaßt, er sei auf der Flucht in der Wolga ertrunken.“

Die Freunde sprachen auch von Willem. Sie bedauerten zutiefst seinen Tod.

„Er mußte als erster sterben, wo er doch gesund war und soviel Lebensfreude in sich trug“, grübelte Seb laut.

Damke sagte darauf:

„Wer weiß, was in seinem Gemüt lag, als er sich der Kugel entgegenstürzte.“

Bis spät in die Nacht zog sich die Unterhaltung hin. Man sprach auch von der Regierung in Petersburg und ob sie noch nicht überzeugt wäre, daß das Leben am Karaman für die Kolonisten sehr schwer sei, und daß es nötig wäre, in andere Gegenden zu ziehen. Damke lachte laut auf:

„Die Regierung braucht uns hier am Karaman, um ihre Macht in der Gegend zu stützen. Ob es sich hier leicht oder schwer leben läßt, kümmert sie nicht. Eine Regierung hat keine Gefühle, sie hat nur Berechnungen.“

Damke schickte sich an fortzugehen, da kam Salomon Klein ins Haus gestürzt. Vor Erregung stotternd, berichtete er, was ihm ein eben bei ihm eingekehrter Kalmücke erzählt hatte. Am großen Metschettümpel hätten sich Hunderte Kirgisen versammelt. Sie kämen von weither und führten Böses im Schilde.

Die Nachricht beunruhigte Seb. So viele Kirgisen, das konnte gefährlich werden. Aber er zweifelte noch. Woher sollten so viele Kirgisen plötzlich gekommen sein? Die ganze Gegend war voll von Regierungstruppen, die alle verdächtigen Reiterhaufen abfingen. Seb bat Salomon, die

Nachricht im Dorf zu verbreiten, damit die Leute ihr Vieh bewachen.

Damke ging diese Meldung wenig an. Was konnte ein Kirgisenhaufen einer Kolonie antun? Soweit, glaubte er, wagen sich die verhärmten Nomaden nicht. Aus Erfahrung war er zu der Überzeugung gekommen, daß nicht die hungrigen und gepeinigten Menschen, sondern die satten und lüsternen andere anfallen. Er suchte Müller auf. Der einstige frohe Musikant hatte sich in einen Gottesschwärmer verwandelt. Von sich sagte er:

„Hier an diesem Ort habe ich wahre Erkenntnis gefunden. Das verlassene und karge Leben am Karaman tut mir wohler als jeder frühere Prunk und lose Üppigkeit. In Qual und Elend müssen wir den Sinn unseres Lebens suchen. So ist der Wille unseres allmächtigen Schöpfers.“

Damke konnte sich dieser Auffassung nicht anschließen. Er widersprach aber auch seinem Freund nicht. Müller hatte sich nunmal als Schulmeister zu tief in sein Amt vergraben. Damke stellte sich sein Wohl anders vor. Warum sollte er sich auch um seiner selbst nach dem Tode kümmern, wo doch sein Leben so kurz ist? Die Ewigkeit war für ihn unbegreiflich, er verstand nur das, was einen Anfang und ein Ende hatte. Damke war es, als hätte sein Leben erst jetzt einen richtigen Anfang genommen: Marget hatte ihn ganz behext. Zeitweise kam ihm das komisch vor. Ein Bauernweib aus Hessen sollte sein Glück auf Erden sein. Auch war ihm der Karaman gar nicht so fremd wie früher. Das Runde Eck im Tal, der Geldhügel und der Eichenwald — alles schien ihm nahe und vertraut.

Es war bereits dunkel geworden. Hinter der Karamanhöhe stiegen schwarze Wolken auf. In der Ferne grollte Donner. Regen war zu erwarten. Im Graben über dem Fluß schrie ein Uhu. Es war schauerlich. Damke schritt durch eine stille einsame Gasse der Kolonie. Ein bedrückendes Gefühl bemächtigte sich seiner. Verse aus seiner Jugendzeit bei Hofe kamen ihm in Erinnerung.

Die Ruhe schauert mich im Herz.
Sie reißt in Fetzen mir den Leib.
Und ich fliehe von dem Schmerz
und laß die Ruhe im Verbleib.
Das Grab sei ihre gute Hütt',
dort kann sie ewig wohnen.
Der Ausgang sei der Erd verschütt',
auf ihrem Sarg da soll sie thronen.

Marget erwartete ihn. Die Fuhrleute hatten sich schon zur Ruhe gelegt. Am nächsten Tag war Sonntag, und da sollte Pfarrer Johannes das Paar Damke und Marget Wulf vermählen. Die Wolken am Himmel hatten sich verzogen, und unzählig viele Sterne funkelten in weiter Höhe am Himmelsbogen.

Alle Menschen in der Kolonie schliefen einen festen Schlaf, nur Salomon Klein wachte. Er ahnte eine ungeheure Gefahr. Selbst der Kalmücke war voll Angst und Furcht.

Jeder Sonntag war in der Kolonie ein Feiertag. Am Sonntag ruhten die Menschen von der Arbeit aus, belustigten sich und gingen ihren Vergnügen nach. Es gab selten einen Sonntag, wo nicht ein Ereignis geschah. An einem Sonntag 1767 wurde Seb zum Vorsteher gewählt, an einem Sonntag 1768 heirateten Marget und Willem, an einem Sonntag im August desselben Jahres verließ Damke die Kolonie. Und noch an vielen anderen Sonntagen fiel in der Kolonie etwas vor, was den Tag zum Gedenktag machte. An einem Sonntag 1774 sollten Daniel Damke und Marget kopuliert werden, und davon wußte die ganze Kolonie.

Vom frühen Morgen war Katrin bei der Arbeit. Sie wusch die Schuhe, büstete die Feiertagskleider und wusch und putzte die Kinder. Aus der Vorratskammer im Flur holte sie Mehl und Butter für süße Nudeln, Sebs Lieblingsspeise. Die Kammer schien ihr zu eng, und sie baß Seb, er solle die Wand des Verstecks abreißen, damit die Kammer größer wird.

„Der Krieg ist doch vorbei und die Verstecke brauchen wir nicht mehr.“

Seb nickte bedächtig dazu und sagte:

„Wir wollen nichts überstürzen.“

Hinter dem Sandberg stieg die Sonne auf. Ihre Strahlen waren goldweiß und angenehm warm. Auf der Straße erschienen in Sonntagskleidern Kolonisten mit ihren Kindern. Der Gottesdienst nahte. Die Leute strömten der Kirche zu, die sich in einem Holzhaus am Karamanufer befand.

Müller zog an einem Stock die Kirchenfahne hoch, das Zeichen, daß in Kürze der Gottesdienst beginnt. Seb betrat die Kirche. Unruhe quälte ihn. Kirgisen an der Metschet — das war gefährlich. Am frühen Morgen hatte er Peter von der Lauterbach ausgeschickt, in der Richtung der Metschet

Ausschau zu halten. Er war noch nicht zurückgekehrt. Warum bleibt der so lange aus, fragte sich Seb.

Die Kirche war schon lange nicht so voll wie an diesem Sonntag. Ein jeder wollte dabei sein, wenn die Ehe zwischen dem ewigen Junggesellen, Offizier und Pokrowsker Händler Damke, mit der reizend schönen Witwe Marget geschlossen wird. Hier war es nicht so wie bei jungen Brautleuten, wo man sich über die blühende Schönheit freute, und die schon Bejahrten sich nach ihren jungen Jahren sehnten. Hier war alles viel tiefer und ernster.

„Endlich macht Damke den letzten Schritt zum ehrwürdigen Mann“, sagte Philipp Schreiner.

Unter den Kirchenbesuchern erzählte man, daß die Hochzeit großartig gefeiert werden soll. Damke hätte fünf Eimer Schnaps aus der Stadt mitgebracht. Auch Honig und Lebkuchen und Dörrfische. Von Marget wußte man, daß sie ein fettes Rind hatte schlachten lassen. Auch an Bier und Met war eine Unmenge besorgt. Nur der Kreiskommissar durfte davon nichts wissen, da kostspielige Hochzeiten verboten waren.

Hans Haal spuckte böse aus.

„Wann nimmt das ein Ende, daß man fragen muß, was man essen und trinken darf?“

Keiner konnte verstehen, warum das Leben hier auf so einem ungerechten Grundstein aufgebaut war.

Philipp Schreiner deklamierte:

Hasse nicht,
wenn man dir die Knochen bricht.
Hasse nicht,
wenn man dich mit Messern sticht.
Mach immer nur ein froh' Gesicht,
armer, trauriger Wicht.

„Ja, das dürfen wir: Unseren Kopf ruhig hinhalten“, sagte Schreiner zum Schluß.

Die Luft war schwül geworden. Vielleicht gab es noch Regen, ehe der Gottesdienst zu Ende ist. In der Kirche wurde es still. Alle horchten nach den Fenstern hin. Jeden Augenblick konnten von dort die Worte des Geistlichen erklingen und darauf die Antworten der Brautleute. Ein jeder der erwachsenen Kolonisten kannte das Zeremoniell der Kopulation und hätte ohne Fehler selbst kopulieren können.

Die Stille in der Kirche wurde vom Dröhnen vieler Hufschläge unterbrochen. Vom Sandberg kamen unzählig viele Reiter angesprengt. Einige hundert Schritte vor ihnen jagte Peter von der Lauterbach. Die Menschen eilten von der Kirche weg und sahen bestürzt, wie der Reiterhaufen rasch immer näher kam. Von der Lauterbach hatte schon die Kolonie erreicht. Seb trat ihm entgegen. In kurzen Worten erklärte von der Lauterbach, daß die Kolonie überfallen wird. Seb befahl sofort Peter von der Lauterbach:

„Eile nach Katharinenstadt und rufe Hilfe, schnell!“

Peter galoppierte aus der Kolonie, während die Räuber die ersten Häuser der Siedlung erreichten. Die Männer rannten in die nächstliegenden Höfe nach Waffen. Die Weiber mit den Kindern liefen auseinander, in den Häusern Rettung suchend. In der Kirche wurden die feierlichen Worte der Kopulation vor dem Altar gesprochen. Schreiner schrie durchs Fenster in den kleinen Gottesraum:

„Schnell heraus, die Kolonie wird überfallen!“

Pfarrer Johannes hatte die letzten Worte gesprochen, das Brautpaar hatte noch „Gott sei mit Euch“ vernommen und stürzte als letztes aus der Kirche.

Satylgan hatte seine Bande in Zehnergruppen eingeteilt. Jeder Zehner hatte seinen Anführer. Beim Anfallen von Menschen durften sich die Zehner nicht trennen und nicht mehr als drei, vier Menschen einriegeln, die Übermacht mußte auf jeden Fall gewahrt bleiben. Schwer verwundete Banditen wurden in Sicherheit gebracht. Furchtsame oder Mitleidige konnten von dem Anführer als Feiglinge getötet werden, wenn mehr als die Hälfte des Zehners zustimmte. Wer den Gefangenen gefesselt hatte, dem gehörte die Hälfte dessen Werts. Die andere Hälfte gehörte allen anderen Teilnehmern zu gleichen Teilen.

Die Banditen hatten Seb umringt. Mit einer Sense schlug er um sich. Die Banditen hielten sich schlagweit von ihm und in einem fort warfen die Angreifer Schlingen nach ihm. Es gelang aber nicht, ihn zu fangen. Langsam verließen Seb die Kräfte. Darauf rechneten die anderen. Als Seb sah, daß keine Hilfe kam, stürzte er sich auf den Räuberhaufen und schlug einem die Sense in die Rippen. Der Getroffene schrie auf. Da hatten die Räuber Seb schon gepackt und fesselten ihn mit Stricken an den Händen. Dann umringten sie ihren Verwundeten und schrien flehend: „Allah, Allah“, ließen sich auf die Erde nieder, was bedeu-

ten sollte, daß der Getroffene im Sterben lag. Die Fesseln lockerten sich, und Seb warf sie ab. Er schaute sich blitzschnell um und gewahrte nicht weit von sich eine Gruppe, die Schreiner umringt hatte, der sich mit einem Beil in der Hand wehrte. Seb eilte ihm zu Hilfe. Aber die Übermacht war groß. Einer sprengte auf Schreiner los und versetzte ihm einen mächtigen Hieb. Schreiner stürzte ohnmächtig zu Boden. Auch den ermatteten Seb hatte man bald wieder gefesselt.

An mehreren Stellen tobte immer noch der Kampf zwischen Kolonisten und Räufern, aber viele waren schon gefangen und lagen gefesselt. Unter ihnen Pfarrer Johannes, Damke, Marget, Regine. Manch einem Kolonisten war es gelungen, sich mit den Kindern in Kellern, Gebäuden, hinter Gärten oder im Stroh zu verstecken. Katrin saß mit ihren Kindern in der Vorratskammer im Versteck, das sie bei den Pugatschowschen Unruhen errichtet hatten. Wie gut war es doch, daß Seb das Versteck nicht vernichtet hatte! Ein Zehner hatte ihr Haus und auch die Kammer durchsucht, hatte alle Eßwaren mit fortgenommen, doch Katrin mit den Kindern im Versteck hatten sie nicht entdeckt.

Einige Kolonisten waren am Karaman ins Gebüsch geflüchtet.

Niemand widersetzte sich mehr dem Überfall. Die Kolonisten wußten jetzt, daß es nicht nur um den Raub von Lebensmitteln und Waren ging, sondern vor allem um den Raub von Menschen.

Die Gefangenen waren gefesselt und wurden an der Kirche zusammengetrieben. Die Weiber weinten, die Kinder schrien, die Männer stöhnten. Unglaublich: Menschenräuber!

„Für diesen Kraftkerl da gibt es ein hübsches Sümmchen.“

Damke stieß dem Banditen, der ihn grinsend ansah, mit dem Kopf so an das Kinn, daß dieser wie geschleudert rückwärts umfiel. Er sprang auf und stürzte sich mit dem Dolch auf Damke. Zwei andere hielten ihn an den Armen fest und stießen ihn zurück. Toir, der Damke bei der Gefangennahme gefesselt hatte, schrie drohend:

„Du willst mein Geld erschlagen, aber ehemdem erschlage ich dich.“

Die Räuber trieben die geraubten Kolonisten aus der Kolonie desselben Weges, wie sie gekommen waren. Mit

den Menschen trieben sie auch Pferde, Kühe und Schafe fort. Die Räuber zu Pferd hielten ihre Beute fest umschlossen. Ein jeder von ihnen hatte auf dem Rücken seines Pferdes noch ein Bündel geraubter Sachen. Seb befahl den Leuten so langsam wie möglich zu gehen. Die Räuber aber hieben mit Peitschen auf die Gefangenen ein und trieben sie an. Im Haufen entstand ein Durcheinander. Die Bedrohten stießen an ihren Nachbarn, die Schwachen fielen zu Boden, schrien und stöhnten, und die Räuber verloren die Übersicht über ihre Opfer.

Regine ging hinter Schreiner. Den Frauen und Kindern hatten die Räuber die Fesseln abgenommen. Sie begann unbemerkt Schreiners Fessel zu entknoten. Die Gefangenen in der Nähe schlossen einen festen Ring um Schreiner und Regine, damit die Räuber nichts merken konnten. Die Stricke waren schon lose, und Schreiner hielt sie nun selbst fest. Der Zug hatte das Karamantal passiert, und es ging jetzt hinauf auf den hohen Sandberg. Der Weg führte nahe am steilen Karamanufer entlang. Die Kolonisten hatten ihn so angelegt, um das karge Feld nicht unnötig zu verkleinern. Sie kannten den Weg gut, auch das Ufer und das Tal, das mit dichtem Wald bewachsen war.

Die von dem Überfall verschont gebliebenen Kolonisten schlichen vorsichtig aus ihren Verstecken hervor. Zu ihrem Schrecken sahen manche, daß sie allein zurückgeblieben waren. Ihre Familien waren fort. Auch Katrin trat aus ihrem Hause. Das Dorf war leer, und Seb nicht mehr da. Ihre Nachbarin, Wes Eva, hatte durch das Dachfenster gesehen, wie Seb gefesselt und fortgeführt worden war. Katrin hörte ruhig zu. Der Schrecken war so groß, daß sie ihn nicht fühlen konnte.

Immer mehr Kolonisten versammelten sich bei Katrin. Ein jeder teilte mit, wen er bei den Gefangenen gesehen hatte. Aller Blicke waren auf den Sandberg gerichtet. Plötzlich sah man, daß in dem Zug alles durcheinanderging. Die Räuber sprengten hin und her. Am steilen Ufer hielten sie an, sprangen ab und schauten ins Tal. Es war zu weit, und man konnte nicht genau sehen, was vorgefallen war.

In der Kolonie war kaum ein Dutzend Männer zurückgeblieben. Den Räubern nachzusetzen war sinnlos. Darum wurde beschlossen, die Hilfe aus Katharinenstadt abzuwarten und dann gemeinsam die Verfolgung aufzunehmen.

Nach einer Weile bewegte sich der Gefangenenzug in der Ferne weiter und verschwand hinter dem Sandberg. Einige der Räuber ritten zurück ins Flußtal. In der Kolonie befürchtete man ihre Rückkehr. Weiber und Kinder begaben sich in ihre Verstecke, die Männer bewaffneten sich mit Sensen und Beilen und legten sich in den Hinterhalt. Die Räuber verweilten aber am Waldesrand nahe am Fluß.

Erst bei Anbruch der Nacht erfuhren die Kolonisten das Vorgefallene. Philipp Schreiner erzählte es ihnen.

„Der Strick an meinen Armen war entknebelt. Als wir nahe an das steile Ufer kamen, war ich mit einem Sprunge am Rande des Ufers und stürzte mich hinunter. Es war hoch, aber wenn es gilt, ist man federleicht. Ich hörte, wie die Schlinge durch die Luft sauste, doch sie traf nicht. Schnell lief ich weiter. Der Wald ist an dieser Stelle licht, und von der Höhe konnte man mich wahrscheinlich gut sehen. Ich tauchte darum im Unterholz unter und wartete, daß die Räuber die Verfolgung aufgaben. Doch sie ritten im Tal, wo das Ufer niedrig und schräg war, zum Fluß und an ihm entlang, bis zur Stelle, wo ich mich befand. In den Wald trauten sie sich nicht. Einer nur stieg ab und ging auf mich zu. Er mag mich nicht gesehen haben. Als er nur noch einen Schritt weit von mir war, sprang ich auf, und ein Schlag mit einem Holzstück streckte den Schinder zu Boden. Ich nahm seinen Dolch und schlüpfte in einen Busch in der Erwartung, einem anderen Räuber zu begegnen. Bis zum Abend wachten die Bestien am Waldrand, aber keiner kam mehr zu mir. Ich hörte sie nach ihrem Gesellen rufen. Nach Stunden, der Räuber hatte sich etwas erholt, taumelte er zum Fluß und trank gierig. Danach ging er zu seinen Kumpanen, sprach lange mit ihnen und zeigte immer wieder mit der Hand nach der Stelle, wo ich mich befand. Dann entfernten sich die Räuber.“

Die Nacht nach dem Überfall war für die meisten übriggebliebenen Kolonisten schlaflos. Auf der Höhe an der Kolonie hatte man Wachen aufgestellt, die Alarm schlagen sollten, wenn die Räuber wieder kommen sollten.

Am Morgen kam in die Kolonie Kreiskommissar Goguell. Ein Bote hatte ihm den Überfall auf die Kolonie gemeldet. Goguell begab sich sofort in die Nachbarkolonie, um Männer zur Verfolgung der Räuber zusammenzurufen.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages erschien aus Katharinenstadt Pfarrer Balthasar Wernborner mit einem

Trupp Kolonisten zu Pferde. Das war die erste Hilfe. Der Haufen war nicht groß und nur mit Schlagwaffen und Speißen ausgerüstet. Wernborner klagte, daß die Katharinenstädter von der Nachricht des Überfalls auf die Kolonie in Furcht geraten waren und sich zur Verteidigung der Stadt vorbereiten. Nur wenige hatten sich entschlossen, den Geraubten zu Hilfe zu eilen. Die Besitzer von Feuerwaffen hielten diese für den Schutz der Stadt zurück.

Wernborner war fest entschlossen, die Bande zu verfolgen. In der Kolonie riet man ihm ab. Philipp Schreiner, der die Lage gut kannte, bewies, daß die Verfolgung der Räuber mit so schwachen Kräften nur neue Opfer kosten wird. Wernborner ließ sich nicht überreden. Er sagte, jede Stunde in der schrecklichen Gefangenschaft von Antichristen sei für das Leben der Unglücklichen gefährlich, und man müsse sich beeilen, sie zu befreien.

Nach langem Hin und Her wurde man sich einig, daß Wernborner mit seinem Trupp die Räuber nicht angreifen, sondern nur von weitem verfolgen soll, bis Goguell mit seinen Leuten ankommt. Auch versprach man sich Hilfe von Schönchen, wohin von der Lauterbach zu Kreiskommissar Wilhelmi beordert war. Wernborner mit seinem Trupp zog ab, Philipp Schreiner und Katrin sahen ihm nach. Katrin sagte:

„Da muß ein Wunder geschehen, wenn die paar Männer die Räuber besiegen.“

Schreiner seufzte schwer.

„Die reiten dem Teufel geradewegs in den Rachen.“

Die Kolonie war zerstört. Die Leute weinten und stöhnten. Besonders niedergeschlagen waren die Weiber, deren Männer geraubt worden waren. Katrin tröstete sie. Sie bemühte sich Trost zu geben und meinte, sie wäre dessen völlig sicher, daß ihre Männer bald heil zurückkehren.

„Die Regierung ist stark, sie wird Soldaten schicken und die Bande unschädlich machen. Sie hat Pugatschows Scharen besiegt und soll mit einem Trupp Räuber nicht fertig werden?“

Ums Herz aber war es Katrin sehr schwer. Sie fühlte, daß sie nicht mehr die Kraft und den Geist in sich trug, den sie anfangs ihres Lebens in der Kolonie hatte. Damals hatte sie den festen Glauben, mit den schwersten Schicksalsschlägen fertig werden zu können. Mit tiefem Schmerz schaute sie jetzt dem Wernborner Trupp nach. Nichts als

Krieg, dachte sie. In Deutschland Krieg, in Rußland Krieg. Immer mehr Elend. Warum bekriegen sich die Menschen immer aufs neue? fragte sich Katrin, und sie fand keine Antwort.

Wes Eva kam zu Katrin. Sie war voller Hoffnung auf Wernborners Verfolgung der Räuber.

„Er wird sie bestimmt befreien“, sagte sie. „Die Anzahl der Krieger macht die Stärke nicht. Im Sagenbuch habe ich gelesen, wie ein Recke hundert Mann besiegte.“

„Unser Leben ist keine Sage“, antwortete Katrin ernst.

Die Nacht verging wieder in schwerer Wehmut. Niemand in der Kolonie konnte fest schlafen. Jedes Geräusch erschreckte. Die Männer trugen beständig Waffen. Die Wächter lauschten auf jeden Laut.

In der Nacht kehrte von der Lauterbach zurück. Die Kolonisten versammelten sich bei ihm. Er mußte ausführlich berichten, welche Hilfe von anderen Kreisen zu erwarten war. Von der Lauterbach sah übernächtigt aus. Die Nachricht, daß Regine gefangen war, traf ihn schwer. Er sagte:

„Ich werde sie befreien, und wenn sie dem Teufel im Leibe steckt.“ Dabei erhob er seine Faust zum Schwur.

Die Zuhörer glaubten ihm. Von der Lauterbach war kein Feigling.

Die Nachricht von Schreiners Flucht brachte Satylgan in wilden Zorn. Er rief Dschussupp zu sich und fragte, wo der Gefangene sei, dem er nachgesetzt hatte. Dschussupp, der von dem Schlag auf den Kopf immer noch nicht bei klaren Sinnen war, sagte, er wisse von nichts. Darauf schlug Satylgan mit der Peitsche Dschussupp so hart über den Rücken, daß dieser sich vor Schmerzen krümmte.

Die Gefangenen schleppten sich mühevoll weiter. Sebig ging voran. Er war auch der mutigste. Pfarrer Johannes betete. Müller ließ nur selten seine Stimme hören, und wenn er sprach — immer nur ein und dasselbe, Phrasen von der übergroßen Macht des Leids, welches erbaulicher und stärker als alle Freude sei.

„In der Nacht entwische ich denen“, sagte Damke.

„Nein, nein“, ängstigte sich Marget, „ich will hier nicht allein bleiben!“

„Ich nehme dich mit, wir fliehen zusammen.“

„Nein, auch das nicht“, sagte Marget. „Wenn sie uns dann einfangen, erschlagen sie uns. Sie sind jetzt beson-

ders wütend, weil ihnen Schreiner entkommen ist. Sie werden uns totmartern, um den anderen Gefangenen Furcht vor der Flucht einzujagen. Besser noch, sich hier entlangzuschleppen, bis man uns befreit.“

„Und wenn keiner kommt? Ich habe den Verdacht, daß das Räubergesindel mit unseren Vorgesetzten im Bunde steht. Die russischen Beamten und die Geistlichkeit sind noch viel mehr dafür, daß wir Kolonisten von der Wolga verschwinden. Sie werden sich schwerlich aufrichtig Mühe geben, uns zu befreien.“

Marget hatten diese Worte tief entsetzt. Sie hatte bis jetzt fest daran geglaubt, daß die russische Regierung alles daran setzen würde, die geraubten Kolonisten zu befreien. Müller mischte sich in das Gespräch ein.

„Der Herr Offizier hat die Wahrheit gesagt. Den Russen sind wir ein großer Dorn im Auge. Dazu haben sie zwei Gründe: Erstens weil wir deutsch sprechen, und zweitens weil wir nicht zu der russischen Kirche übergegangen sind.“

Damke ergänzte:

„Das ist noch nicht alles. Die Russen möchten uns als unterworfenen Volk behandeln, was ihnen aber bis jetzt die Zarin nicht erlaubt. Das ist der Russen großer Ärger und ihr Haß auf uns.“

Pfarrer Johannes versuchte zu beschwichtigen:

„Wir stehen unter dem Schutz der großen Zarin Katharina II. Sie besitzt die Macht im Reich und mit ihr ist Gott. Die mächtige Herrscherin wird uns helfen. Ihre Beamten müssen ihren Willen erfüllen, widrigenfalls wird sie die Zarin züchtigen. Unser Glauben ist unsere Burg, die Feste, wo wir geschützt und bewahrt sind.“

Damke wiegte zweifelnd den Kopf.

„Es ist aber verflucht schwer zu ertragen, von diesen Hunden fortgetrieben zu werden. Wenn es noch Krieger wären, aber so — stinkige Räuber, die weder Ehre noch Gewissen im Leibe haben.“

Seb warnte:

„Redet nicht solches Zeug zusammen. Die Leute sind ohnedies entmutigt. Die russischen Beamten werden ihre Pflicht erfüllen, daran kann kein Zweifel sein. Jetzt müssen wir dafür sorgen, daß wir heil und am Leben bleiben. Der Weg bis hinter den Jaik ist noch weit, und man wird uns finden und retten.“

Am dritten Tag nach dem Überfall erschien in der Kolonie ein großer Trupp Kolonisten aus den benachbarten Kolonien. Es waren alles kräftige Männer, bewaffnet und zu Pferd. Den Trupp befehligte Offizier Goguell. Die Reiter bemühten sich um militärische Ordnung. Zum Trupp gehörten außerdem Fuhren mit Proviant, Koch- und Eßgeschirr, Zelten, Brettern, Schaufeln und anderem Gerät. Die Kolonisten atmeten bei diesem Anblick erleichtert auf. Auf diese Kräfte konnte man hoffen.

Der Trupp hielt sich einige Stunden in der Kolonie auf, Goguell unterwies seine Leute im Fechten und machte Manöver zum Überfall auf die Räuber. Die Männer der Kolonie schlossen sich Goguells Trupp an.

Am Abend kam Lauterbach von seinem Kundschafterritt zurück. Er meldete, daß sich die Räuber mit den Gefangenen am großen Metschettümpel befänden. Sie hatten dem Späher weit nachgesetzt, konnten ihn aber nicht einholen und kehrten zurück. In der Steppe, nicht weit von der Metschet, fand Lauterbach erschlagene Leichen. Die Toten waren so verstümmelt, daß er sie nicht erkennen konnte.

Spät am Abend kam noch ein großer Trupp Reiter aus dem Katharinenstädter und Schöncher Kreis in die Kolonie. Es waren fast vierhundert Mann, alle gut ausgerüstet. Der Trupp wurde von Gardeoffizier Gawrila Dershawin angeführt. Goguell sprach mit Dershawin, und es wurde beschlossen, alle Männer unter Dershawins Befehl zu stellen.

Jetzt zweifelte schon niemand mehr an der Befreiung der Gefangenen. Dershawins Kämpfer waren zahlenmäßig der Räuberbande überlegen und hatten die bessere Bewaffnung.

In der Nacht noch zog man ab. Eine Vorhut mit Lauterbach an der Spitze war bereits losgeritten. Der Zug bewegte sich vorsichtig und stets nach sicherer Deckung suchend. Gesprochen wurde nur im Flüsterton. Dershawin hatte beschlossen, den Zug am Morgen gegen die Räuber in den Kampf zu führen, um somit die Tageszeit für die Verfolgung zur Verfügung zu haben. Goguell ritt neben Dershawin. Beide besprachen noch einmal den Angriffsplan. Dershawin behauptete, daß die Räuber sich nicht wehren würden, weil sie wie alle Räuber Feiglinge seien.

„Sie haben ein Gemüt wie Schakale: mordgierig und unbarmherzig, aber nur dann, wenn sie sich außer Gefahr fühlen.“

Dershawin wollte die Bande umzingeln, um jedwede Flucht auszuschließen. Er erklärte weiter:

„Wenn sie uns entkommen, kehren sie später wieder, nur geschickter, weil sie die ganze Ursache ihres Mißgeschicks in ihrer Unvorsichtigkeit suchen werden.“

„Vielleicht sind die Räuber Soldaten des Chanats“, zweifelte Goguell. „Die Kirgisen haben sich noch nicht ergeben, sie versuchen immer noch ihre Herrschaft in der Gegend wiederherzustellen, und das darum, weil die Regierung nicht entschieden genug gegen sie vorgeht.“

Dershawin widersprach:

„Das sind Menschen, die allein Habsucht hierher getrieben hat. Um aber die volle Wahrheit zu erfahren, ist es nötig, die Räuber einem gründlichen Verhör zu unterziehen, um somit weiteren Überfällen vorzubeugen.“

Ein Melder von der Vorhut sprengte heran:

„Das Lager der Banditen kann in einer Stunde Marsch erreicht werden. Die Räuber lagern im Tal der Metschet. In einer halben Stunde sieht man schon ihre Feuer.“

Dershawin gab der Vorhut den Befehl, einen nahe am Lager der Räuber gelegenen sicheren Platz für die Schar auszusuchen.

Im Osten graute der Morgen, der Tag nahte. Kühler Wind strich über die Steppe. Dershawins Männer quälte die Müdigkeit, manche schlummerten in ihren Sätteln.

Der kühle Morgen schläferete auch die Räuber ein. Weit im Tal zerstreut, dösten sie auf der Erde sitzend vor sich hin. Ihre Pferde, die sie an Stricken hielten, weideten im Gras.

Damke hatte in der Nacht Marget einigemal zu überreden versucht, mit ihm zu fliehen. Doch jedesmal, wenn er sich nur rührte, sah er Dschussupps Katzenblick auf sich gerichtet. Der Kirgise ließ ihn keinen Augenblick aus den Augen. Er wußte gut, daß er selbst von Satylgan getötet wird, wenn Damke in der Nacht entliefe.

Müller erklärte seinen Nachbarn, daß heller Sonnenaufgang Glück bedeutet. Steckt die Sonne aber hinter Wolken und ihre Strahlen sind nicht sichtbar, bringt das für den kommenden Tag nichts Erfreuliches.

„Das habe ich in Kassel von einer alten Amme gehört und mich später überzeugt, daß es öfter zutrifft. In Hessen gibt es wenig helle Morgen, und darum auch wenig freudige Tage.“

Die Gefangenen hatten kaum geschlafen, denn die Nacht unter freiem Himmel war kalt. Der Gedanke an ein Leben in der Sklaverei war fast unerträglich. Aber die Hoffnung auf Befreiung hielt alle aufrecht.

Danke überschlug in Gedanken, wieviel Männer die benachbarten Kolonien und Katharinenstadt aufbringen könnten für einen Kampf gegen die Räuber. Denn daß es viele und gut bewaffnete Männer sein mußten, stand nach dem gestrigen Niedermetzeln des Wernborners Trupps außer Zweifel.

Müller fragte:

„Wird die Regierung Soldaten schicken, uns zu befreien?“

„Ganz bestimmt“, antwortete Danke. „Ihre Majestät, unsere allergnädigste Monarchin, wird es nicht dulden, daß solch Gesindel wie diese Räuber hier in der Gegend Unfug treiben. Die Kolonien sind der Zarin Werk, und sie wird sie nicht zerstören lassen.“

Alle gaben sich bereitwillig der Hoffnung auf Rettung hin. Aber wann kommt sie, die Rettung, dachte ein jeder.

Gestern waren einige Zehnergruppen mit Elebai an der Spitze ausgezogen. Sie sollten die Kolonie an der Mündung der Metschet überfallen und ausrauben. Der Weg war nicht weit und Elebai hätte am Abend zurück sein müssen. Vielleicht hat Elebai einen anderen Weg eingeschlagen und sich von ihm, Satylgan, losgesagt? Bei diesem Gedanken stieg dem Räuberhauptmann alles Blut zu Kopf. Wenn das so ist, wird der Schurke erfahren, was es bedeutet, Satylgan zu hintergehen.

Es war schon hell geworden. Der Himmel war rein, und das Morgenrot stieg im Osten auf. Marget hob den Kopf und lauschte aufmerksam.

„Ich höre das Gedröhn von Pferdehufen“, sagte sie. „Ganz genau höre ich es.“

Die Gefangenen um sie bestätigten ihre Worte. Auch die Räuber hatten die Hufschläge vernommen, denn sie schauten in die Richtung, woher der Lärm kam. Satylgan sagte zu seinem Vertrauten:

„Elebai kommt. Es ist sein Glück.“

Auch die anderen Räuber glaubten, daß Elebai vom Überfall zurückkehre. Es bemächtigte sich ihrer eine schwerbezügliche Vorfreude auf die Beute. Satylgan unterdessen dachte bereits an den nächsten Überfall auf eine Kolonie. Er würde dann in der ganzen Kirgisensteppe und auch in Chiwa als großer Sklavenhändler bekannt werden. Chane würden ihn grüßen und ihm Ehre erweisen.

Auf der Höhe zeigten sich Reiter. Es war Dershawins Schar. Sie sprengten in scharfem Galopp auf das Lager zu. In der Mitte ritt ihr Kommandeur, an den Flanken die Offiziere Goguell und Subrytzki. Die Räuber saßen blitzschnell auf und ritten zum Haufen an. Die Gefangenen erhoben sich und schauten erstaunt nach dem Reiter schwarm, der immer näher kam. Die Wache um die Gefangenen schloß den Ring fester und drohte mit Peitschen.

Satylgan erhob gebieterisch seine Knute — das Zeichen zum Angriff. Der Räuberhaufen sprengte Dershawins Schar entgegen. Hinter der Höhe kamen immer mehr Reiter hervor. Es schien, als wollte ihre Zahl kein Ende nehmen. Satylgan stutzte. Einen Augenblick schaute er erschrocken auf seine Gegner. Fassungslos kehrten die Räuber um und ergriffen die Flucht. Es fielen einige Gewehrschüsse. Im Haufen der Räuber stürzten einige vom Pferd. Voller Schrecken jagten die anderen weiter.

Die Gefangenen jubelten vor Freude. Seb hatte seine Hände schon befreit, warf den Strick von sich und stürzte sich auf den Räuber mit dem Kamelgesicht, der die Gefangenen auf dem Wege und auch bei der Rast schonungslos peitschte und immer drohte, sie zu erschlagen. Der Räuber wollte davonreiten, doch Seb hatte ihn so schnell aus dem Sattel gerissen, daß er nicht mal seinen Dolch ziehen konnte. Die anderen Wachen wollten ihrem Kumpan zu Hilfe kommen. Doch als sie sahen, wie Satylgan mit seinem Haufen die Flucht ergriff, wendeten sie eiligst ihre Pferde.

Die befreiten Kolonisten fielen über den gefangenen Räuber her, besonders die Weiber. Sie watschten ihn, daß es weithin knallte. Marget entriß ihm die Peitsche und schlug ihm damit heftig über den Rücken.

Damke hatte ein freies Pferd erwischt und nahm die Verfolgung auf.

Bei jedem Schuß duckten sich die Banditen in ihren Sätteln tiefer an den Rist ihrer Pferde und schrien nach Allah.

Der so heiß ersehnte Augenblick war gekommen, Pfarrer Johannes kniete nieder und betete zu Gott so laut und inbrünstig wie er nur konnte. Dershawins Reiter setzten den Flüchtenden nach. Besonders geschwind stürmten die Flanken, die den Kreis um die Räuber schließen sollten. Von der Lauterbach galoppierte an die befreiten Kolonisten heran:

„Regine, lebst du noch?“

Regine lachte vor Freude und rief ihm zu:

„Ja, Peter, bin auch noch gesund.“

Dann sprengte Lauterbach den Räubern nach. Ein Teil der Räuber war schon umzingelt, aber Satylgan, der das schnellste Pferd besaß, schien mit einer kleinen Gruppe zu entkommen. Die Erde dröhnte unter dem heftigen Hufschlag der dahinzufliegenden scheinenden Pferde.

Satylgan spürte, welche Gefahr ihm drohte. Er gab den Räubern, die ihm folgten, ein Zeichen anzuhalten und den Kampf mit den Verfolgern aufzunehmen. Er selbst gedachte, dabei zu entkommen. Niemand von den Räubern befolgte seinen Befehl.

Unter den Befreiten war jetzt reges Leben. Sie umarmten und küßten sich gegenseitig. Viele verspürten das erste Mal seit ihrer Gefangenschaft Hunger. Es wurden Kessel aufgestellt und Essen gekocht und rasch Zelte aufgeschlagen, damit sich die Schwachen etwas erholen konnten. Einige der Befreiten badeten im Tümpel. Müller erklärte, die Zeit der Gefangenschaft sei viel zu kurz gewesen. Zu kurz, um das Gewissen zu reinigen.

„Elend und Not schickt Gott, damit sich die Menschen bessern, damit sie ihr Leben verstehen und schätzen lernen.“ Müller ließ seinen Blick über die Zuhörer schweifen und erkannte Damkes Fuhrleute Safron und Michail. Er runzelte die Stirn und sagte: „Glaubt ihr, der reiche Dame wird den Fuhrleuten für die Zeit, wo sie in Gefangenschaft waren, Tagelohn zahlen? Nein. Er wird sagen, die haben für mich nicht gearbeitet, also brauche ich auch keinen Lohn zu zahlen. Er müßte aber denken: die Leute habe ich in die Kolonie gebracht, sie gerieten in Gefangen-

schaft, also muß ich ihnen für diese Zeit Lohn zahlen. Die Leute brauchen das Geld.“

Marget schaute Müller an, als wollte sie ihn mit ihren Blicken durchbohren. Daß Müller über Damke so abwertend sprach, hatte sie aufs ärgste erregt.

„Herr Schulmeister“, sagte sie scharf, „Sie sollten Ihren bisherigen Freund nicht plötzlich schlecht machen. Und das in aller Öffentlichkeit. Damke ist mutig und stark, er kann sich durchaus verteidigen.“

Müllers Gesicht verfärbte sich. Es war wohl nicht die rechte Zeit, Damke zu beurteilen. Aber er konnte es nicht verwinden, daß der Offizier sich von ihm so weit entfernt hatte. Und nun hatte er auch noch Marget geheiratet. So eine quälende Verlassenheit wie an diesem Tag fühlte Müller zum ersten Mal. Er starrte verlegen vor sich hin.

„Rührt niemand an, und Ihr seid selbst am sichersten“, sagte Marget und wandte sich von Müller verachtend ab.

Es war schon Mittag, und die Verfolgung der Räuber dauerte immer noch an. Im Lager waren nur die befreiten Kolonisten und die Fuhrleute zurückgeblieben. Waffen hatten sie keine und wenn jetzt Räuber kämen, könnten sie sich kaum wehren. Die Befreiten wußten, daß Elebai mit seinem Bandenteil das Metschettal entlang gezogen war. Er mußte von dort denselben Weg zurückkommen. Das konnte jede Stunde geschehen. Von Dershawins Reitern sah man nur noch kleine Trupps von der Nachhut am Horizont Aussicht halten.

Für alle Fälle bereiteten sich die Leute im Lager zur Abwehr vor. Jeder Erwachsene legte sich eine Schlagwaffe zurecht: Prügel, Bretter, Stangen, Schaufeln und Beile. Für die Kinder und Schwachen wurden Verstecke im Schilfrohr ausgesucht. Ein jeder war bereit, lieber zu sterben als noch einmal den Räubern in die Hände zu fallen. Die Kolonisten hatten jetzt verstanden, daß sie sich vor allem selbst schützen mußten.

Am Nachmittag kehrten Dershawins Reiter zurück. Ein großer Teil der Räuber war gefangengenommen. Die noch vor wenigen Stunden so grausamen Räuber hatten sich völlig verändert. Vor Angst flogen ihre Augen in den Höhlen hin und her. Sie waren bereit, jeden Wink der Wache demütig zu erfüllen. Wenn sie von jemandem angesprochen wurden, knieten sie untertänigst nieder und drückten ihr Gesicht an die Erde.

Satylgan war entkommen. Die vom weiten Weg ermüdeten Pferde der Kolonisten hatten ihn nicht einholen können. Auf seinem Fluchtritt war Satylgan in einer tiefen, mit Schilfrohr bewachsenen Senke verschwunden.

Am großen Tümpel machte die Reiterschar Rast. Menschen und Tiere waren nach der langen Jagd müde und hungrig. Alle freuten sich des Sieges über die Banditen.

Goguell begab sich mit einigen Männern zu der Stelle, wo Pfarrer Wernborner und seine Getreuen zu Tode gequält worden waren. Die Mörder hatten ihre ganze Mordlust an ihnen ausgelassen. Wernborners Leiche trug sieben Dolchstiche und viele Schlagwunden. Auch die anderen erschlagenen Kolonisten waren schrecklich zugerichtet. Tiefe Trauer ergriff die Kolonisten. Sie hoben ein großes Grab aus und betteten die Leichen der Ermordeten hinein. Johann Hof, einer aus Wernborners Trupp, stieß gramerfüllt hervor:

„Man müßte die Räuber alle hierher bringen und sie auf diesem Grabe töten.“

Goguell erwiderte:

„Dann wären wir nicht besser als sie. Nur ein Gericht darf ihnen die verdiente Strafe auferlegen.“

Über die Leichen im Grab baute man aus Brettern eine feste Decke. Pfarrer Johannes vollführte das Bestattungsritual. Seb hielt eine Grabrede.

„Sie haben ihr Leben hingegeben, um unser Leben zu retten. Wir, die Geretteten, werden ihnen ewig dafür dankbar sein und ihr Andenken hoch in Ehren halten. Auch unseren Kindern werden wir eingeben, ihrer in Liebe und Achtung zu gedenken.“

Auf den Hügel steckte man ein Holzkreuz mit den Worten:

„Wanderer, bete für uns!“

Am Morgen begab sich der Zug auf den Rückweg in die Kolonie. Alle Menschen außer den gefangenen Räufern waren jetzt zu Pferd. Der Weg war weit und bei Hitze beschwerlich.

Die Steppe lag fast leblos. Nur selten pfiff eine Zieselmaus, oder ein Habicht kreiste hoch in der Luft. Manchmal schoß auch ein grauer Hase über den Weg. Der Himmel war wolkenleer. Die Luft trocken und heiß.

Seb und Müller ritten nebeneinander. Der Reiterhaufen konnte kaum mit einem Blick umfaßt werden. Inmitten solcher Stärke fühlte sich ein jeder sicher. Kein Feind würde es wagen, so eine Macht anzugreifen. Müller sagte zu Seb, daß er sehr zufrieden sei. Ihm bekäme der ganze Überfall wie ein Bad im kalten Wasser, wo man vor Kälte zittert, danach sich aber recht wohl fühlt. So ein Bad kann alle Gebrechen heilen.

Seb schaute Müller streng an.

„Herr Schulmeister, was Sie da sprechen, ist Unsinn, und es ist besser, wenn Sie es nicht wiederholen, da kein Mensch diese Abgeschmacktheit von Ihnen annehmen wird.“

Müller setzte eine unzufriedene Miene auf und schwieg. Nach einer Weile aber sagte er:

„Was ich vorhin von unserer Gefangenschaft sagte, sind nicht allein Gefühle, sondern auch Gedankenschlüsse, die Sie als gebildeter Mann ernster aufnehmen müßten.“

Die Offiziere Dershawin, Goguell und Subrytzki ritten dem Zug voran. Dershawin war der Auffassung, daß nur die Saumseligkeit die Ursache der Menschenopfer sei.

„Der ehrenwerte Wernborner hatte keine Geduld abzuwarten, bis sich alle aufgerüttelt, gereckt und gestreckt hatten. Sein Tod liegt uns auf dem Gewissen.“

Goguell nickte zustimmend.

Die Ankunft der befreiten Kolonisten mit ihren Befreiern löste eine so unbeschreibliche Freude aus, wie sie die Kolonie noch nie erlebt hatte. Umarmungen, Küsse, Freudenschreie, Lachen und Weinen, alles in hastigem Durcheinander. Auch die Katharinenstädter und Schöncher Reiter erhielten so manchen Kuß. Vor der Kirche hatten sich alle Einwohner der Kolonie und ihre Retter versammelt. Seb hielt eine Ansprache, wo er all denen, die an der Vernichtung der Räuberbande Anteil hatten, innigsten Dank aussprach und ihnen Heil und Glück im Leben wünschte. Mit großer Ehrerbietung wandte sich Seb an Gardeoffizier Gawrila Dershawin und sprach seine Anerkennung für dessen Großmut und edles Herz aus. Der Jubel in der Kolonie wollte kein Ende nehmen.

Seb und Katrin fühlten sich grenzenlos glücklich.

„Mich quälte das schwere Schicksal, das dich und die Kinder mit meiner Gefangennahme getroffen hatte“, sagte Seb.

„Ich habe nicht einmal darüber nachgedacht, weil ich nicht glauben konnte, daß du lange fortbleiben wirst“, entgegnete Katrin.

„Da tatest du recht. Wenn man nicht an das Unglück glaubt, wird es auch nicht kommen.“

Danke lud seine Freunde doch noch zur Hochzeitsfeier ein. Essen und Trinken konnten zwar nur zum Teil vor den Räubern gerettet werden, aber das tat der Freude und Heiterkeit keinen Abbruch. Die Gäste aßen und tranken, sangen und tanzten nach Herzenslust. Müller war zur Hochzeit nicht erschienen. Er sagte, er wäre vom Weg müde. Keiner glaubte es ihm, da es an diesem Tage in der Kolonie keine müden Menschen gab.

Am 5. September 1774 berichtete Gardeoffizier Dershawin dem Oberbefehlshaber General Golizyn, daß er mit einer Schar Freiwilliger eine Räuberbande überwältigt und mehr als achthundert geraubte Kolonisten befreit habe.

Viertes Kapitel

ÜBERSIEDLUNG AN DIE LINIE

Mit dem Drang Rußlands, seine Macht zu verstärken, reiften auch die Pläne zur Unterwerfung des Kaukasus. Katharina II. machte ihren Günstling Grigori Potemkin zum Generalgouverneur vom Nordkaukasus. Das russische Reich sollte festen Fuß in den Nordkaukasischen Steppen fassen. Dazu mußten die fruchtbaren Ebenen besiedelt und entwickelt werden. Potemkin verlangte von der Zarin, daß sie nicht die weniger wichtigen Wolgasteppen, sondern den Nordkaukasus mit Kolonisten besiedeln sollte. Die Zarin erließ ein Reskript, mit dem sie den Kolonisten an der Unteren Wolga erlaubte, sich im Nordkaukasus anzusiedeln.

Zur Besiedlung wurde in der Hauptsache ein Landstreifen, der durch Mosdok führte, die sogenannte Mosdoklinie, angewiesen. Die Kolonisten am Karaman nannten den Ort kurz Linie.

1782 übergab die Zarin die Kolonien an der Unteren Wolga der Verwaltung der Saratower Wojewodenkanzlei. Der Saratower Kameralhof und das Landgericht, denen

die Kolonien von nun an unterstellt waren, nahmen diese Angelegenheit nicht ernst und überließen die Kolonien sich selbst.

Jeden Sonntag fanden in der Kolonie am Karaman im Schulhaus Gemeindeversammlungen statt. In demselben Haus wurde auch Gottesdienst abgehalten. Das Haus bestand ganz aus Holz und war erst wenige Jahre zuvor gebaut worden. Im Innenraum standen Bänke, und für alle gab es genügend Platz. Trotzdem hielten sich die Männer bei Versammlungen mehr auf dem Hof auf. Der Wortwechsel war oft so heiß und die gebrauchten Worte so grob und unziemlich, daß dafür das Schulhaus, wo der Altar stand, nicht der richtige Platz war. Während einer Unterhaltung auf dem Schulhof sagte Heinrich Schulz zu Karl Frank:

„Pachte mein Land!“

Frank schüttelte verneinend den Kopf.

„Dein Land kriege ich umsonst, warum soll ich es pachten?“

„Warum umsonst?“ fragte Schulz bestürzt.

„Du ziehst doch an die Linie, ich und dein Land bleiben hier“, erwiderte Frank völlig ruhig.

„Freue dich nicht zu früh. Ich bleibe eben daheim, und mein Land kriegst du nicht. Dir zum Schur mache ich das.“

„Bleib“, sagte Frank in gemütlichem Tone, „du hast zu entscheiden.“ Nach einer kurzen Weile sprach er weiter: „Du machst aber einen Fehler, wenn du bleibst. Hier am Karaman kommst du nie auf einen grünen Zweig. Du bist schon zu weit zurückgeblieben, um uns einzuholen.“

Schulz schaute Frank böse an.

„Du willst, daß ich an die Linie ziehe?“

„Ich will das nicht, ich rate es dir nur.“

„Warum soll ich fort von hier, von meiner Kolonie, und du darfst bleiben? Weil du mein Land willst?“

„Warum gerätst du so außer dir? Ich rate dir im guten, daß es so besser für dich ist.“

Die Gemeindeversammlung beriet über die Verteilung des Heuschlags. Feld und Heuschlag wurden schon seit vielen Jahren auf die männlichen Personen der Gemeinde verteilt. Bei der Ernennung der Vermessungskommission

hatte die Gemeinde immer Schwierigkeiten, da beim Vermessen der Grasstand in Betracht gezogen werden mußte. Die Männer der Kommission mußten ehrliche und kundige Männer sein. Da sich aber die Vermessungskommission immer Beschuldigungen wegen ungerechter Verteilung anhören mußte und sich sogar Feinde zuzog, fanden sich gewöhnlich keine ehrenhaften Männer mehr zur Wahl.

Als die Versammlung mit dem Aufteilen der Wiese nicht vom Fleck kam, nahm Karl Frank das Wort. Er erklärte es für ungerecht, die Wiese auf die männlichen Einwohner statt nach der Anzahl der Tiere zu verteilen, denn:

„Das Heu wird doch vom Vieh und nicht von den männlichen Personen gefressen.“ Die Gemeinde horchte auf. So etwas hatten sie noch nie gehört. Frank merkte das und sprach weiter. „Wir haben das Recht, diese Frage zu entscheiden. Seitdem das Tutelkontor auseinandergelassen ist, sind wir unsere eigenen Herren.“

Von allen Seiten schrien die Männer auf Frank ein.

„Du willst die armen Leute ausziehen. Der Heuschlag gehört uns allen zu gleichen Teilen. Ein jeder muß sein Teil haben, ob er Vieh besitzt oder nicht“, rief Schulz.

Frank ließ nicht locker.

„Wir müssen alles richtig und gerecht machen. Das Gras, das ihr nicht gesät und auch nicht gemäht habt, verkauft ihr uns. Das ist nicht gerecht. Ihr nehmt von uns Geld und macht keinen Finger krumm dafür.“

Aus der aufgebrachten Versammlung schrie man:

„Richtig. Wir füttern das Vieh und müssen dazu das Gras, das auf unserer Wiese wächst, kaufen.“

Die Männer schrien wütend durcheinander. Allerlei Vorwürfe wurden laut. Die viehlosen Kolonisten und diejenigen, die wenig Vieh besaßen, nannten Franks Vorschlag eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und Frank selbst bezeichneten sie als Spitzbuben. Die reichen Bauern anerkannten die Verteilung der Wiese auf die Anzahl der Tiere als einzig richtigen und vernünftigen Weg.

„Wem gehört die Wiese?“ fragte Frank. „Der Krone. Von wem hat die Krone den größten Nutzen? Von uns, die wir Vieh züchten, was die Zarin braucht.“

„Die Zarin pfeift auf dein Vieh. . . Du schenkst es ihr doch nicht, und für Geld kann sie überall und immer Vieh kaufen. Die gnädige Zarin braucht Männer, die Lasten

tragen, ackern und Ähren gabeln können, deshalb gehört ihnen auch der Heuschlag und nicht deinen dummen Viehköpfen“, parierte Heinrich Schulz.

Auf die zwei Streitenden trat David Puhl zu. Auch er war erregt und gegen Franks Vorschlag.

„Ihr wollt uns kleine Bauern ausschalten. Wie können wir Vieh züchten, wenn wir kein Futter beschaffen können?“

„Schafft euch Vieh an, dann habt ihr auch Recht auf Futter“, entgegnete Frank.

„Willst du mich für dumm verkaufen? Beim Viehauziehen muß man füttern, und nicht erst züchten und dann füttern.“ Puhl stieg die Zornesröte ins Gesicht.

„Was du da vorschlägst, ist nichts anderes als Gemeinheit und Dieberei, du solltest dich schämen, hier so einen ungerechten Vorschlag zu machen. Und wenn du mit deinem Willen durchkommst, dann zünden wir euch das bei uns gestohlene Heu an, daß es abbrennt wie eine Wachskerze in der Osternacht.“

Frank schaute Puhl drohend an.

„Gut, daß du es ausgesprochen hast, ich werde es mir merken. Oder nimmst du deine Worte zurück?“

Puhl schwieg. Er war verlegen und bereute seine Worte.

Zu Hause erzählte Puhl seiner Frau Pauline von dem Zusammenstoß mit Frank. Pauline war bestürzt.

„Da hast du einen Fehler begangen, der uns schwer treffen wird. Du hast wohl vergessen, daß unsere Anna und Franks Sohn August sich lieben. Im Herbst wollen sie heiraten. Und jetzt hast du alles zunichte gemacht. Frank ist nachtragend, wenn man ihn beleidigt hat.“

„Hols der Teufel. Es ist nun mal so gekommen. Wenn Frank sich aber an unserer Tochter rächen will, so soll er merken, daß er mich nicht in die Knie zwingen kann. Unsere Tochter ist ein hübsches und kluges Ding und wird nicht ohne Mann bleiben.“

Er suchte in Gedanken bereits nach einem anderen Bräutigam. Am geeignetsten schien ihm des Vorstehers Sohn Philipp. Seine Eltern, Seb und Katrin Bauer, waren angesehene Leute. David Puhl zweifelte nicht daran, daß Philipp Anna heiraten würde. Man mußte Philipp bloß wissen lassen, daß Anna auf ihn wartet. Dabei tat Eile not,

um den Eindruck zu erwecken, als hätte Anna August verlassen und nicht umgekehrt.

Noch ein anderer Umstand bereitete Puhl viele Gedanken. Er hatte fest beschlossen, an die Linie zu ziehen. Die Gegend dort ähnelte einem Paradies im Vergleich zu der Gegend am Karaman. So erzählten die Leute, die dort waren. Der Winter sei nur kurz und leicht erträglich. Übermäßige Hitze und Trockenzeiten gäbe es überhaupt nicht, und an kühlem Wasser fehle es auch nirgends. Der Boden sei fruchtbar, so daß Obst und Gemüse ohne Mühe gedeihen. Nichts konnte Puhls Vorstellungen vom Nordkavkasus durcheinanderbringen.

Warum sollte er also noch länger am Karaman bleiben? Wie er hatten viele Kolonisten beschlossen, vom Karaman an die Linie zu ziehen und dort eine neue Kolonie zu gründen.

Karl Frank hatte die ganze Kolonie in Aufruhr versetzt. Überall sprach man von seinem Vorschlag zur Verteilung der Wiesen.

Am Sonntag nach der Gemeindeversammlung hatte Frank seinen Sohn August und Peter, den Knecht, in aller Heimlichkeit schon zeitig auf die Wiese geschickt. Die Bauern in der Kolonie wetteiferten ständig miteinander: wer wen in der Arbeit überholte. Jeder wollte als erster sein Heu in Haufen setzen. August Frank und der Knecht Peter waren mit allem Gerät am Ort. Sobald Karl Frank sein Los gezogen haben würde, wollte er auf seinem schnellen Pferd zur Wiese jagen und mit der Mahd beginnen. Er rechnete sich den anderen gegenüber einen Vorsprung von vielen Stunden aus. Es blieben auch jedes Jahr kleine, nicht aufgeteilte Flecke Wiese, die frei gemäht werden konnten. Wer eben als erster auf der Wiese war, konnte das meiste Heu einfahren.

Am Mittag kam die Vermessungskommission von der Wiese unverrichteter Dinge zurück. Sie brachte eine empörende Nachricht. Mehr als die Hälfte des Wiesenlandes hatten Pokrowsker Kosaken abgemäht. Der Kommission erklärten sie, sie hätten das Wiesenland von der Krone gepachtet. Der Pachtvertrag sei im Saratower Kameralhof abgeschlossen worden, wo sich die Kolonisten auch zu beschweren hätten, wenn sie nicht einverstanden seien.

Die Leute auf der Kolonie fluchten, wüteten und drohten, doch Rat wußte niemand. Der einzige Ausweg schien, sich zu beschweren. Aber wo und bei wem? Viele Klagen waren schon gegen das ungerechte Vorgehen der Saratower Regierung erhoben worden. Alle blieben sie unbeachtet. Im besten Falle wurden sie abgelehnt. In der letzten Zeit waren den Kolonisten Beschwerden bei der Obrigkeit so gut wie untersagt. Diese Umstände schürten die Umsiedlungslust immer stärker.

Gleich nach der Rückkehr der Kommission von der Wiese versammelten sich die künftigen Übersiedler, um sich zu beraten. Wenn bis dahin manche in ihrem Entschluß noch schwankten, so hatte die Empörung über den Heuschlagraub allen Wankelmut vertrieben. Heinrich Schulz sprach als erster.

„Heute haben wir es erfahren müssen, daß wir recht tun mit einer Umsiedlung. Hier ist kein Bleiben mehr für uns. Ich rate allen, so schnell wie möglich Saratow den Rücken zu kehren, solange das Tor noch offen ist.“

Von allen Seiten stimmte man ihm zu. Hans Haal, der sich bis jetzt von den Umsiedlern ferngehalten hatte, war heute auch erschienen, was viele erstaunte. Als er sich erhob und zu sprechen begann, hörten alle aufmerksam zu.

„Ich, ihr Leute, bin auch der Meinung, daß wir umsiedeln sollten. Die Regierung in Saratow, der wir jetzt unterstellt sind, wird uns so lange berauben, bis wir mit leeren Händen und zu Fuß von hier fortgehen müssen.“

„Richtig, richtig!“ ertönten beifällige Rufe.

David Puhl nahm das Wort:

„Saratow ist ein Spitzbubennest. Heute haben sie unsere Wiese verkauft, morgen nehmen sie sich den Wald, dann das Feld, und am Ende sitzen wir hier wie ein Vogel auf dem Ast und können uns nicht mehr ernähren.“

Bis spät in die Nacht zog sich die Versammlung. Ein jeder wollte sprechen, um seine Unzufriedenheit auszudrücken. Niemand trat gegen die Umsiedlung an die Linie auf.

Seb riet allen, die ihn um Rat fragten, die Kolonie nicht zu verlassen. Er erinnerte sie daran, mit wieviel Mühe und Leid die Kolonisten den Karaman erobert hatten. Man soll doch sein Werk nicht so leichter Hand zurücklas-

sen. Seb warnte vor den Bergbewohnern, die sehr mordgierig seien.

Seine Worte fanden aber wenig Anklang. Einige Kolonisten behaupteten sogar, Seb stecke mit der Saratower Regierung unter einer Decke. Mit großem Eifer und eilig bereiteten sich die Leute zur Umsiedlung vor. Besonders wichtig waren die Wagen. Der bevorstehende Weg war weit und führte durch unbekannte Gegenden. Die Wagenkästen wurden mit Planen abgedeckt, um die mitgeführte Habe und auch die Menschen vor Unwetter zu schützen. Überall waren die Umsiedler rege bei der Arbeit. Man half sich gegenseitig mit Ratschlägen für die Reiseausrüstung.

Die Kolonie hatte sich entschieden in zwei Parteien geteilt: Kolonisten, die an der Umsiedlung festhielten, und Kolonisten, die am Karaman verbleiben wollten. Die Übersiedler mußten vieles von ihrer Habe verkaufen, da sie nicht alles mit sich führen konnten.

Bei Heinrich Schulz fand die Versteigerung statt. Josef Rolletter führte sie. Es ging um Haus, Nebengebäude, Umzäunung des Hofplatzes. Alle schwiegen. Josef schaute sich um.

„Wer bietet etwas?“

Keine Antwort. Josef schaute Schulz fragend an. Ein solcher Fall war noch nie vorgekommen. Niemand wollte kaufen. Quälende Stille herrschte. Viele der Anwesenden standen mit gesenkten Köpfen. Endlich sagte ein Bursche lächelnd:

„Zehn Rubel.“

„Zehn Rubel zum ersten!“ Josef machte eine lange Pause. „Zehn Rubel zum zweiten!“ In Erwartung des weiteren schaute der Ausrufer sich fragend um. Die Umstehenden schwiegen.

„Zehn Rubel zum zweiten!“ Jetzt mußte er rufen zum dritten, und der Hof im Werte von dreihundert Rubel wäre für zehn Rubel feil gegangen.

Schulz wurde bleich im Gesicht und zitterte vor Erregung.

„Halt“, schrie er. „Ich verkaufe den Hof nicht.“

Alle schauten erstaunt auf Schulz. Niemand sagte ein Wort. Nach einer ganzen Weile brach einer in lautes Gelächter aus. Es war der Bursche, der zehn Rubel ge-

boten hatte. Immer mehr Anwesende stimmten in das Gelächter ein.

Schulz war tief verletzt. Er ging in seine Kammer und blieb dort bis zum nächsten Morgen. Die Nachricht von dem mißlungenen Verkauf bei Schulz verbreitete sich schnell in der Kolonie. Einige lachten, andere wurden von schwerer Wehmut ergriffen. Die Umsiedler behaupteten, es sei eine Verschwörung seitens der zurückbleibenden Kolonisten im Gange. Doch diese Hinterlist werde weichen, sobald ein Bauer den feilgebotenen Hof kaufe. Und einer werde sich bestimmt finden, der seine Ehre höher als seinen Vorteil schätzt.

Dem Umsiedlungsrausch war ein gewaltiger Schlag versetzt worden. Hof, Geräte, Möbel und andere Wertsachen in den Wind jagen, hielt man für unsinnig, sogar für verschwenderisch. Letzteres zählten die Kolonisten zu den schweren Verbrechen.

Inzwischen gingen Gerüchte um, daß zwei Burschen Puhls Anna den Hof machen: Franks August und des Vorstehers Philipp. Die Eltern wollten sie aber nur demjenigen Freier geben, der bereit wäre, mit an die Linie zu ziehen. Das war eine schwere Bedingung, da gerade beide Väter der Burschen große Gegner der Umsiedlung an die Linie waren. Frank verbot seinem August jedwede Verbindung mit Anna.

„Puhl ist ein niederträchtiger Mensch, und ich will ihn nicht als Verwandten haben. Auch Anna will ich nicht in meiner Familie sehen“, sagte er. August schwieg zu den Worten seines Vaters. „Was sagst du dazu?“

„Nichts“, antwortete August endlich. „Es ist ohnedies alles klar. Ich werde nicht heiraten.“

„Anna?“

„Überhaupt nie im Leben.“

„Drohst du mir, deinem Vater?“

„Das ist mein Entschluß, und ich werde ihn nicht ändern.“

Franks Blut geriet in Wallung.

„Du bist mein Sohn“, sagte er streng, „und zwar mein einziger, und bist verpflichtet, unser Geschlecht fortzupflanzen. Ich werde dich zwingen, das zu tun.“ Vater und Sohn saßen eine Weile still nebeneinander. „Nun“, fragte der Vater, „was sagst du dazu?“ August schwieg. „Ich lasse dir Zeit zum Überlegen. Verliere nicht den Kopf und

begeh keine Dummheit. Du bist jetzt erwachsen und darfst dich nicht von einem dummen Mädel verführen lassen.“

„Wenn ich sie liebe, warum soll ich sie nicht heiraten?“ beehrte August auf.

„Liebe“, spottete Karl Frank, „das sind Schwärmereien in jungen Jahren. Sie verlieren sich mit der Zeit wie das Steckenpferdreiten der Kindheit. Das Leben stellt viel ernstere Fragen als die Liebe. Mit Liebe hat man noch keinen ernährt, doch viele sind daran schon zugrunde gegangen.“

August machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Karl Frank brauste auf.

„Du hast mir zu gehorchen, wenn du keine Sünde auf dich laden willst!“

Es gingen Gespräche um, mit der Umsiedlung bis zum nächsten Jahr zu warten. Die Ernteaussichten waren gut. Ein Teil der Kolonisten war aber dafür, die Umsiedlung so schnell wie möglich zu vollziehen. Philipp Schreiner und Seb unterhielten sich über diese Frage. Schreiner vertrat die Ansicht der Umsiedler.

„Beide Parteien haben ihren Vorteil. Die einen erhalten für sich und ihre Nachkommen mehr Land, die anderen kommen in eine bessere Gegend und werden auch die Kronschulden los.“

Seb sagte:

„Am besten wäre es, wenn wir alle zusammen blieben, so wie wir es bis jetzt waren. Je mehr Menschen in der Kolonie leben, desto sicherer und geselliger ist es für alle. Land haben wir hier genug. Zwei Drittel unserer Aussaaten machen wir heute auf Kronland, von dem es ringsherum genug gibt. Wir zahlen dafür keine Steuer und auch keinen Pachtzins. Und sollte es einmal an Land mangeln, so werden wir für die Landlosen unter uns Gewerbmöglichkeiten schaffen.“

Schreiner dachte nach.

„Du hast recht“, pflichtete er Seb bei. „Viele Menschen sind eine Macht. Aber aus Not, wenn Nahrung und alles andere nicht ausreichen, kann sie zugrunde gehen.“

Seb schaute betrübt vor sich hin.

„Mir tut es um alle leid, die uns verlassen werden. Lange Zeit haben wir zusammen gearbeitet, gedarbt und uns gefreut, und jetzt sollen wir uns trennen, und das gewiß auf immer und ewig.“

„Einige werden bestimmt zurückkehren“, bemerkte Schreiner. „Das Heimweh wird sie hertreiben.“

„Wenn sie können und dürfen. Die Regierung wird es nicht zulassen, daß die Kolonisten viel umherziehen. Das macht jeden arm. Nicht umsonst sagt man: Dreimal umgezogen ist soviel wie einmal abgebrannt. In der Bauernwirtschaft gibt es Dutzende Geräte und Werkzeuge, die beim Übersiedeln nicht mitgenommen werden können. Sie werden gewöhnlich verschenkt oder für einen Spottpreis abgegeben. Am Ansiedlungsort werden sie aber wieder gebraucht und müssen aufs neue gekauft oder hergestellt werden. Außerdem verliert der Umsiedler unnötig viel Zeit.“

Hans Haal ging zu Seb ins Kolonieamt.

„Herr Vorsteher, ich nehme meine Abmeldung zurück. Ich bleibe in der Kolonie.“

Seb schaute Haal erfreut an.

„Besonnen?“ fragte er. Haal nickte bejahend. „Das ist ein guter Entschluß.“

Der Weg von Saratow nach Orenburg führte durch die Kolonie am Karaman. In den letzten Jahren hatte Saratow mit der Stadt am Jaik den Viehhandel entwickelt. Von den ersten Sommertagen an bis spät in den Herbst hinein trieben Händler und Kolonisten Vieh von Orenburg nach Saratow, wo sie ihre Rinder absetzten und sich an den Jaik zurückbegaben. So machten sie bis zu dreimal in einem Sommer Gewinn und vergrößerten mit jedem Jahr ihr Geschäft. Haal schaute Seb vertrauensvoll an und sagte:

„Ich gedenke, mich mit Viehhandel zu beschäftigen. Das ist ein einträgliches Geschäft, und ich mache mich nach und nach vom Bauernstande los.“ Haal merkte, daß sein Entschluß Seb nicht gut einleuchtete, und sprach weiter: „Am Ende kann ich Händler und Bauer sein. Land habe ich, und das übrige findet sich beim Bauern immer.“ Seb nickte. Haal wollte Sebs Meinung hören. „Ich möchte gerne einen Rat hören, darum kam ich hierher.“

„Wie ich den Handel verstehe, ist er unsicher und kann fehlschlagen, und du bist mit einem Schlage ruiniert. Ursachen dafür gibt es genug: Räuber, Seuchen, Preisschwankungen. Mit einem Wort, du schwimmst in einem Kahn auf dem Strom, schnell und auch vergnüglich, doch wenn der Kahn kentert, kannst du ertrinken.“

Haal lächelte heiter.

„Das will ich nicht hoffen. Zwar ist es nicht ausgeschlossen. Überall im Leben ist Gefahr. Auch der Bauer kann mit seiner Wirtschaft umgestülpt werden. Hier am Karaman sogar sehr leicht, hier wühlt und reißt die Dürre gefährlicher als das Wasser der Wolga.“

Schulmeister Müller war gestorben. Der Tod hatte ihn schnell und unerwartet erreicht, daß es kaum zu glauben war: Müller hatte niemals über größere Gebrechen geklagt, war aber mutlos und gleichgültig zu allem geworden. Anna Maria Kanter meinte, das wäre vom zwecklosen Leben gekommen, das er unverheiratet verlebt hatte. Er sei wie eine taube Blüte, die unbefruchtet schnell vertrocknen muß.

Die Freunde versammelten sich am Totenbett. Seb, Katrin, Hans Haal und Karoline, seine Frau, Peter von der Lauterbach, Regine und einige andere Kolonisten. In tiefer Trauer umstanden sie den Toten und gaben ihrem Leid mit lautem Beten Ausdruck.

Auf der Kolonie sprachen die Leute viel von dem Tode des alten Schulmeisters. Am meisten zerbrach man sich den Kopf über den möglichen Erben. Müller war ununterbrochen, angefangen vom Tage der Gründung der Kolonie Schulmeister. Er besaß Haus, Hof, Vieh und auch Gerätschaften, Verwandte hatte er keine. Manche Kolonisten nannten Müllers Hausmagd Susanna als Erbin, sie habe ihn bis zu seinem Tode gepflegt, und habe es darum verdient, Erbin zu sein. Die meisten aber sprachen sich dafür aus, daß der Besitz des Verstorbenen voll und ganz der Gemeinde zufallen müsse. Seb wollte darüber aber erst nach der Beerdigung entscheiden.

Einen solchen Leichenzug hatten die Kolonisten schon lange nicht gesehen. Der alte Pfarrer Johannes folgte in tiefer Trauer und mit gesenktem Haupte der schwarzen Bahre, auf der der Leichnam des Freundes lag, mit dem er so viele Erlebnisse in der Kolonie am Karaman geteilt hatte. Hinter dem Pfarrer schritt Müllers Hausmagd Susanna im schwarzen Trauerkleid. Die Kirchenglocke läutete. Es war ein stiller heißer Tag. Der Zug erreichte die Höhe am Friedhof. Dem Blick bot sich das tiefe und breite mit Wald bedeckte Karamantal. Der Fluß wand sich darin mit vielen großen Krümmungen.

Pfarrer Johannes sprach:

„Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden.“ Der Chor sang einige Psalmen. Einige Anwesende weinten. Langsam füllte sich das Grab mit Erde. Obendrauf wurde ein Hügel angehäuft und ein Kreuz gesteckt.

Am selben Tage erschienen Seb, Philipp Schreiner und David Puhl im Hause des verstorbenen Müller und verlasen Susanna das Testament. Es lautete: „Allen lebenden und toten Besitz hinterlasse ich der Erbin Susanna Götz, meiner Wirtin und treuen Freundin. Die Hälfte meines Bargeldes verweise ich zum Unterhalt verlassener Waisen und hilfloser Greise. Die Geige soll Seb Bauer dem talentiertesten jungen Geigenspieler der Kolonie übergeben.“

Die Gemeinde hatte jetzt eine neue große Sorge. Einen Schulmeister für die Kolonie zu finden, war eine schwere Aufgabe. Die Kolonien in der Umgegend von Saratow hatten keine Schulen, die Schulmeister heranbilden konnten. Einen geschulten Mann aus Deutschland kommen zu lassen, war fast unmöglich: Die Lage in der alten Heimat hatte sich dank langen Jahren friedlichen Lebens bedeutend gebessert, und es hätten sich dort schwerlich Bereitwillige gefunden, um sich als Präzeptor an den Karaman zu begeben.

Nach langem Suchen und Wählen entschloß sich die Gemeinde für einen jungen Mann namens Konrad Kuhn, der bei Müller in der Gemeindeschule lesen und schreiben gelernt hatte und auch über ein gutes musikalisches Empfinden verfügte. Nach Müller schien ja Kuhn in allem unkundig, doch die Gemeinde hatte keinen anderen Ausweg.

Kuhn war eifrig und fleißig und bemühte sich, seine Amtspflicht zu erfüllen, was ihm bald Vertrauen und Ehre bei den Kolonisten einbrachte.

Auf den Feldern gedieh alles prächtig. Die Getreideähren waren groß und prall, voll Körner. Wenn das Wetter sich auch bei der Ernte gut hielt, könnten die Kolonisten ihre Speicher randvoll mit Korn füllen und noch eine beträchtliche Menge verkaufen. So ohne weiteres auf die Ernte verzichten, wollten auch jene Kolonisten nicht, die sich anschickten an die Linie überzusiedeln. Heinrich Schulz hatte seine Plane vom Wagen abgebaut. Die Umsiedler glaubten ihm aber nicht. Das sei nur ein Manöver, meinten die Leute.

David Puhl konnte sich mit Frau und Tochter nicht einigen. Frau Pauline hielt zu ihrer Tochter, und diese wollte auf jeden Fall in der Kolonie bleiben. Sie liebte August Frank und hatte die Hoffnung auf ihn nicht aufgegeben.

Spät am Abend klopfte es leicht bei Puhls am Backhausfenster, wo Anna schlief. Sie erkannte August sofort.

Er war sehr erregt, und seine Stimme bebte. Mühsam brachte er hervor:

„Ich muß mich von dir verabschieden. Ich kann dich nicht heiraten. Vater erlaubt es nicht.“

Anna schmiegte sich an August.

„Das ist ja nichts Neues. Ich weiß es schon lange. Schon von dem Tage, als auf der Gemeindeversammlung die Wiesenfrage behandelt wurde.“

„Und was soll ich machen?“ fragte August hilflos.

„Nichts, nur warten. Mit Warten erreicht man oft mehr als mit Gewalt. Dein Vater besteht auf seinem Entschluß und wird jetzt nicht ablassen. Aber mit der Zeit wird er müde werden, gegen deinen Willen zu handeln, und er wird nachgeben. Du darfst nur nicht klein beigeben.“

Viel Zeit, um miteinander das Zukünftige zu bereden, blieb den beiden nicht. Schon bald graute der Morgen.

Karl Frank hatte sich dem Viehhandel von Hans Haal angeschlossen. Er versprach sich von jedem angelegten Rubel den doppelten Gewinn. Er machte auch August mit dem Ankauf und dem Umtrieb des Viehs vertraut. Dabei sollte August die Anna aufgeben. August hatte die Absichten seines Vaters wohl durchschaut und nahm sich fest vor, Anna nicht zu verlassen.

David Puhl hatte für den Sonntag nach Pfingsten die Versteigerung seines Hofes angekündigt. Frau Pauline und Anna baten ihn inständig, davon abzulassen.

„Hier sind wir zu Hause. Jeder Weg, jeder Pfad, auch die Höhen und Täler, die Gräben und das Wasser im Karaman, alle sind uns Freunde“, beschwor Pauline ihren Mann.

„Was du sprichst, ist weibisch“, sagte er. „Ich bin der Mann und muß allein entscheiden. Wer nichts wagt, nichts gewinnt. Der Karaman ist mir nicht ans Herz gewachsen. Ich bin hier nicht geboren und habe hier nichts verloren.“

„Aber unsere Anna, hast du kein Herz für sie? Sie ist voll Leid und Schmerz.“ Pauline seufzte schwer.

„Das vergeht auch wieder. Irgendeiner wird sie heiraten. Am Ende ist es ganz gleich, wer, wenn er nur gesunde Glieder hat und kein Narr ist“, schnitt ihr Puhl das Wort ab. „Was versteht so ein dummes Mädchen von seinem Glück?“

Von Müllers Tod erfuhr Damke in Pokrowsk erst nach der Beerdigung des Verstorbenen. Er war tief betrübt. Auch er fühlte sein Alter. Die Furcht vor dem Tode überkam ihn öfters. Er wollte noch lange nicht sterben, da er glaubte, noch vieles auf der Welt verrichten zu müssen. Seine Kinder standen noch nicht fest auf eigenen Füßen. Und auch an seinen Enkeln wollte er sich noch erfreuen. Immer öfter bedauerte er, daß ihm so wenig Zeit zum Leben blieb.

Er kam mit seiner Tochter Hermine in die Kolonie. Gleich nach seiner Ankunft suchte er Müllers Grab auf. Lange stand er vor dem frischen Grabhügel mit dem weißen Kreuz. Langsam wich das schmerzliche Gefühl von ihm, er hatte den Eindruck, sein verstorbener Freund sei hier im Grabe gut geborgen und außer Gefahr. An das Kreuz band Damke ein langes schwarzumsäumtes weißes Band mit der Aufschrift: Ewige Ruhe und das Himmelreich sei mit Dir. Auf das Grab legte er einen Blumenstrauß aus weißen Margeriten.

Zu Seb, bei dem Damke eingekehrt war, sagte er:

„Einer ist fort, und jetzt ist die Reihe an uns“, und lächelte dabei. Damke sprach mit Seb auch über die Umsiedlung an die Linie. Er sagte, daß ihn dieses traurig stimmt, und wenn er die Umsiedlung verhindern könnte, würde er es tun.

Damke ließ Hermine bei Seb zurück. Sie sollte auf der Kolonie deutsche Sitten und Tugenden lernen. Sie war siebzehn Jahre alt, hübsch und reizend, und die Weiber sagten, der Offizier, so nannte man Damke, habe eine Braut auf die Kolonie gebracht. Sie waren stolz darauf, daß Damke die Kolonisten so hoch schätzte und seine Tochter an einen Bauernsohn zu verheiraten gedachte.

Im Frühling ist die Steppe herrlich. In kurzer Zeit sind die weiten Ebenen mit Gras bedeckt. Das Vieh der Noma-

den, das den Winter über obdachlos bei Frost und Kälte gehungert hat und äußerst abgemagert ist, frißt sich bis Anfang Juni fett. In dieser Zeit treiben die Hirten aus der Steppe am Unteren Ural große Herden auf die Märkte zum Verkauf. Das Angebot ist viel größer als die Nachfrage und das Vieh darum sehr billig.

Hans Haal, August Frank, Peter und Karl Weber und der alte Michael Dinkel rüsteten zur Reise an den Jaik. Die Vorbereitungen dauerten beinahe eine Woche. Ein zweispänniger Wagen mit Kleidung, Eßwaren und Kochgeschirr, scharfen Messern, Sensen, Beilen und zwei Flinten, fünf gesattelten Pferden, Haals Packan, ein großer schwarzer Hofhund — gehörten zur Ausrüstung. Für alle erdenkbaren Zwischenfälle war vorgesorgt. Die Landstraße Saratow — Orenburg war sehr unsicher. Während des Pugatschowaufstandes durchzogen ziemlich dicht Militärtruppen die Gegend, und auch jetzt noch standen an verschiedenen Orten Wachtruppen. Trotzdem hatte man die Räuberei in der Steppe nicht ausrotten können. Besonders gefährlich war es auf den Landstraßen, wo Räuber die Viehhändler überfielen, töteten und sich ihres Besitzes bemächtigten.

Die Nacht vor der Abfahrt verbrachten August und Anna beieinander. Ihnen blieben nur wenige Stunden.

Am frühen Morgen machten sich Hans Haal und die anderen zur Abfahrt bereit. Ihre Angehörigen hatten sich zum Abschied auf dem Hofe bei Hans Haal versammelt. Es war still und kühl am Karaman. Über dem Sandberg schillerte das Morgenrot. Im ruhigen Wasser platschten laut Fische.

Als sich die Männer anschickten, den Wagen zu besteigen, betrat Anna den Hof. Jeder der Anwesenden wußte den Grund, doch niemand ließ es sich anmerken. Die Leute taten, als bemerkten sie Anna nicht. Karl Frank legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sei vorsichtig und tapfer. Du fährst in die Fremde und überall lauern Gefahren.“

August nickte gehorsam. Ehe er auf den Wagen stieg, trat er entschlossen auf Anna zu, umfaßte und küßte sie. Karl Frank sah erregt zu. Alle warteten gespannt, was er tun würde. Der Wagen fuhr los und nahm die Richtung ins Karamantal nach dem Sandberg, wo die ersten Sonnenstrahlen leuchteten. Karl Frank sah ihm nach.

„Gott sei mit ihnen“, sagte er laut und gottesfürchtig. Danach wandte er sich an Anna: „Wollen wir gehen“, und die beiden verließen zusammen den Hof.

Die Leute auf der Kolonie sprachen über Annas Benehmen. So erfuhren es auch ihre Eltern. Die Mutter lobte die Tochter, der Vater jedoch war entrüstet. Er hielt Annas Auftreten für entehrend.

David Puhl beeilte sich mit der Übersiedlung an die Linie. Er suchte alle seine Schicksalsgenossen auf, um auch sie zur Eile anzutreiben. Er warnte vor der Willkür der Regierung, die die Kolonisten wegen der Kronschulden am Karaman festhalten konnte. Auch das Sudelwetter im Herbst könnte die ohnehin schwere Fahrt sogar undurchführbar machen. Viele Umsiedler erklärten sich mit Puhl einverstanden, einige aber zögerten noch. Den einen hielt die Liebe zur Heimat fest, den anderen sein Besitz, den dritten die Furcht vor der Fremde.

Den weiten Weg nach Orenburg gedachten die Karamaner Viehhändler in zehn Tagen zurückzulegen. Das Wetter war trocken und der Weg gut befahrbar. Nur einmal begegneten sie einer herrschaftlichen Kutsche mit einer starken Eskorte.

Am Irgis trafen die Karamaner auf Viehhändler aus Wolsk. Diese betrieben ihr Geschäft schon jahrelang und hatten Erfahrung. Sie wollten mit den Karamanern zusammen weiterfahren, weil das nicht so gefährlich war. Die Karamaner Händler willigten ein.

Je näher sie der Stadt kamen, um so lebhafter wurde es in der Steppe. Von allen Seiten bis weit vom Horizont näherten sich Viehherden dem Marktplatz. Die Treiber, Kirgisen, saßen wie Mumien plump und steif in große Kaftane gehüllt und mit schweren Malachais auf den Köpfen, auf kleinen beweglichen Pferdchen, die nur Paßgang liefen. Vor den Festungsschanzen der Stadt trieben sie ihr Vieh zum Verkauf an. Es war so viel, daß man die Herden kaum übersehen konnte. Wo Herden aneinander stießen, mischte sich das Vieh, was jedoch den Besitzern keine Sorgen bereitete. Sie teilten dann das Vieh aufs Geratewohl.

Gekauft und verkauft wurde herdenweise. Es war fast unmöglich, das Vieh zu zählen, ebenso auch einzelne

Tiere anzusehen. Nur nach Augenmaß wurden die Herden abgeschätzt und als Einheit verkauft und gekauft.

Die Karamaner Viehhändler feilschten um eine Herde, die sie auf etwa hundert Stück Vieh abschätzten. Das Vieh war sehr verschieden: von Kälbern bis zu alten Kühen und Ochsen, die ihrem Ende schon nahe waren. Auch gehörten noch ein Dutzend Schafe und einige Pferde dazu. Der Verkäufer wollte für die Herde 800 Rubel, gab sie aber für 650 Rubel ab. Die Kirgisen trieben die verkaufte Herde vom Marktplatz weg in die Steppe. Fern vom Markt tranken die Verkäufer mit den Käufern ein viertel Eimer Schnaps als Magarytsch aus und verabschiedeten sich danach zufrieden. Das Vieh lechzte nach Wasser. Die Karamaner trieben ihre Herde an den Jaik zur Tränke. Hier wollten sie Rast machen, bis die Hitze ein wenig nachgelassen hatte.

Am Abend der Abfahrt der Viehhändler vom Karaman nach Orenburg erschien Karl Frank bei David Puhl. Frank hatte sich herausgeputzt und war freundlich gestimmt. Er sagte, daß er schon lange mal Puhl besuchen wollte, aber es sei beständig etwas dazwischengekommen. Puhl nickte dazu und sagte:

„Unserer ist oft nicht Herr über sich. Wir müssen ein manches Mal tun, was das Geschäft von uns verlangt.“

Frank sah sich suchend nach Anna um, und als er sie zu Gesicht bekam, nickte er ihr verlegen zu. Anna lächelte freundlich zur Antwort. Mit großem Eifer bemühte sich Frank, Puhl zu beweisen, daß die Übersiedlung an die Linie nicht von Vorteil wäre. Er führte alles an, was er nur erdenken konnte, um seine Behauptung zu begründen.

„An dem fremden Ort mußt du von vorn anfangen. Die Verhältnisse erkunden, Freunde suchen, die Gesetze des Landes kennenlernen. Da gehen Jahre drauf, und Zeit ist das Teuerste.“ Er seufzte schwer und fuhr fort:

„Wenn ich mich um zwanzig Jahre jünger machen könnte, würde ich viel dafür geben. Die Lebenserfahrung, die ich jetzt habe, und die Kraft und der Sinn, die ich vor zwanzig Jahren hatte, das wäre was Unübertreffliches.“

Puhl gab Frank in allem recht, doch sein Einverständnis, in der Kolonie zu bleiben, gab er nicht.

„Ich“, sagte er, „schaue weit in die Zukunft. Mag ich jetzt auch verspielen, dafür gewinnen meine Kinder und

Enkel. Sie kommen aus der trockenen Hitze und dem kalten Winter in ein feuchtes und warmes Land.“ Puhl schwärmte von der Schönheit der Natur an der Linie.

„Das kann schon sein“, sagte Frank, „daß für Auge und Ohr an der Linie mehr ist als hier am Karaman. Aber für den Magen und den Geldsack, wie steht es damit? Satt gucken und satt hören kann man sich das Maul nicht. Und dann muß auch noch Geld für Kleidung, Bett, Haus- und Wirtschaftsgeräte da sein.“

Noch lange sprachen die zwei Männer von der Linie, dem verführerischen Ort, und wurden sich doch nicht einig: sie hatten zu verschiedene Ziele.

Immer weiter entfernten sich die Karamaner Viehhändler vom Jaik in die unbewohnte Steppe. Selten sahen sie Hirten mit ihren Herden nordwärts auf die Sommerweide ziehen. Tagsüber fühlten sich die Händler noch einigermaßen sicher, aber die Nächte vergingen immer in Sorgen. Sie verstanden gut, daß es für sie in dieser menschenleeren Gegend keinen Schutz gab. Sie fühlten sich ganz auf sich selbst gestellt. Es verging ein Tag um den anderen, und nichts bedrohte sie. Sie glaubten sich schon außer Gefahr.

Nach einer Woche Reise, am Morgen, stürzte aus dem Schilf an einem Teich ein Trupp kirgisischer Reiter auf sie los. Die Karamaner versammelten sich sogleich beim Wagen. Zum Entkommen war es zu spät. Die Kirgisen waren sehr nahe. Hans Haal befahl seinen Männern, sich im Schutz des Wagens zur Wehr bereit zu machen. Haal und Dinkel ergriffen die Flinten, die Jungen Sensen und Beile. Die Kirgisen kamen herangeritten. In den Händen hielten sie schußbereit Flinten. Es schien, als sei der Tod für die Viehhändler gewiß. Hans Haal rief seinen Leuten zu:

„Männer, tut alles, was ihr könnt. Wenn schon sterben, dann nicht umsonst.“

Michael Dinkel zielte und schoß. Der vorderste Kirgise griff nach seiner Brust, lehnte sich langsam zur Seite und fiel aus dem Sattel. Die anderen kehrten plötzlich um und ergriffen die Flucht. An einem der Räuber hatte sich Packan, der Hund, im Sprunge am Arm festgebissen. Der Räuber wollte den Hund abschütteln, sein Pferd aber sprang zur Seite und warf den Reiter ab. Packan ließ los. Der Räuber lag gekrümmt, mit dem Gesicht zur Erde gekehrt, und rührte sich nicht. Packan stand bei ihm und

knurrte drohend. Die Kirgisen verschwanden wieder im Schilf.

Die Karamaner begaben sich zu dem vom Schuß getroffenen Räuber. Er war bewußtlos und lag im Sterben. Der Mann hatte das Gesicht eines Europäers. Die Karamaner schauten sich fragend an. Sie gingen zu dem zweiten Räuber, den Packan gefangenhielt. Auch dieser war kein Kirgise. Er trug sogar an einer Schnur ein Kreuz auf der Brust. Die Karamaner versuchten, mit ihm zu sprechen. Der Mann verstand sie aber nicht. Er schaute nur ängstlich und schüttelte auf alle Fragen den Kopf. Die Kolonisten verbanden seine Wunden und gaben ihm Wasser. Nach einer Weile begann der Bandit zu sprechen.

Er sagte, daß er ein Russe, der Gefallene ein Zigeuner sei. Die Entkommenen seien Russen, Zigeuner und Kirgisen, und sie betrieben in dieser Gegend schon einige Jahre ihren Raub. Ihr Geschäft, sagte er, ginge aber schlecht, da die Reisenden meist in großer Anzahl und bewaffnet die Gegend durchzögen. Auf die Frage, warum die Räuber ihre Flinten nicht gebrauchten, antwortete er kurz: sie hätten schon lange kein Pulver mehr.

Der Räuber wollte mit den Karamaner Viehhändlern nach Saratow ziehen und dort bleiben. Die Männer hatten aber durchaus nicht den Wunsch, in Gesellschaft eines Räubers ihren Weg zurückzulegen, so daß er am Ende allein mit dem Toten zurückblieb.

Endlich war der den Karamanern schon bekannte Irgis erreicht. In der heißen Zeit war es eine Freude, sich hier aufzuhalten.

Irgis bedeutet auf kirgisisch schlanke Jungfrau. Das Wasser ist größtenteils Schmelzwasser und daher weich und kristallklar. Im Sommer liegt der Fluß still in seinen Ufern. Ein jeder Wanderer, der an ihm vorbeikommt, badet in ihm. So hielten es auch die Karamaner.

Am zweiten Rasttag am Irgis kamen auch die Wolsker Viehhändler mit ihrer Herde dort an. Die alten Bekannten freuten sich über ihre Begegnung. Für die Wolsker bedeutete der Irgis noch viel mehr als für die Karamaner. Der Fluß mündete in der Nähe ihrer Heimat in die Wolga, und sie brauchten somit den Fluß nicht mehr zu verlassen bis zur Mündung, dem Umschlagplatz für ihren Viehhandel, wo sie ihr Vieh an Zwischenhändler verkauften.

Die Männer beschlossen, zusammen ein Abendmahl vorzubereiten. Ein fetter Hammel wurde geschlachtet. Zum Abendessen hatten sich alle festlich am „Tisch“ versammelt. Den Tisch stellte ein auf der Erde nahe am Flußufer ausgebreitetes Zelttuch dar. Der Hammelbraten und die Fleischbrühe schmeckten vortrefflich. Gesättigt, erzählten die Männer in gemütlicher Runde von ihrer Reise.

Die Wolsker berichteten von einem Räuberüberfall an der Landstraße, nicht lange bevor sie den Weg passierten. Ein Beamter war von Räubern mit einem Schuß getötet worden. Sein Diener hatte sich retten können.

„Die Bestien beraubten ihr Opfer bis auf die Knochen. Sogar die Kleider nahmen sie den Unglücklichen und ließen ihre Lumpen zurück. Der Leichnam des getöteten Beamten war in der Sonne schon fast verwest und unkenntlich. Wir haben den Leichnam beerdigt.“

„Und wo ist der am Leben gebliebene Diener?“ fragte Hans Haal.

„Mischa ist bei uns. Er will den Vorfall in Saratow melden.“ Die Wolsker schauten sich suchend um, konnten aber Mischa nirgends entdecken. Einer der Wolsker rief: „Mischa, Mischa!“ Keine Antwort.

Haal machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Ihr werdet den Gauner nicht finden. Er weiß gut, was ihm droht, und sitzt jetzt gut geborgen im Schilf, bis wir alle fort sind, dann kriecht er hervor und wartet auf die nächste Herde, um dort dieselbe Mär, die er euch erzählt hat, aufzutischen.“

Haal erzählte von dem Überfall auf ihre Gesellschaft. Die Wolsker waren entrüstet. Einige sprangen auf und begannen sofort, den Betrüger und Räuber zu suchen, um ihm den Kopf abzuhaue. Aber alles Suchen blieb vergebens. Mischa war nicht zu finden.

Einer der Wolsker Männer fragte nach dem Hund, der den Räuber vom Pferde gerissen hatte. Die Karamaner suchten auch ihn vergeblich. Haal ging ein Stück am Fluß entlang und rief immer wieder nach seinem Hund. Da hörte er ihn weit im Schilf bellen. Die Männer liefen hin. Packan versuchte, in dem Schilf vorwärts zu kommen, doch umsonst: die Stengel standen dicht, und das Wasser war tief.

Haal zeigte mit der Hand nach vorne und rief:

„Dort ist der Bandit!“

Auch die anderen Männer hatten ihn inzwischen entdeckt.

„Gebt mir die Flinte her“, forderte Haal laut, „gleich mach ich ihm den Garaus.“

Im Wasser platschte es, und an einer Stelle bewegte sich das Schilfrohr.

„Ich komme schon“, rief ängstlich Mischa aus dem Schilf, „haltet aber den Hund fest.“

Die Viehhändler berieten lange, was sie mit dem gefangenen Räuber machen sollten. Verschiedene Strafen wurden vorgeschlagen, dabei auch die Todesstrafe. Haal als Anführer der Karamaner Gruppe war entschieden dagegen.

„Wir haben kein Recht, einen Gefangenen zu bestrafen. Unsere Pflicht ist es, den Verbrecher dem gesetzlichen Gericht zu übergeben.“

Die Wolsker Viehhändler wollten den Räuber dem Wolsker Gericht ausliefern. Von so einer gefahrvollen Reise heil heimkehren und dazu noch einen gefangenen Räuber mitbringen, das konnte hoch geschätzt werden.

Peter von der Lauterbach, der den Sommer über sein Vieh an der Metschet weidete, brachte der Kolonie die Nachricht, daß die Viehhändler mit einer Herde Vieh an der Metschet angekommen seien. Die Freude war groß. Karl Frank spannte seinen Hengst vor die Kutsche, nahm gutes Essen und auch Schnaps mit und fuhr den Händlern entgegen. Am Hause von David Puhl hielt er an und rief Anna zu sich.

„Was soll ich überbringen?“ fragte er freundlich.

„Einen Gruß und einen Kuß“, antwortete sie freudig.

„Gut, ich werde es ausrichten.“

Am nächsten Tag schon trafen die Viehhändler mit ihrer Herde an der Tränke am Karaman ein. Mit sachkundigen Blicken besahen sich die Männer das Vieh. Sie lobten die Händler und prophezeiten ihnen in Saratow beinahe den dreifachen Gewinn.

Kreiskommissar Goguell führte mit Seb eine lange und vertrauliche Unterredung. Er teilte ihm die Auffassung der Saratower Obrigkeit zur Übersiedlung der Kolonisten nach dem Kaukasus mit.

„Seine Hoheit, der Wojewodenchef, warnt die Übersiedler vor einem großen Fehler, den sie später sehr be-

reuen werden. An der Linie werden sie über viel weniger Land verfügen als an der Wolga.“ Seb hörte aufmerksam zu. Goguell fuhr fort: „Die Kolonisten dürfen sich nur mit Landwirtschaft beschäftigen, wozu sie berufen sind, Gewerbe und Handel überlaßt den Städtern.“ Goguell forderte von Seb die Überredung der vom Umsiedeln angesteckten Kolonisten. Gegebenenfalls sogar mit Gewaltmaßnahmen.

„Von dem Stand der Kolonien hängt zum größten Teil das Aufblühen der Stadt Saratow und auch der ganzen Wojewodenschaft ab“, schloß Goguell.

Um den Auftrag des Kreiskommissars Goguell zu erfüllen, nahm sich Seb David Puhl vor. Er war der aktivste und hartnäckigste Umsiedler. Seb mutmaßte, daß der Weizenpreis an der Saratower Börse von Jahr zu Jahr steigen würde. Weizen aus der Steppe an der Unteren Wolga sei überall gefragt. Saratow sende schon Weizen nach Petersburg und auch nach England.

„Erinnere dich“, sagte Seb, „haben wir in Deutschland jemals soviel und so gute Kuchen gegessen wie hier am Karaman? Niemals.“

„Da haben Sie recht, Herr Vorsteher. Aber ich glaube nicht, daß wir mehr Geld für unseren Weizen erhalten werden. Die Aufkäufer sind sich einig. Sie wissen sehr gut, daß wir unseren Weizen verkaufen müssen, und zwar für einen beliebigen Preis, weil wir unumgänglich Geld nötig haben“, erklärte Puhl.

Seb sprach weiter:

„Die Hoffnung, daß die Kronschulden von den Umsiedlern nicht getilgt zu werden brauchen, ist nicht begründet. Warum soll die Regierung Geld verschenken?“

Puhl nickte zustimmend.

„Ich rate dir, zu Hause zu bleiben und dich nicht ins Unbekannte zu begeben“, sagte Seb.

„Danke, Vorsteher, für Ihren Rat“, erwiderte darauf Puhl. „Ich hatte schon vorher beschlossen, in der Kolonie zu bleiben. Heute morgen habe ich die Plane vom Wagen abgerissen und Geräte und Werkzeuge wieder auf ihren alten Platz gebracht.“

Seb war erst erstaunt, dann lachte er zufrieden. Er wollte nicht fragen, warum Puhl so plötzlich und unerwartet seinen Entschluß geändert hatte. Er hatte die Ursache ohnedies sofort erraten.

Karl Frank besuchte Puhl beinahe jeden Tag, und die gestrigen Feinde waren jetzt Freunde geworden. Oft sagt man: Ein jeder schafft sich seine Freunde und Feinde selbst. Es ist aber nicht immer so. Auch andere können Freunde zu Feinden und umgekehrt Feinde zu Freunden machen. In allen Sachen ist der Mensch nicht allein auf der Welt.

Bei den Karamaner Viehhändlern ging alles glatt vonstatten. Das Vieh hatten sie in Saratow abgesetzt und einen guten Gewinn gemacht. Ihre Mühe und das Wagnis war ihnen reichlich vergolten worden. Die Leute glaubten, daß die Händler, gelockt von der ersten glücklichen Reise, sich sogleich auf die zweite begeben würden. Es kam aber nicht so. Die Kumpanei fiel auseinander. Hans Haal sagte sich von dem Geschäft im weiteren entschieden los. Die Ursache nannte er nicht. Einmal nur sagte er, daß er nicht gerne dort sei, wo Leben und Tod beieinander säßen.

Es bildete sich eine neue Gruppe. Doch als sie bei Seb um Pässe baten, lehnte Seb ab. Er verlangte, die Männer sollten erst ihre Feldarbeiten verrichten und dann sich mit Nebensachen beschäftigen. Solcherart Befugnisse waren dem Vorsteher laut Instruktion, bestätigt von der Petersburger Vormundskanzlei im Jahre 1769, erteilt worden. Goguell verlangte, die alte Instruktion zu benützen, um dem Willen der Saratower Obrigkeit, die Kolonisten als nur Bauern zu erhalten, nachzukommen. Die Händler fügten sich den Anordnungen ihres Vorstehers. Es ging zwar wider ihren Willen, doch konnten sie sich nicht zum Widerspruch entscheiden, weil in diesem Zwang ein Schein von Sorgen um sie stand. Das war ein alter und erprobter Schachzug der Regierung. Im Lichte der Sorgen um die Untertanen zwingt man diese im Interesse der Machthaber zu handeln.

Hans Haal verbreitete, daß er an die Linie umsiedeln werde. Damit rief er großes Aufsehen hervor. Die Übersiedlungslust wurde von neuem angestachelt. Wieder kündigten viele Kolonisten den Verkauf ihrer Wirtschaften an. Die Kolonie war in Aufruhr.

Seb sprach mit Haal, der jetzt Führer der Umsiedler war. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Übersiedlungsdrang einzudämmen.

„Die Übersiedlung stürzt die Leute ins Unglück“, mahnte Seb zum wiederholten Male.

„In Gemütsruhe wird schwerlich einer seinen Heimatort verlassen“, versetzte Haal.

„Es kommt soweit, daß ich gewaltsam dem schädlichen Treiben ein Ende setzen muß“, sagte Seb betrübt.

„Darf ich gehen?“ wollte darauf Haal wissen. Seb nickte.

Am Morgen fuhren mit weißen Planen versehene Wagen auf die Straße. Auch Hans Haal erschien mit seinem Fuhrwerk. Vor seinem Tore hielt er an und schaute schweren Herzens zurück. Etwas stak ihm würgend in der Kehle. Schnell bestieg er sein Gefährt und fuhr weit bis ans Ende der Straße, dort hielt er noch einmal, und erst nach einer Weile fühlte er sich freier. Er fragte sich: Ich fahre doch aus eigenem Willen fort, warum gräme ich mich?

Viele Kolonisten waren zur Verabschiedung der Umsiedler erschienen. An beiden Seiten der Straße standen sie, alt und jung, Freunde und auch Feinde. Der lange Zug der Wagen fuhr aus der Kolonie auf die Höhe am Karaman in Richtung Saratow. Die Kolonie blieb tief im Tal zurück. Still saßen die Leute in ihren Wagen. Nur die Pferde hörte man ab und zu prusten. Hans Haal führte den Zug an. Ihm folgte Heinrich Schulz. Auf der Höhe hielten sie. Manche schauten mit gemischten Gefühlen zurück nach ihrem Heimatdorf.

Die Männer versammelten sich, um noch einmal einige Fragen der Reise zu besprechen. Heinrich Schulz rollten ein paar Tränen über die Wangen. Er schrie Haal böse an:

„Fahr weiter, ehe ich umdrehe!“

„Ja“, sagte noch einer, „macht jetzt schnell, daß wir hier wegkommen.“

Weit in der Ferne lag Saratow, die Stadt, auf die die Kolonisten so große und schöne Hoffnungen gesetzt hatten, die aber tief und schmerzlich verweht wurden. Nun verließen die Kolonisten ihren ersten Heimatort in Rußland in der Hoffnung, eine neue und bessere Heimat zu finden.

IM HERBST DES LEBENS

Katharina II. war gestorben.

Seb ließ in der Kolonie schwarze Trauerfahnen setzen. Der alte Pfarrer Johannes betete in der Kirche für die Seele der verstorbenen Herrscherin. Die Kolonisten beteten demütig mit, dachten aber nicht daran, bei Gott um Gnade für die Zarin zu bitten, denn sie waren überzeugt, daß Gott im Himmel sich nicht unterstehen wird, der Seele der Zarin etwas zuleide zu tun.

Im Kolonieamt hatten sich Seb, Philipp Schreiner und Karl Frank versammelt. Ein jeder der Männer fragte sich, ob mit einem neuen Zaren auch eine Änderung im Leben der Kolonisten eintritt.

„Ein Zar bleibt ein Zar, wie er auch heißen wird. Und für uns Kolonisten sorgt er ganz bestimmt nicht. Für den Zaren sind wir, was unsere Pferde für uns sind — Arbeitstiere“, erklärte Philipp Schreiner.

„Kronprinz Paul soll den Kolonisten wohlgesonnen sein“, beschwichtigte ihn Seb. Lange unterhielten sich die Männer und kamen zu keiner einheitlichen Meinung.

Später, kurz vor der Krönung Pauls I., kam Seb in einem Gespräch mit Goguell noch einmal auf diese Frage zurück. Goguell lächelte erheitert dazu und sagte:

„Ihr habt beim Zaren bedeutend mehr Rechte als eure Pferde bei euch. Die Fische im Karaman und die Hasen im Felde haben aber mehr Freiheit als ihr.“

Goguell fragte Seb nach Kolonisten, die einen nachlässigen Lebenswandel führen, was nach seiner Ansicht der Hauptgrund der Verarmung wäre. Seb suchte dem Kreiskommissar zu beweisen, daß es in der Kolonie keine Müßiggänger und keine Verschwender gäbe. Die Verarmung einiger Familien rühre von Krankheiten und anderen Unglücksfällen her.

„Nicht alle Menschen sind zur Arbeit und Wirtschaftsführung gleichermaßen fähig. Die Schwächeren müssen da den Stärkeren unterliegen“, erklärte Seb.

Von schwachen und starken Menschen wollte Goguell nichts hören. Nach seiner Meinung gab es nur ordentliche und strebsame Menschen und Verschwender und Müßig-

gänger. Damit erklärte der Offizier auch die Unterschiede in den Besitzständen der Menschen.

Seb ließ sich aber durch Goguell nicht vom Nachdenken abschrecken. Er ahnte eine Veränderung in der Lage der Kolonisten. Wenn auch kein großer Umschwung zu erwarten war, doch manches, glaubte er, wird in neue Bahnen geleitet werden. Ganz gleiche Menschen gibt es nicht. Auch keine ganz gleichen Zaren.

Goguell gefiel auch die heranwachsende Jugend nicht. Er sagte:

„Das junge Volk ist über alle Maßen ausgelassen, und von ihm ist nichts Gutes zu erhoffen. Von Enthaltbarkeit und friedlichem Zusammenleben hat es keine Ahnung. Daran tragen die älteren Kolonisten die Schuld, weil sie die jungen Leute zu wenig zu guten Sitten und zur Arbeit anhalten.“

Auch Seb hatte schon so manches Mal über die heranwachsende Generation nachgegrübelt und war nicht frei von Besorgnis. Er versuchte einzulenken:

„Wir waren in unserer Jugendzeit ebenso leichtsinnig und unerfahren, wie es unsere Kinder heute sind.“

„Unsere Eltern haben uns fester im Zaum gehalten“, widersprach Goguell. „In der Jugend zeigt sich der künftige Mann. Leicht biegt sich nur ein junges Holz, ein alter Stamm bricht.“ Der Kreiskommissar beschuldigte Seb, daß dieser sich nicht tief genug in das Familienleben der Kolonisten einmischte. „Wo sind Ehre und Gehorsam den Bejahrten gegenüber geblieben?“ fragte Goguell. „Die Alten“, so Goguell, „sind unsere Gesetze, Ehre und Ergebenheit der Obrigkeit gegenüber, unsere Sitten und Gebräuche, die Sorge für das ewige Leben.“

Seb nickte. Auch ihm gefiel manches an der Jugend nicht. Ihm war unverständlich, warum sich die Kinder weigerten, in den Spuren ihrer Eltern zu gehen. Ob sie dazu nicht fähig sind, oder die Lebensweise der Alten fehlerhaft ist und die jungen Leute das sehen und nicht auch Fehler begehen wollen, konnte er nicht herausfinden. Seb fühlte seit langem diese Unklarheit, aber nur wenige wollten sich darüber Gedanken machen. Jeder Erwachsene pochte erst einmal auf sein Recht in der Familie. Die Eltern verlangten unbedingten Gehorsam und viel Arbeit — genau nach demselben Muster, wie der Staat aufgebaut war,

Goguell verabschiedete sich von Seb mit den Worten: „Der Staat wird dem Leben der Kolonisten nie freien Lauf lassen, das ist nur den Hasen im Feld und den Fischen im Karaman gestattet.“

Seb geriet bei diesen Worten in Zorn, aber bald beschlich ihn Zweifel: Vielleicht ist es richtiger, wenn strengste Ordnung statt freier Entfaltung im Leben waltet.

Bei Seb zu Hause war Hochzeit. Sein Sohn Philipp heiratete Hermine. Als Damke seine Tochter zu Seb in die Kolonie gebracht hatte, munkelten viele Kolonisten von einem solchen Ausgang. Darum wunderte sich jetzt niemand.

Gefreit hatte Philipp Hermine bei ihren Eltern in Pokrowsk. Seb hatte keinen Augenblick an Damkes und Margets Einwilligung gezweifelt. Auch Hermine hatte schon lange kein Hehl mehr daraus gemacht, daß sie sich mit Philipp fest verbunden fühlte.

Katrin, die seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr in Pokrowsk gewesen war, hatte sich über die großen Veränderungen, die seitdem hier vor sich gegangen waren, gewundert. Die Stadt war um das Doppelte größer geworden. Die Siedlung der Auswärtigen war mit der Kosakenstadt verschmolzen. Viele Teiche und Gräben fehlten einfach. Es gab jetzt mehrere lange Straßen mit geraden Häuserreihen. Groß und lebhaft lag der Marktplatz am Ufer der Wolga. Mehrstöckige Häuser mit Läden waren in der Nähe entstanden. Auf dem Markt traf man nicht wenige Kolonisten-Handwerker in ihren Werkstätten. Besonders zahlreich vertreten waren Schneider und Schuster. Es fehlte nicht an Sattlern, Gerbern, Schmieden und Tischlern.

Katrin fragte nach Marfa, Kobsars Tochter. Sie erfuhr, daß Marfa an Schwindsucht gestorben war.

Daniel und Marget Damke hatten Seb und Katrin, deren Sohn und den Heiratsvermittler Philipp Schreiner sehr gastfreundlich empfangen. Sie hatten sich gefreut, war es doch ihr Wunsch, Hermine an Philipp zu verheiraten.

In der geräumigen und mit Zierat geschmückten Wohnung Damkes fühlten sich die Bauern gut aufgenommen. Nachdem das gegenseitige Fragen und Antworten aufgehört hatte, hatte Philipp Schreiner begonnen, seinen Auftrag vorzubringen. Er sagte, daß die Eheleute Bauer einen

tüchtigen Sohn großgezogen hätten. Schreiner zählte viele gute Eigenschaften des jungen Mannes auf. Besonders lobte er den Freier für dessen Fleiß, Enthaltbarkeit und den Gehorsam seinen Eltern gegenüber. Damke und Marget hatten aufmerksam zugehört, als Schreiner sagte:

„Philipp hat beschlossen, seine eigene Familie zu gründen. Die Frau, die er sich erwählt hat, ist ebenso tüchtig wie er.“ Damke nickte. Schreiner fuhr fort: „Ihre Tochter Hermine könnte Philipp und auch seinen Eltern gefallen.“ Stolz schauten die Damkes auf Hermine. Schreiner bemerkte ihren Blick und fuhr fort: „Nun Ihr Wort, werthe Freunde und Eltern der Braut.“

Damke hatte verneinend den Kopf geschüttelt.

„Eine Tochter verheiraten ist nicht leicht. Ein solcher Schritt muß tief bedacht werden.“

„Wir kennen uns ja schon lange und gut“, wandte Marget ein.

Seb und Katrin nickten bejahend zu Margets Worten.

„Vielleicht nicht gut genug, um so einer ernsten Prüfung wie die Verheiratung unseres Kindes standzuhalten“, begann wieder Damke.

Marget versuchte erneut, die harten Worte ihres Mannes abzuschwächen.

„Alles von einem Menschen zu erfahren, ist noch niemandem gelungen. Es reicht, wenn man seinen Charakter kennt. Ein jeder weiß, daß Vorsteher Bauer und auch Frau Katrin gute Leute sind.“

Noch eine Weile hatte sich das Gespräch zwischen den Werbern und den Eltern der Braut, das, wie es Philipp und Hermine schien, völlig unnötig war, hingezogen. Endlich war Hermine nach ihrem Wunsch gefragt worden, den sie mit einem freudigen „Ja“ kundtat.

Am reichlich gedeckten Tisch hatte man noch lange gegessen und alles Notwendige besprochen.

Auf der Hochzeit ging es lustig zu. Es wurde gezecht, getanzt und gesungen. Die Musikanten ließen es an Spiel nicht fehlen: Geige, Flöte, Zither und auch das Horn, alles war im Gange. Von Zeit zu Zeit griff auch Seb zur Geige, und es wurde besonders schön.

Seb und Damke saßen in der kleinen Stube am Tisch beim Wein. Ein Kolonist von der Bergseite hatte ihn ge-

keltert. Er stand gutem Rheinwein nicht nach. Seb schaute Damke eine kurze Weile forschend an. Damke war alt geworden: Unzählige Falten im Gesicht, das Haar grau und dünn und die Augen blaß. Damke saß still am Tisch und war in Nachdenken versunken.

„Es vergehen noch einige Jahre, und wir Alten stehen ganz im Hintergrund, dürfen nur noch zusehen, wie das junge Volk schaltet und waltet“, sagte Seb. „Ach, wie schnell ist das Leben vorbeigeflogen! Die Jahre waren kurz wie Tage und viel zu kurz war die Zeit zum Wirken.“

Auch Damke war traurig. Er tröstete sich aber damit, daß die Jahre, die er noch leben konnte, ihm ausreichen würden, alles zu vollbringen, was ihm noch bevorstand, und ihm auch noch Zeit zur gemütlichen Altersruhe bleiben würde.

Nach dem Hochzeitsfest führte Seb Schwiegervater Damke in die Werkstube seines Sohnes. Der baute gerade einen zweispännigen Wagen. Philipp hatte sich eine Ecke für Sattler-, für Tischler- und auch eine für Schlosserarbeiten eingerichtet. Die Räder des Wagens waren schon fertig, und Damke mußte sich über die saubere Arbeit wundern.

„Die jungen Burschen hier am Karaman“, bemerkte er, „bringen es einmal weiter als wir. Sie haben uns jetzt schon einiges voraus.“

„Ja“, bestätigte Seb, „wir können auf unsere Kinder stolz sein. Unser Werk kommt in zuverlässige Hände.“

„Das ist tröstend für uns, und wir können leichter den Tod erwarten“, ergänzte Damke. „Schade nur, daß gerade jetzt, wo das Leben auf der Welt immer schöner und besser wird, wir schon alt und schwach sind.“

Um Seb zu verwundern, sagte er noch:

„Es gibt jetzt schon Schiffe, die mit Dampf getrieben werden, bald werden solche auch auf der Wolga fahren.“

Kurz vor Weihnachten erhielt Katrin einen Brief von ihrer Mutter aus Koblenz. Der Brief war vor einem Jahr und zwei Monaten geschrieben worden. Katrin weinte vor Freude. Ihre liebe Mutter lebte noch. Sie hat ihre Tochter nicht vergessen und wartet auf sie. In ihrem langen Brief, den sie unter Tränen abgefaßt hatte, erzählte Marget Linneberger von den großen Veränderungen, die während Katrins Abwesenheit vorgegangen waren. In Koblenz

stünden jetzt Manufakturen, wo hablose Menschen ihr Brot verdienen. Auch seien in der Stadt viele Häuser gebaut worden, und es wäre jetzt leichter, eine Wohnung zu mieten. Veronika, Katrins Schwester, habe sich verheiratet und sei mit ihrem Mann, einem Hutmacher, nach Mainz gezogen. Ihr Geschäft dort gehe gut. Katrins Bruder Stephan habe sich eine tüchtige Frau genommen. Er wirke in der Werkstatt des Vaters und habe sich ein neues Haus gebaut. Das Vaterhaus sei für Katrin bestimmt, wenn sie aus Rußland zurückkehre, schrieb Katrins Mutter.

„Die Bürger von Koblenz leiden jetzt keine so große Not mehr, als in der Zeit, wo Du uns verlassen hast. Das einzige, was uns stark bedroht, ist der Krieg mit den Franzosen.“

Katrin weinte. Sie konnte den Brief nicht in einem weg lesen. Es verging fast ein ganzer Tag, bis sie am Ende angekommen war. Am zweiten Tag las sie ihn noch einmal durch. Am dritten Tag sagte sie zu Seb:

„Mein Wunsch wäre, mich in die Heimat zu begeben. Ich sehne mich nach einer ruhigen trauten Stätte. Das Alter wünscht Ruhe, wo weder Kälte noch Hitze quälen.“

Seb schwieg eine Weile. Auch ihn hatte der Brief gerührt. Er dachte an das Neckartal und die milde Witterung in Langenreuth. Wenn er dort seine alten Tage verbringen könnte...

Seb fragte Katrin:

„Aber unsere Kinder, werden sie uns folgen?“

Katrin seufzte schwer.

„Wir werden sie überzeugen, daß es für sie in Deutschland besser ist als am Karaman.“

„Ist es das wirklich?“ fragte Seb. „Ich glaube nur schwerlich daran. Unsere Kinder sind am Karaman geboren, und die Kolonie ist ihre Heimat.“

Von dem Brief aus Koblenz erfuhr die ganze Kolonie. In allen Familien wurde darüber gesprochen. Die Alten erinnerten sich noch gut an Deutschland, das Land ihrer Kindheit. Die Erstansiedler waren aber jetzt in der Minderheit. Eine neue Generation lebte am Karaman. Für sie war Deutschland ein fernes unbekanntes Land, mit fremden Leuten und anderem Leben. Die alten Kolonisten erinnerten sich auch an die großen Nöte, die sie in Deutschland durchlebt hatten, und sie glaubten nicht alles, was Marget Linneberger aus Koblenz berichtete. Sie waren

durch ihre Lebenserfahrungen gut belehrt worden und zweifelten an allen Nachrichten, wenn es auch die reinste Wahrheit war.

Einige Familien beschlossen, in die alte Heimat zurückzukehren. An ihrer Spitze stand Philipp Schreiner. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sprach er von nichts anderem als seinem Thüringer Land. Seb hatte sich noch nicht zur Rückwanderung geäußert.

Bei Gelegenheit sprach er mit seinem Sohn Philipp.

„Wie ist deine Meinung zur Rückwanderung nach Deutschland?“

Philipp war verlegen und überrascht, mit welchen Gedanken sich sein Vater trug. Zur Zeit der Übersiedlungswelle an die Linie war Seb sehr dagegen, daß die Kolonisten den Karaman verließen. Hatte er sich früher auch nach Deutschland geseht?

„Ist das Leben in Deutschland wie hier bei uns, besser oder schlechter?“ wollte Philipp wissen.

„Ganz anders als am Karaman“, antwortete Seb.

„Und warum wollen wir da von hier fortziehen, Freunde und Bekannte verlassen?“

Seb schwieg. Er selbst hatte ja nicht die Absicht zurückzugehen, doch Katrin ließ ihm keine Ruhe, deshalb wollte er erfahren, was Philipp darüber dachte. Jetzt lebte auch Hermine bei ihnen, und diese hing sehr an ihren Eltern und Geschwistern in Pokrowsk. Was das Trennen von Angehörigen anging, hatte Seb seine festen Grundsätze: die Kinder dürfen die Eltern verlassen, doch die Eltern die Kinder nicht. Seb hatte dafür seine Beweise: die Kinder stehen am Anfang, die Eltern am Ende ihres Lebens; erstere können eine neue Lebensbahn betreten, die Eltern aber müssen nach alter Weise ihr Leben zu Ende führen.

Die Rückwanderer nach Deutschland hatten sich bei Philipp Schreiner versammelt. Es wurde viel und ernst von Deutschland gesprochen, von Landmangel, der Willkür der adligen Gutsherren, ihrem Vorrecht in der Landnutznießung, dem Flurrecht. Philipp Schreiner sagte:

„Soweit ich weiß, sind diese üblen Zustände in Deutschland alle abgeschafft worden und entscheidend für uns ist, daß wir uns am Karaman Fertigkeiten im selbständigen Wirtschaftsführen angeeignet haben. Auch Mut haben wir, um mit den verknöcherten Gutsherren fertig zu werden.“

Salomon Klein redete immer wieder vom Weggehen:
„Wir sind hier auf einer kleinen Insel in einem großen fremden Meer, und wenn es auf diesem Meer Sturm gibt und die Wellen hoch schlagen, werden sie unsere Insel überschwemmen und wir ertrinken.“

„So schlimm ist es nicht“, entgegnete Karl Frank. „So gefährlich ist das Meer nicht, das uns umgibt. Wir werden immer unser Recht suchen können und uns zu verteidigen verstehen.“

Die Buben sangen abends ein Lied auf den Straßen.

Der Philipp aus dem Thüringer Wald,
der lockt nach Deutschland mit Gewalt.
Alle Karamaner Bauern
sollen dort hungern und versauern.

Darum folgt ihm nicht,
dem alten Bösewicht.
Und bleibt am Karaman wohnen,
anstatt in Deutschland fronen.

Kreiskommissar Goguell brachte Seb die Nachricht, daß in Saratow das Kontor der Verwaltung für Ausländer neu eröffnet wurde. Für Seb war das eine überraschende, aber nicht unangenehme Nachricht.

Goguell maß dem Geschehen auch große Bedeutung bei. Er konnte es nicht unterlassen, seine Ansicht darüber auszusprechen.

„Zar Paul I. hat hiermit den Kolonisten einen harten Fußtritt versetzt.“

Seb konnte Goguell nicht verstehen.

„Wieso?“ fragte er.

„Die Gründung einer Sonderverwaltung für die Kolonisten gefällt den Russen nicht. Die Kolonisten werden damit von dem russischen Volk abgetrennt, was für ihr Gedeihen von Schaden sein wird.“

Seb widersprach aus dem Verstehen, daß es besser sein müsse, wenn die Behörden in einer den Kolonisten verständlichen Sprache verwalten. Die Kolonisten kämen dadurch der Regierung näher und könnten sich leichter anpassen. Doch Goguell erklärte, daß man in Saratow diese Sache ganz anders betrachte. Iwan Ryschow, ein Beamter des Kameralhofes, hatte folgende Auffassung:

„Es ist unerhört, daß Untertanen des Russischen Reiches mit Hilfe der Sprache eines fremden Landes regiert

werden sollen. Solch ein Umstand lockert das Reich, anstatt es zu festigen.“

„Daraus folgt“, schloß Seb, „daß man in Rußland nur russisch sprechen darf?“

„Ganz richtig. Fremde Sprachen bedeuten fremde Menschen, und fremde Menschen sind innere Feinde des Reiches. So urteilt man in höheren Kreisen.“

„Das sind falsche Schlüsse. Wenn Zar Paul I. auch dieser Meinung wäre, hätte er das Tutelkontor nicht restauriert.“

„Was von Zar Paul I. in Zukunft zu erwarten ist, wagt niemand vorherzusagen. Iwan Ryschow hält den Zaren für einen Deutschfreund wie seinen Vater Peter III. und befürchtet, daß Paul I. dem Russischen Reich großen Schaden bringt.“

Goguell bat Seb, über ihre Unterhaltung Stillschweigen zu bewahren.

„Meinungsäußerungen über die Regierung können bei uns sehr gefährlich werden. Es wird hier als schweres Verbrechen geahndet.“

Goguell und Seb sprachen auch über das Rückwanderungsstreben, das zahlreiche Kolonisten ergriffen hatte. Der Kreiskommissar hielt es für äußerst einfältig zu glauben, daß die Regierung die Auswanderung erlaubt. Umgekehrt, Rußland wird die Einwanderung aus Westeuropa auch weiterhin fördern, um seine Grenzgebiete zu festigen.

Die vom Heimkehrdrang erfaßten Kolonisten glaubten Goguells Worten nicht. Sie beriefen sich auf das Manifest der Zarin Katharina II., das ihnen die Rückkehr nach Deutschland erlaubte. Um ihr Recht zu beweisen, entsandten sie Philipp Schreiner und Karl Frank in das deutsche Kontor zum Oberrichter. Diese sollten von dort die Bestätigung bringen, daß den Kolonisten das Recht zustehe, Rußland zu verlassen.

Es war bereits Herbst geworden. Im zeitigen Frühjahr wollten die Heimkehrer aufbrechen und bis zum nächsten Herbst die deutsche Grenze erreichen. Die Reise nach Deutschland gedachten sie auf ihren Fuhrwerken zu machen.

Seb fuhr mit Philipp auf einem leichten Wagen ins Feld. Der braune Hengst trabte seines Weges. Seb besah sich das Roggenfeld, das Philipp eingesät hatte. Die Saat

stand gleichmäßig, üppig und saftig grün. Kein Saatfehler oder Pflugschler — alles war gut gemacht. Seb mußte sich eingestehen, daß er die Arbeit nicht besser fertiggebracht hätte.

Am Abend sagte Seb zu Katrin:

„Es ist Zeit, daß wir uns zurückziehen, sonst werden wir unseren Kindern im Leben hinderlich.“

„Glaubst du, wir sollten verschiedene Wege gehen?“

„Nicht unbedingt, aber die Kinder sind soweit, daß sie jetzt besser als wir vorangehen können. Das Leben ist nun mal so: die Alten müssen den Jungen den Platz räumen.“

„Fühlst du dich schwach?“ wollte Katrin wissen.

„Nein, nicht schwach, aber Philipp ist stärker als ich, und wenn wir das nicht zur rechten Zeit verstehen, machen wir einen großen Fehler, der uns und auch den Kindern schaden kann.“

Der Winter stand vor der Tür. Über die Steppe wehte kalter Wind. Die Blätter waren von den Bäumen gefallen, der Wald stand kahl. Nur kurze Zeit am Tage weidete das Vieh auf den abgeernteten Feldern; das übrige Futter erhielt es im Stall. Die Pferde waren kräftig, und Seb sah sie mit Wohlgefallen. Wenn er ans Auswandern dachte, konnte er sich nicht vorstellen, daß er sich von ihnen trennen sollte. Seb liebte die Tiere, oft ging er in den Stall, sah zu, wie sie fraßen, sich ausruhten. Im Verlaufe von vielen Jahren hatte er sie gut verstehen gelernt. Sie hatten sehr verschiedene Charaktere: ruhige verträgliche Naturen, und auch hitzige und zänkische waren unter ihnen.

Der Gedanke an Rückwanderung setzte sich bei Seb nicht fest, viel zu stark fühlte er sein Leben an den Karaman gebunden. Hier stand das Werk der besten Zeiten seines Lebens.

Philipp Schreiner und Karl Frank waren in Pokrowsk bei Damke eingekehrt. Damkes Gasthaus war kurz zuvor umgebaut worden und konnte sich wirklich sehen lassen. Die Zimmer blitzten vor Reinheit. Hölzerne Bettgestelle versprachen eine angenehme Nacht.

Daniel Damke hatte sich aus Altersschwäche vom Geschäft fast völlig zurückgezogen. Nur hie und da gab er Anweisungen oder half bei leichten Arbeiten. An seiner

Statt wirtschafteten sein Sohn Karl und Marget, die ja viel jünger als ihr Mann war und noch keine Schwäche spürte.

Als die Gesandten vom Karaman Damke von ihrem Vorhaben, nach Deutschland zurückzugehen, erzählten, wiegte Damke bedenklich den Kopf. Er wollte sich nicht dazu äußern, denn aus Erfahrung wußte er, daß alte Leute nicht gern Rat annehmen. Doch in Gedanken sagte er sich, daß Schreiner und auch die anderen Alten, die heimkehren wollten, viel zu alt waren für ein neues Leben in Deutschland.

Frau Marget hörte dem Gespräch von der Heimkehr mit Tränen in den Augen zu, aber ein Fortziehen lehnte sie entschieden ab. Ihr Sohn Karl lächelte dazu. Für ihn war das Gerede von der Rückwanderung nur eine harmlose Unterhaltung der Alten.

Philipp Schreiner sagte betrübt:

„Unsere Kinder verstehen uns nicht. Sie haben nie das Land gesehen, wo unsere Wiege stand, und können es darum nicht lieben und schätzen. Wir müssen hier, wenn es nicht anders geht, unser Vaterrecht gebrauchen. Es gibt Fälle, wo man den Menschen mit Gewalt zu ihrem Glück verhelfen muß.“

Damke schüttelte den Kopf.

„Mit Gewalt machst du niemand glücklich, weil Gewaltverspüren ein großes Unglück ist, das das größte Glück nicht ausgleichen kann.“

Damke erzählte, wie Unholde ihn in seiner Jugend zum Offizier gemacht und ihn zu Gewalttaten verleitet hatten.

„Die Jugendverführer müßten von Rechts wegen gesetzlich verfolgt werden. Aber anstatt dessen werden sie gelobt und dürfen ungehindert viele Tausende junge Menschen aus Eigennutz ins Unglück stürzen.“

Die Fahrt über die Wolga war gefahrvoll. Reißender, kalter Wind wühlte das Wasser des Flusses auf. Das Boot wirbelte auf dem tobenden Wasser und drohte jeden Augenblick umzukippen. Nach einigen Stunden mühevollen Ringens erreichten sie das Saratower Ufer. Schreiner und Frank wurden sofort im Saratower Kontor der Vormundschaft vorstellig. Man teilte ihnen mit, daß sie erst nach einigen Tagen vorgeladen würden. Die Karamaner Bitt-

steller hatten somit Zeit genug, bekannte deutsche Bürger in Saratow aufzusuchen.

Bei Schneidermeister Johann Beyer führten sie eine lange Unterhaltung. Hauptsächlich ging es um die Auswanderung nach Deutschland. Beyer und seine Familienangehörigen und einige seiner Freunde, die zugegen waren, lauschten gerührt der Erzählung von der alten Heimat. Sie fragten die Karamaner nach vielen Einzelheiten von Deutschland, doch zur Auswanderung verhielten sie sich gleichgültig. Das betrübte Schreiner und Frank, die gehofft hatten, bei den Deutschen in Saratow großen Anhang zu finden.

Am vierten Tag nach der Ankunft durften die Bevollmächtigten der Karamaner Auswanderer bei Oberrichter Jeremejew vortreten. Streng maß der seine Besucher erst eine Weile von Kopf bis Fuß. Danach teilte er ihnen in harten eintönigen Worten die Neueröffnung des Kontors der Vormundschaft für Ausländer und dessen Aufgaben mit. Er machte eine Pause, um seinen Worten den richtigen Nachdruck zu verleihen, und fuhr fort:

„Ihnen wird zusätzlich genügend Land zugemessen werden. Die Kolonisten sollen mit nichts belastet werden. Die Saratower Gouvernementsverwaltung hat den Kolonisten ausreichend Bauholz zuzustellen, damit sie Häuser und andere Gebäude errichten können. Sittlichkeit und Fleiß bei der Arbeit sollen noch stärker gepflegt werden.“

Jeremejew brach abrupt ab und nickte verabschiedend mit dem Kopf.

Philipp Schreiner erkühnte sich und brachte ihr Anliegen vor. Das Gesicht des Oberrichters verfinsterte sich. Er schaute Schreiner eine Weile schweigend an. Dann sagte er:

„Mit Ihrer Angelegenheit müssen Sie bei Ihrem Vorsteher vorstellig werden. Dieser kann die Frage der Gemeindeversammlung zur Behandlung vortragen. Wenn die Gemeindeversammlung Ihrem Anliegen zustimmt, dann ist der Gemeindebeschluß dem Obervorsteher zur Bestätigung vorzulegen. Wird der Beschluß bestätigt, sind Bevollmächtigte mit dem Beschluß an uns zu beordern. Wir werden das Schreiben an den Senat weiterleiten.“

Somit mußten Schreiner und Frank unverrichteter Dinge Saratow verlassen. Als sie das Pokrowsker Ufer erreicht hatten, klagte Schreiner über Schwäche in den Bei-

nen und Schwindelgefühl. Auch im Gasthaus bei Damke wurde ihm nicht besser. Frau Marget kümmerte sich rührend um ihn, sie meinte, er sei stark erkältet.

Frank erzählte von dem Empfang bei Oberrichter Jerejew. Damke nickte schweigend dazu und sagte dann: „Sei nicht betrübt. Wer weiß, was da gut und was schlecht ist. Die Russen sagen, es scheint immer dort besser zu sein, wo man nicht ist. . .“

Um Schreiners Gesundheit war es auch am Morgen nicht besser bestellt. Frank und Damke legten den fast bewußtlosen Kranken auf den Wagen, und die Pferde zogen in Richtung Karaman. Der Himmel war trübe, rauher kalter Wind blies heftig. Zeitweise regnete oder schneite es. Frank trieb die Pferde an. Er mußte Schreiner so schnell wie möglich in die Kolonie bringen. Gegen Abend erreichte das Gefährt die Karamanhöhe. Bis zur Kolonie war es nicht mehr weit. Frank sah besorgt auf Schreiner. Dessen Gesicht war völlig entstellt. Erschrocken rief Frank: „Philipp! Philipp!“, dann rüttelte er ihn. Schreiner war tot.

Ein kalter Schauer überlief Frank. Anstatt einer frohen Nachricht bringt er einen Toten nach Hause. Er saß wie gelähmt in der Droschke. Langsam fuhr er der Kolonie zu. Die Dunkelheit ließ sich auf die grauen Häuser herab.

Freunde und Bekannte erschienen in Schreiners Haus, ihr Beileid auszudrücken. Peter von der Lauterbach wollte von Frank wissen, was sie in Saratow ausgerichtet hatten. Frank antwortete nicht darauf. Er winkte nur verzweifelt ab. Von der Lauterbach sah ihm voll ins Gesicht und sagte: „Das war vorauszusehen. So verschwenderisch ist die Regierung nicht.“

Philipp Bauer und August Frank standen auf dem Hofe und sprachen miteinander.

„Die Erstkolonisten werden immer weniger“, sagte Philipp.

„Von der Lauterbach ist auch vom Alter nicht unterzukriegen. Ehe er nicht alle Hasen im Feld gejagt hat, stirbt dieser alte Draufgänger nicht“, witzelte August.

Die Leute kamen und gingen. Anna Maria Kanter trat auf die jungen Leute im Hofe zu und schimpfte:

„Was steht ihr da fröhlich beisammen? Geht ans Totenbett und klagt und betet, denn auch an euch kommt einmal die Reihe zu sterben.“

Das junge Volk kehrte sich wenig darum, für sie waren solche Worte bedeutungsloses Geschwätz.

Die Tage des Winters vergingen gerade so wie in jedem Jahr. Die Kolonisten betreuten ihr Vieh, misteten die Ställe aus, fegten Höfe und Gassen und besserten Geräte und Werkzeuge aus. Die Weiber verrichteten die Hausarbeiten: kochten das Essen für die Familien, strickten und flickten Kleider. Der Winter war rau und kalt. Die helle Sonne am Himmel wärmte nur wenig, bei der grimigen Kälte fiel das Atmen schwer. Der Schnee knirschte unter den Füßen. In dieser unfreundlichen Zeit verließen die Kolonisten selten ihre Häuser. Am warmen Herd warteten sie auf das Ende des kalten Winters.

Im selben Winter fanden Vorsteherwahlen statt. Seb fühlte sich vom Alter schwach und wollte nicht mehr kandidieren. Karl Frank, David Puhl und noch andere seiner Freunde versuchten Seb zu überreden, da es keinen anderen Mann in der Kolonie gab, der so gut wie Seb das Amt führen konnte.

Seb lehnte ab, obwohl er derselben Meinung war. Das aber nur, wenn er sich gesund und wohl fühlte. Wenn ihn aber die Schwäche befiel, war ihm alles gleich, da rührte und reizte ihn nichts mehr. Was ihm sonst am Herzen lag, entrückte ihm. Seb wollte jetzt in Ruhe zusehen, wie sich das Leben der Kolonie weiter gestaltet.

Vorsteher wurde Peter Junker, ein ruhiger, gemessener und würdiger Mann, der der Kolonie versprach, den Wiesenstreit mit den Pokrowsker Kosaken zu Gunsten der Kolonie zu lösen. Die Kolonisten glaubten wenig daran, daß sie der Wiese wieder habhaft werden könnten. Schon viele Jahre hatte sich Seb darum vergeblich bemüht. Die Kosaken blieben im Recht und behielten die Wiese für sich.

Nach der mißlungenen Mission Schreiner-Frank in Saratow war es mit der Auswanderungslust so gut wie aus. Nur Peter von der Lauterbach war entrüstet und entfaltet rege Tätigkeit zur Rückwanderung. Wankelmütige stachelte er auf. Selbst machte von der Lauterbach keinerlei Vorbereitung zur Auswanderung, und Regine gestand offen, daß sie nicht auswandern werden und daß Peter nur den Hilflosen beisteht. Peter von der Lauterbach besuchte Zusammenkünfte von Heimkehrern und sprach ihnen Trost und Mut zu.

Von der Lauterbach fuhr nach Katharinenstadt. Dort traf er mit Meister Albach zusammen.

„Die Regierung hat recht, wenn sie das Wandern einschränkt“, sagte der alte Albach. „Sie hält damit die Leute von ihrem Unglück ab.“ Derselben Meinung war auch Peter von der Lauterbach. Doch die Lust zum Streiten ließ ihn anders handeln. Lauterbach fragte den Meister nach alten Katharinenstädter Bekannten. Die meisten von ihnen waren gestorben. Albach erzählte:

„Schmied Johann Faller lebt noch. Er schmiedet aber schon viele Jahre nicht mehr. Sein Sohn Friedrich führt die Werkstatt. Er hat Lehrjungen und ist ein feiner Meister. An Kunden fehlt es ihm nicht, und er gedenkt, eine neue größere Schmiede zu bauen. Haupthindernis ist der Mangel an Metall. In der Stadt geht die Mär um, daß Kaufleute vom Ural uns Metall bringen wollen. Wenn dieses geschehen sollte, würde Faller seinen Kopf durchsetzen können. Erzeugnisse aus Metall sind heute sehr gefragt. Das junge Volk will alles besser machen als wir zu unserer Zeit. Es ist sehr anspruchsvoll geworden.“

„Daß die jungen Meister besser arbeiten als die alten, scheint mir unglaublich“, widersprach von der Lauterbach.

„Wenn meine Worte dir zu wenig sind, dann geh in die Schmiede und überzeuge dich mit eigenen Augen. Fallers Friedrich macht Wunderdinge, von denen wir früher nichts wußten.“

„Das ist mehr Einbildung bei den jungen Leuten als Können. Die grünen Burschen wollen in allem besser sein als wir. Es fehlt ihnen aber an Erfahrung, Geschick und tief sinniger Überlegung.“ Von der Lauterbach begleitete seine Worte mit energischen Gesten. Die zwei alten Männer unterhielten sich noch lange und brachten immer neue Beweise für den höheren Wert der Alten. „Den jungen Männern fehlt es an Waghalsigkeit.“

„Was wird aus denen erst werden, wenn sie mal älter sind. Sie suchen jetzt schon immer nach Schutz und wollen sich nicht wehren, wenn ihnen Gefahr droht. Wenn heutzutage eine Horde Kirgisen sie überfiele, stürben sie alle vor Angst, und die Kirgisen müßten ohne Sklaven heimkehren.“

Albach lächelte zustimmend.

Der Winter ging seinem Ende zu. Des öfteren gab es warme milde Tage. Dann aber schneite es wieder große weiche Flocken. Sie fielen so dicht, daß es am hellen Tag dunkel war. Nach einem solchen Schneefall lag der Schnee hoch, und alle mußten lange schaufeln, um die Wege freizulegen. Gegen Abend stiegen hinter dem Sandberg schwarze Wolken auf, und reißender kalter Wind setzte ein. Ein starker Schneesturm tobte. Der Wind heulte durch Fensterläden und Hausdächer. Baumkronen bogen sich unter der Gewalt des Sturmes.

Bei Vorsteher Peter Junker erschien Karl Frank und meldete, daß sein Sohn August und Peter von der Lauterbach sich auf dem Heimweg von Katharinenstadt befänden. Frank bat den Vorsteher um Hilfe für die beiden, da diese bei dem Sturmwetter in großer Gefahr waren.

Junker ließ sofort die Glocken läuten. Tüchtige junge Männer wurden auf Reitpferden den Reisenden entgegengeschickt.

Die Nacht brach an, es wurde stockdunkel und das Geheul des Windes noch stärker als am Tage. Von der Lauterbach und August Frank waren noch immer nicht heimgekehrt.

Die Glocken läuteten ohne Unterlaß. Reiter, die abgelöst wurden, meldeten, daß sie das Glockengeläut weit von der Kolonie vernahmen. Je weiter die Nacht vorrückte, desto größer wurde die Sorge um die Fuhrleute. Vorsteher Junker und sein Beisitzer Hans Beyer sandten immer wieder Reiter aus, die die Umgebung der Kolonie absuchten. Karl Frank brachte eine Fuhre Stroh auf die Karamhöhe und zündete das Stroh an. Der wütende Schneesturm riß es sofort auseinander.

Regine, die sich niemals um das Leben ihres Gatten gängstigt hatte, sagte ahnungsvoll:

„Ja, wenn Vater noch jung wäre, so käme er sicher heim, und wenn er drei Tage umherirren müßte.“

Schulmeister Kuhn betete im Hause bei Frank und von der Lauterbach, um den Unglücklichen Gottes Hilfe zu erbitten.

Gegen Morgen stießen Reiter auf dem Wege nicht weit von der Kolonie auf August Frank. Seine völlig entkräfteten Pferde zogen mit Mühe den Schlitten. August war steif vor Kälte und gab zu verstehen, daß er immer mit dem

Schlaf kämpfen mußte. Als man August nach Peter von der Lauterbach fragte, sagte er:

„Vorne. Er hat mich wahrscheinlich im Stich gelassen.“

Am Morgen war die ganze Kolonie in Aufregung. Wieder waren die Männer zu Pferd und auf Schlitten bei tobendem Sturmwetter in die Steppe ausgezogen. Sie suchten Peter von der Lauterbach. Nirgends war eine Spur von ihm zu finden. Erst in der zweiten Tageshälfte stießen einige hinter der Karamanhöhe seitwärts von der Kolonie in einer Senke auf das Gefährt. Die Pferde waren steif und halb vom Schnee zugeweht. Von der Lauterbach lag im Schlitten, fest in seinen Kaftan gehüllt und auch zugeschnitten. Er war tot. Der Leichnam war hart gefroren.

Die Männer brachten von der Lauterbach in die Kolonie. Die Nachricht verbreitete sich schnell. Jung und alt wollte den Verstorbenen sehen. Hof und Haus war bei von der Lauterbach voll von Menschen. Am Totenbett klagte die Schwiegermutter Anna Maria Kanter.

Einer sagte:

„So wie er gelebt hat, ist er auch gestorben. Jeder Mensch sucht sich seinen Tod selbst, und zwar so, wie sein Gemüt ist.“

Der Sturm hatte sich gelegt, und der Tag versprach helles kaltes Wetter. Der Leichenzug war groß. Ein jeder wollte dem Unglücklichen das letzte Geleit geben. Auf dem schlichten Kreuz für den Verstorbenen stand geschrieben: Graf und Ritter Peter von der Lauterbach. So hatte es Regine verlangt. Es soll der Wunsch ihres Gatten gewesen sein.

Der Frühling begann früh und unverhofft. Unfreundliches rauhes Wetter wechselte in der Nacht mit warmer nebliger Stille. Der Schnee schmolz vor den Augen. Straßen und Höfe füllten sich mit tiefem Schneeschlamm. Wasser sammelte sich in Pfützen. Auch in der Nacht kühlte sich die Luft nicht ab. Die dichte Wolkendecke hing tief, kein Sonnenstrahl drang durch sie hindurch. Die Leute schaufelten Abflußrinnen für das Schmelzwasser. Gegen Abend rauschte das Wasser in Strömen durch die Gräben in den noch mit Eis bedeckten Karaman.

Der Fluß schwoll schnell an. Die Eisdecke brach, und der Eisgang begann. Schon lange war das Hochwasser im

Karaman nicht so stark wie diesmal. Das war erfreulich. Ein wasserreicher Frühling läßt auf eine gute Ernte hoffen, glaubten die Kolonisten.

Nachdem der Schnee gewichen war, stellte sich warmes Wetter mit Sonnenschein ein. Die Steppe bedeckte sich mit Gras und bunten Blumen. Warme Landregen tränkten die Erde und ließen die jungen Pflanzen noch üppiger und saftiger wachsen. Die Bäume im Karamantal schmückten sich mit Laub und Blüten. In ihren Zweigen hüpfen und trillerten lustig Vögelein. Auch der Kuckuck ließ seinen Ruf weit im Wald erschallen. Die Kolonisten reinigten und putzten ihre Häuser und Stallungen, fegten ihre Höfe und die Straßen. Am Abend spielte die Jugend auf der Karamanhöhe ihre lustigen Spiele. Der Frühling hielt vollen Einzug.

An einem solchen schönen Frühlingstag näherte sich der Kolonie eine zierliche Kutsche mit stolzem Pferdegespann. Eine Reitereskorte begleitete das Gefährt. Niemand ahnte, wer der Insasse der Kutsche war.

Der Herr in der Kutsche war Paul Runitsch, derselbe Mann, der gegen Pugatschow gekämpft hatte. Das war vor beinahe dreißig Jahren. Vieles hatte sich seit jener Zeit in Rußland und auch in der Kolonie geändert. Damals stand der junge Offizier Runitsch im Dienste der Zarin Katharina II. Jetzt befolgte er den Willen eines anderen Herrn, des Zaren Paul I.

Runitsch kehrte nach alter Gewohnheit bei Pfarrer Johannes ein. Der General liebte leidenschaftlich das Philosophieren, und die Geistlichen waren ihm dafür die erwünschten Partner. Sein Lieblingsthema war Harmonie und Verträglichkeit unter den Menschen und ihre Beziehungen zur Göttlichkeit. Als Regel widersprachen ihm die Geistlichen, da ein Zustand, behaupteten sie, ohne Widersprüche und leitende Gewalt zum Untergang der Menschheit führen müsse. Runitsch leugnete die Unterschiedlichkeit der Menschen nicht, aber er wollte Gerechtigkeit dabei walten sehen.

Pfarrer Johannes hatte Runitsch sogleich erkannt, und seine erste Frage war:

„Gibt es etwa wieder Krieg?“

„Gott behüte“, sagte Runitsch. „Krieg ist nicht mein Element. Ich stifte viel lieber Frieden als das Gegenteil.“

„Sie sind General und ohne Krieg sind Sie wie ein Bauer ohne Land“, bemerkte Pfarrer Johannes.

„Ich trage nur die Uniform eines Generals. Herz und Seele sind die eines ganz gewöhnlichen Philisters“, sagte Runitsch mit heiterer Miene.

„Sie untertreiben, Herr General“, sagte Pfarrer Johannes.

„Die Uniform zeigt nichts von dem, was in ihr steckt. Heutzutage tragen viele diesen teuren Rock...“ erklärte Runitsch.

Pfarrer Johannes wurde die Unterhaltung schon zu weltlich, und er wollte seine Befugnisse nicht übertreten. Und schon gar nicht durch Kritik an hohen Persönlichkeiten. Er schwieg daher.

Runitsch ließ Vorsteher Peter Junker und Seb kommen. Er stellte sich vor und sagte, daß er im Auftrage seiner Majestät des Zaren Paul I. handle. In seinem Namen spreche er allen Personen, die Pugatschow, Peter III., Hilfe erwiesen haben, Dank aus.

Die Anwesenden waren aufs äußerste erstaunt. Solch einen Widerspruch konnte niemand auch nur annähernd verstehen.

Runitsch schien nicht überrascht. Er hätte am liebsten selbst laut aufgelacht, aber sein Amt und der Auftrag des Zaren zwangen ihn zu ernstem Verhalten und Gebaren. Runitsch verlas die Namen aller Personen, die der Huldigung würdig erkannt waren. Erst nannte er Willem und die Leute seines Trupps, dann Seb und auch Peter von der Lauterbach. Seb fühlte sich so verlegen, daß Runitsch es nicht unterlassen konnte, eine kurze Erklärung abzugeben.

„Erinnern Sie sich, Vorsteher der Kolonie, als ich Sie zu jener Zeit bat, uns gegen Pugatschow — Peter III. — beizustehen? Sie sagten mir kurzweg ab, da Sie Ihre deutsche Kolonie nicht in den Krieg verwickeln wollten. Ich habe Sie aber verstanden: Sie wollten nicht gegen den deutschen, wie Sie glaubten, Peter III. gehen.“

Seb staunte noch mehr. Er wußte nicht, was er dazu sagen oder denken sollte.

Runitsch sprach weiter:

„Peter von der Lauterbach hat einen Trupp Freischärler an der Metschet bestraft. Damit hat er Pugatschow — Peter III. — vor Schändungen geschützt.“

Die Anwesenden schauten bekloffen einander an. Sie wußten nicht, sollten sie Runitschs Mitteilung als unbegreifliche Wahrheit oder als Hohn aufnehmen.

Runitsch beauftragte Vorsteher Peter Junker, die Nachricht von seinem Auftrag allen genannten Personen, die noch am Leben waren, mitzuteilen und auch den Angehörigen derer, die schon gestorben waren.

Noch lange Zeit nach diesem Vorfall sprach man in der Kolonie von dem seltsamen Beschluß des Zaren. Er war allen unverständlich. Soviel sich die Kolonisten auch bemühten, einen vernünftigen Sinn konnten sie darin nicht finden.

Am Totentag besuchten Seb und Katrin den Friedhof. Seb hatte ihn noch zu seiner Zeit als Vorsteher neu umzäunen und ein prächtiges Tor am Haupteingang errichten lassen. Langsam, in tiefer Demut vor dem Tod, der so viele schon aus den Reihen der Erstsiedler fortgenommen hatte, schritten sie zwischen den Gräberreihen entlang. Viele, die da begraben lagen, hatten sie gekannt, sahen sie wie einst lebend vor ihren Augen. An Schulmeister Müllers Grab blieben sie stehen. Katrin legte einen Strauß weißer Blüten darauf. Das Grab war gepflegt und mit Hagebuddensträuchern und Blumen bepflanzt.

„Das macht die Susanna, seine Erbin, sie hat ihre Pflicht nicht vergessen und sorgt für das Grab ihres Wohltäters“, sagte Seb.

„Den Wohltäter hat Susanna schon längst vergessen. Die halten sich nicht lange in Erinnerung bei den Menschen. Doch den Geliebten, den hat sie noch nicht vergessen, und wird ihn auch noch lange in ihrem Herzen tragen“, erwiderte Katrin.

„Er hat sich immer gewehrt vor der Liebe, da er ihre Fesseln fürchtete. Und doch hat er es bis ans Ende nicht ausgehalten“, bemerkte Seb.

„Was du sprichst, ist nicht wahr. Die Fesseln der Liebe fürchtet niemand. Aber viele Menschen finden die Liebe lange oder gar nicht. So war es bei Schulmeister Müller. Die Furcht vor der Liebe ist rein erdacht, und keiner glaubt daran.“

Nicht weit von dem äußersten Grab stand eine alte Erle. Ihre breite und hohe Krone beschattete mehrere Gräber in ihrer Nähe. Seb stellte sich unter die Äste des Baumes

und lauschte dem leisen Rauschen in den Ästen. Sanft blies der Wind in die Blätter und Zweige des Baumes. Seb umriß mit der Hand eine Stelle unter dem Baum und sagte in ruhigem Ernst:

„Hier möchte ich begraben sein. In dem Schatten dieses Baumes werde ich meine Ruhe finden.“

Katrin schaute Seb erschrocken an.

„Sprich nicht so. Mir wird davon bange“, wehrte sie ab.

Am Sonntag nachmittag versammelten sich die Männer an der Kegelbahn bei Karl Frank im Hinterhof. Das schöne Wetter und das vergnügliche Spiel führten auch Seb nach alter Gewohnheit dorthin. Er freute sich überaus der geschickten Kegler unter den jungen Männern. Seb war früher in der Kolonie ein berühmter Kegler, war sogar einigemal Meister des Jahres, aber so gut abzuräumen wie sein Sohn Philipp, hatte er nicht verstanden.

Wieder einmal sollte der Kegelmeister des Jahres ermittelt werden. Schiedsrichter sahen auf die Einhaltung der Regeln beim Spiel und zählten auch die Punkte eines jeden Teilnehmers. Wer im Verlaufe der Woche bei gleichen Spielen die meisten Punkte erreichte, wurde Meister des Jahres. Es war der letzte Tag der Kegelwoche. Philipp Bauer und Franz Braun standen punktgleich. Keiner der anderen Teilnehmer konnte Philipp und Franz noch gefährlich werden.

Seb war erregt: sein Sohn war jetzt an der Reihe.

Die erste Kugel rollte und traf nur einen Kegel. Das war schlecht. Seb gab seine Hoffnung schon halb auf. Gewiß hatte sich der Junge aufgeregt. Wie bei jedem Spiel ist Gefaßtheit auch beim Kegeln wichtig. Wer sich nicht unter Kontrolle hat, hat verspielt.

Die nächste Kugel traf besser. Philipp hatte sich fest zusammengenommen und sein Ziel ins Auge gefaßt. Seb wurde es leichter ums Herz, seine verlorene Hoffnung kehrte wieder. Laute Jubelrufe erschallten: Philipp hatte seinen Gegner überholt! Er war Kegelmeister des Jahres! Seine Freunde umringten ihn. Darauf trugen sie ihn, in Begleitung der Teilnehmer und Zuschauer des Wettstreits, hoch auf einem Stuhle durch die Straße, zu seinem Haus, wo das Fest der Meisterweihe stattfinden sollte.

Alle waren froh und lustig. Die Männer sangen, spaßten und erzählten lustige Geschichten. Der Kegelmeister wurde beschenkt, ein jeder gab, was ihm gut dünkte — eine Tabakpfeife, ein Werkzeug, einen Strohhut. August Frank brachte einen bunten stolzen Hahn. Das alles erheiterte die Gesellschaft. Bei der Übergabe der Geschenke wurden lustige Worte oder Reime vorgetragen.

Seb lachte von ganzem Herzen.

„Siehst du, wieviel Freude noch auf der Welt ist, und du suchst schon einen Platz für dein Grab aus“, zürnte ihm Katrin.

Seb antwortete ernst:

„Das hindert mich nicht, noch lange zu leben. Es ist nur eine Vorsorge zur rechten Zeit.“

Die Festlichkeit dauerte bis in die Nacht. Der Himmel war trübe, und die Kolonie lag ganz in schwarzer Dunkelheit. Überall im Tale war es still, nur leise lispelte der Wind in den Blättern der Bäume am Ufer des Flusses.

Von Marget aus Pokrowsk kam ein Brief, sie klagte über die Gesundheit ihres Mannes Daniel Damke. Von Tag zu Tag, schrieb sie, ginge es ihm schlechter. Marget bat um Heilkräuter. Schafgarbe, Spitzwegerich und Blüten von Kamille und Beifuß zusammen mit Wurzeln von Blutwurz gebrüht, sollten ein heilsames Mittel geben. Seb verstand, daß Damke ernst erkrankt war. Er machte sich sofort daran, die Kräuter zu sammeln, obwohl er wenig an einen Heilerfolg glaubte. Er übersandte alles nach Pokrowsk. Nach einigen Wochen kam jedoch die Nachricht, daß Damke gestorben war. . .

Der Sommer brachte den Kolonisten viel Arbeit und Mühe. Um mit allem fertig zu werden, mußte man eifrig arbeiten. Halb schlummernd fuhren die Männer auf ihren mit Ähren beladenen Wagen vom Feld zur Tenne. Der Weg war weit und die Zeit knapp, und da nahmen die Kolonisten in der Erntezeit die Nacht noch zum Tag hinzu. Nur ein, zwei Stunden Schlaf gönnten sie sich.

Kaum hatten sie das Getreide eingefahren, mußten sie mit der Herbstsaat beginnen und auch das Gemüse und die Gartenfrüchte einbringen. Die Nächte wurden zusehends kühler. Über den Karaman zogen in großer Höhe Wildgänse und Kraniche dem Süden zu. Der Hase

näherte sich den Obstgärten und Tennen. Der Fuchs verkroch sich im Wald oder Graben. Raben und Elstern suchten in Baumkronen Schutz. Auf den Feldern wurde es leer und still.

Seb schreinerte in der Werkstube. Er bearbeitete ein Brett. An einer Stelle war ein harter Knorren im Holz. Seb holte kräftig mit dem Beil aus, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihn. Ihm wurde schwindlig. Er wartete einige Minuten vergeblich auf Besserung. Dann schleppte er sich ins Haus und legte sich aufs Bett.

Katrin brachte ihm Pfefferminztee, den er so mochte, wenn er sich schwach fühlte. Entsetzt sah Katrin zu, wie Seb langsam entschlief. Niemand, außer ihr, war in der Nähe. . .

Die Nachricht vom Tode des alten Vorstehers verbreitete sich schnell in der Kolonie. Er war einer der letzten Gründer der Kolonie gewesen. Unaufhörlich strömten die Kolonisten an Sebs Totenbett, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Vorsteher Peter Junker ließ für Seb ein Grab unter der großen Erle ausheben. Am Tage der Bestattung war in der ganzen Kolonie Trauer. Der Leichenzug zog sich von Sebs Haus bis an die Karamanhöhe. Der alte Pfarrer Johannes war trotz Altersschwäche auch gekommen.

Das geschah an einem Herbsttag, wo die Erde über Nacht gefroren und weiß gereift war, und am Tag die Sonne warm ins Tal schien.

Robert Weber, geb. 1938 in Pawlowo-Possad bei Moskau, war Arbeiter, studierte Medizin und Fremdsprachen, war Englischlehrer. Seine Gedichte und Erzählungen erscheinen seit 1967. Lebt als freischaffender Dichter in Moskau. Mitglied des Schriftstellerverbands, Vorsitzender der Kommission für sowjetdeutsche Literatur beim Schriftstellerverband der UdSSR.



Robert WEBER

REISE IN DIE ERINNERUNG

(Erzählung)

Im Gebiet Nowosibirsk sollten der Fotoreporter unserer Zeitung Alex Schwalbe und ich als Sonderkorrespondent Material über den Sowchos „Maiskij“ sammeln. Von Nowosibirsk brachte uns ein Schnellzug in die Baraba-Steppe. In der Rayonstadt Tatarsk wurden wir bereits am Bahnhof erwartet.

„Anderthalb Stunden Fahrt, und wir sind zu Hause“, versicherte uns der Fahrer. Er schaute auf die Uhr: „Bloß unsere Speisewirtschaft... Sie wird bestimmt schon Feierabend haben. Es wäre besser, ihr eßt jetzt hier im Restaurant Abendbrot. Und danach bringe ich euch direkt in eure Junggesellenbetten. Abgemacht?“

Wir gingen in den Bahnhof und... auf einmal blieb ich wie angewurzelt stehen.

„Was ist denn los, Rudolf?“ fragte mich Alex.

„Das Ganze kommt mir verflucht bekannt vor, obwohl ich Stein und Bein schwören kann, daß ich nie im Leben in der Baraba-Steppe war.“

„Die Rayonbahnhöfe gleichen einander nicht selten wie ein Ei dem anderen“, sagte Alex.

Im Restaurant zwinkerte der Fahrer mit den Augen eines Allerweltskerls einem Kellner zu, dieser gab den Paß der Büfettiere weiter, und im Nu hatten wir in dem bis auf den letzten Platz besetzten Saal einen frischgedeckten Tisch. In der Ecke. Neben einem sattgrünen Gummibaum.

„Ich geh mal Hände waschen“, entschuldigte ich mich. Ein Schild mit einem Pfeil zeigte mir die Wegrichtung. Ich mußte zurück in die Bahnhofshalle.

Dieser kupferne Türgriff... Wo hatte ich so einen schon gesehen? Ich ging durch die Halle. Sie war groß, sauber und hell. Nur wenige Menschen saßen auf den Bänken. In der Mitte stand ein Milizionär, der zwei angeheiterten Burschen die Leviten las und dabei mit der rechten Hand immer wieder seine zweifelsohne leere Revolvertasche zurechtrückte.

„Das ist hier keine Bierhalle! Sie befinden sich in einem der ältesten und besten Bahnhöfe des Gebiets. Hier ist es verboten zu rauchen, geschweige denn Wein zu trinken. Diesmal beschränke ich mich auf eine Geldstrafe, das nächste Mal aber...“

„Genosse Milizionär, wir haben heute einen Lehrgang für Mechanisatoren beendet und ausnahmsweise einen über den Durst getrunken.“

„Wo kommt ihr denn her?“

„Aus ‚Sibir‘: Sie müssen doch unseren Kolchos kennen! Wir sind ja berühmt. Über eine Million Jahreseinnahmen!“

„Wo fahrt ihr jetzt hin?“

„Nach Hause. Wir warten auf den Bus.“

„Na gut!“ ließ der Ordnungshüter Gnade für Recht ergehen. „Aber das nächste Mal...“

Ich ging auf den Bahnsteig. Auf mich schauten die von der untergehenden Sonne feurigen Augen eines frischgebauten Wohnbezirks. Nun wußte ich es genau: Hier war ich fremd.

Es war einfach eine Sinnestäuschung, dachte ich und fragte einen bejahrten Mann, der mit einem Blumenstrauß neben mir stand:

„Wissen Sie nicht zufällig, wann dieser Bahnhof gebaut wurde?“

„Als ich noch klein war...“ antwortete der Mann ausweichend.

„Also vor dem Krieg?“

„Ja. Von diesem Bahnsteig fuhr ich in den Krieg. Jetzt warte ich auf meinen Frontkameraden.“ Der Mann hatte nur noch eine Hand, in der er einen bunten Blumenstrauß hielt. „Der Ort hat sich seit jener Zeit sehr verändert.“

„Bitte erinnern Sie sich. Stand dort rechts ein Wasserhaus?“

„Ja. Ein Schöpfwerk. Ein Turm aus feuerfesten Ziegeln.“

„Und dort, gegenüber dem Bahnhof, war ein Holzhaus oder eine Wohnbaracke mit der großen Aufschrift: ‚Kochwasser?‘“

„Das stimmt genau. Und hinter der Baracke befand sich der Trödelmarkt.“

„Richtig. Und noch ein bißchen weiter stand eine Verkaufsbude... Brot, Wodka, Flundern... Jetzt fällt's mir wieder ein. Danke schön!“

* * *

Das war die längste Reise in meinem Leben. Vom sibirischen Dorf Sarbala bei Stalinsk bis in die Taiga bei Archangelsk fuhren wir siebzehn Tage. Man schrieb das Jahr 1946. In der Stadt Kotlas wartete auf uns der Vater. Mich und den älteren Bruder Gera hatte er seit vier Jahren nicht gesehen. Den jüngsten, unseren kleinen Willi, kannte er nur von ein paar dürftigen Fotos her. Die Mutter hatte eben die epidemische Gelbsucht überstanden. Ihr Gesicht war gelblich. Übrigens begegnete man damals sehr selten einem rotwangigen Gesicht, höchstens auf dem Trödelmarkt...

Eines Nachts blieb plötzlich unser Zug stehen. Der Schaffner ging mit seiner trüben Lampe durch den Wagen:

„Die Dampflok ist kaputt! Man wird uns für eine Woche aufs Abstellgleis schieben.“

Die Mutter biß sich auf die Lippen und begann, den kleinen Willi in unsere einzige Flaumdecke einzuwickeln.

„Dann werden wir hungern müssen“, sagte sie. „Und noch kälter wird es werden ohne Heizung.“

Auf dem Klapptisch brannte ein Kerzenstummel herab. Einige wenige Kerzen hatte Makar Iwanowitsch, ein de-

mobilisierter Matrose, der in Nowosibirsk zugestiegen war, mitgebracht. Onkel Makar suchte seine bei Kriegsausbruch aus der Ukraine evakuierte Familie. Den ganzen Weg trank er nun übelriechenden Fuselwodka, benahm sich aber ruhig. Ab und zu jammerte er:

„Wo ist er jetzt, mein lieber Anhang? Wo können sie sein, meine Bluttröpfchen? Ich beneide dich, Elsa Genrichowna! Du hältst all deine Buben beisammen. Ihr fahrt zum Vater. Und ich irre ganz allein durch die Welt... Man sagte mir, der jüngere Bruder hätte die ganze Verwandtschaft nach Workuta mitgenommen. Im neu erschlossenen Kohlenbecken mußte er eine Freistellung vom Militärdienst erhalten haben. Wenn dem so ist, dann geht ja alles in Ordnung. Warum aber habe ich eine schlimme Vorahnung?... Höre mal, Genrichowna! Nimm doch eine Büchse Kondensmilch! Drei Kinder sind kein Spaß auf solch einem langen Weg.“

Dann schlief Makar Iwanowitsch. Der Kerzenschein fiel auf die leere Feldflasche. Ihr abgeschraubter Deckel hing an einer Kette vom Klapp Tisch herab.

Mutter weinte. Stumm blickte sie ins schwarze Fenster, in dem sich die winzige Feuerzunge der Kerze spiegelte.

„Mama“, flüsterte ich. „Warum weinst du?“

„Wir haben kein Brot mehr.“

„Guter Rat kommt über Nacht“, ahmte Gera die Stimme des Matrosen nach.

Die Mutter wischte die Tränen fort und lächelte leise.

Am Morgen stand unser Zug auf dem toten Gleis. Gera und ich liefen zum Trödelmarkt.

Dort zog der schwarze Tag seine besonderen Fratzen. Dort war das Unglück besonders anschaulich. „Fleisch!“ — „Milch!“ — „Butter!“ — so schrieten die verblichenen Aushängeschilder über leeren Verkaufsständen, deren Regale vereist waren. Überall herrschte der Naturaltausch in seiner frühesten und primitivsten Form: Ware gegen Ware ohne Vermittlung des Geldes. Was wurde da nicht alles gehandelt! Ein paar alte Galoschen für einen harten Pfefferminzkuchen. Eine kupferne Teekanne für ein spärliches Bündel Zwiebeln. Ein Matrosenhemd für einen runden Laib Brot.

„Heringe! Direkt von der Kaspisee! Frisch geräuchert, gesalzen!“ rief ein dicker schlauäugiger Junge. Er feuch-

tete mit Speichel seinen Zeigefinger an und rieb die grünlichblauen Rücken und die silberglänzenden Seiten der Fische, damit sie noch glatter und fettiger in der kalten Wintersonne blitzten. „Heringe! Fettwanstige Heringe!“

„Willst du für deinen geiferigen Hering ein Kugellager haben?“ fragte Gera.

„Und was ist das für 'n Ding?“ kniff der Junge mißtrauisch die Augen zusammen.

Gera holte aus der Tasche das Kugellager, steckte den Daumen in den Innenring und drehte los. Es summte und surrte.

„He! Poppell!“ Der Dicke zupfte am einzigen Ohr meiner Mütze. „Sag deinem Bruderherz, er soll sich wegscheren, sonst mach ich ihm mitsamt seinem Scheißmotor Beine!“

Gera lief rot an:

„Du Heringsbändiger! Wenn ich zuschlage, findest du deinen Kaspisee nimmermehr!“

Wir trollten uns weiter. Am Verkaufsstand „Eiswaren“ saß auf einem Klappstuhl ein kleines Mädchen. Es war mager, blaß, fast durchsichtig.

Die Kleine verkaufte alte Bücher. Gera nahm ein Buch in die Hand und las den Titel vor:

„Welemir Chleb. . . nikow. . . Ausgewählte Gedichte.“

„Kennt ihr Wladimir Majakowski?“ fragte das Mädchen schüchtern. „Chlebnikow war sein Lehrer. Er war ein Sprachschöpfer.“

„Wir sind hungrig“, seufzte Gera. „Wir brauchen keinen Chlebnikow. Wir brauchen Chleb, wenigstens ein Stück Brot.“

„Alle brauchen Brot“, lächelte das durchsichtige Wesen. „Übrigens könnt ihr das Buch umsonst nehmen. Meine Mutti sagt, sogar ein hungriger Mensch darf das Schöne nicht vergessen! Und meine Mutti ist Lehrerin. In Leningrad war sie vor dem Krieg eine Literaturwissenschaftlerin.“ Das Gesicht des Mädchens wurde ernst wie bei einer Erwachsenen: „Bitte, nehmt das Buch! Sowieso kauft jetzt niemand Gedichte.“

„Worauf wartest du dann hier?“

„Auf einen Bücherwurm, auf so einen Spaßvogel, nur noch Haut und Knochen, aber mit einem gutmütig lächelnden Gesicht. . .“

Gera reichte dem Mädchen sein Kugellager:

„Vielleicht gelingt es dir, das Ding gegen Brot einzutauschen?“

Im Wagenabteil lagen Gera und ich auf den oberen Plätzen. Gera las mir Chlebnikows Gedichte vor. Ich konnte nichts begreifen. Ich verstand nur ein Gedicht, in dem der Dichter über den Hunger an der Wolga schrieb:

Über dem ganzen Land
hängen des Hungers Klauen.
Bald werden Leichen
in den Sternenhimmel schauen.
Damit sie nicht sterben —
unsere Brüder
mit ihren Kindern und Enkeln,
muß jeder ein Stück Brot
für die Hungernden schenken!

Diese Stelle las mein Bruder Gera mehrmals vor. Ich versuchte die Zeilen nachzusprechen, aber meine Zähne schlugen vor Kälte aufeinander.

Im Wagen wurde es immer kälter. Makar Iwanowitsch und unsere Mutter packten noch am Vormittag alle Koffer. Nun schleppten wir uns zum Bahnhof. Er war voller Menschen. An einer Marmorsäule in der Mitte des Saales zählte eine großmäulige Zigeunerin ihre Kinder nach:

„Kolja, Shandor, Sara, Raschid, Roma, Petja, Lora... Und wo ist dieser... der Blonde... Wie heißt er, ... Goscha! Da ist er, aha! Wo treibst du dich herum, du streunender Hund! Farid, Manja, Erik... Alles Geld hergeben! Vor mir nichts verheimlichen! Jetzt alle auf den Markt!“

Die kleinen Zigeunergeschwister verschwanden mit ihrer Mutter an der Spitze im Menschengebrodel. Wir nahmen den Platz an der Säule ein. Eine Woche schliefen wir nun im Sitzen und aßen an einem auf den Steinfußboden hingelegten Koffer. Jedoch am ersten Tag konnten Gera und ich nichts essen...

Als wir es uns an der Säule bequem gemacht hatten, mußten wir Kinder Kochwasser holen. Um vom Bahnhof zum Holzhaus mit der großen Aufschrift „Kochwasser“ zu gelangen, hatte man keine Wahl, man mußte zwischen vielen Waggons durchkrauchen. Zwischen zwei Zügen blieben wir stehen. Die Füße sanken im dunkelgelben Schlamm ein.

„Es riecht nach faulen Eiern“, rümpfte ich die Nase.

„Schwefelwasserstoff!“ stellte Gera fest.

Ich begann zu husten:

„Dort... ist ein ganzer Haufen... von Schwefel...“

„Weg hier!“ schrie Gera und hustete auch.

„Aber ich... kann ja nicht. Die Füße bleiben im Schwefel... stecken... Mir ist übel...“

Als ich zur Besinnung kam, sah ich die hölzerne Decke eines Güterwagens und viele Frauengesichter über mir:

„Na, Jüngchen, wir haben dich wieder in Schwung gebracht!“

„Trink noch ein bißchen Milch, aber jetzt ohne sie wieder von dir zu geben“.

„Sei nicht so verschwenderisch, Kleiner!“

„Gleich bist du wieder gesund und munter. Milch ist magenfreundlich.“

„Und dann suchen wir eure Mutter.“

Die Frauen traten auseinander, und erst jetzt sah ich auch Gera auf einer gestreiften Matratze liegen.

„Dein Bruder wollte dich retten und fiel selbst auf den Schwefelhaufen...“

„Wo ist eure Mutter? An der Marmorsäule? Mitten im Saal? Gleich muß auch dein Bruder zu sich kommen.“

„Wir mußten ihm die Zähne auseinanderbringen, damit er die Milch trank. Na siehst du? Er wacht auf!“

Als dann Makar Iwanowitsch kam, fühlten wir uns schon besser und konnten selbst zum Bahnhof trotten. Der Matrose ließ uns in der frostigen Luft stehen:

„Ein bißchen die Lungen lüften! Und dann schnell zur Mutter! Sie konnte nicht von dem Kleinen fort. Ihr macht ihr aber Sorgen, ihr Abenteurer! Ich hole rasch Kochwasser, dann sprechen wir beim Bahnhofsarzt vor. Auf alle Fälle.“

* * *

„Wo hast du dir denn so lange Hände gewaschen?“ fragte mich Alex, der sich bereits an den zweiten Gang machte. „Die Suppe war perfekt! Das Beefsteak scheint noch besser zu sein.“

Ich machte mich auch ans Essen.

Der Fahrer war ein lustiger und gesprächiger Bursche. Er riß einen Witz nach dem anderen. Auch einen über zwei Tierärzte, die nach der Hochschule in einen Sowchos kommen und eine Diagnose stellen, wobei der eine der kranken Kuh ins Maul und der andere unter den Schwanz

guckt: „Siehst du mich?“ — „Nein. Und du?“ — „Auch nicht.“ — „Dann schreibe Darmverschlingung!“

„Ist es eine wahre Geschichte aus dem Sowchos ‚Majskij‘?“ wollte Alex wissen, indem er verschmitzt lächelte.

„I wol!“ kicherte der Fahrer. „Unsere Kühe würden solche Viehdoktoren mit den Hörnern fortstoßen, genau! Übrigens ist bei uns als Veterinär der Vater jener Melkerin tätig, über die ihr berichten wollt. Ein gewissenhafter, muß ich sagen, ein peinlich pünktlicher Fachmann und Mensch.“

Der Weg war holprig. Der Himmel prahlte mit seinem Flittergold. Wir verstummten auf einmal, als eine Sternschnuppe stürmisch den Horizont durchkreuzte. Der Vollmond lachte gutmütig. Ab und zu huschten dunkle Birkeninseln und jurtenähnliche Heuschober vorbei. Alex schlummerte ein. Der Fahrer durchbohrte mit seinen Blicken aufmerksam die Finsternis. Die Steppe atmete immer kühler. Das merkte man sogar hinter dem dichtverschlossenen Wagenfenster. Noch eine Sternschnuppe durchmaß den Himmel. Ein Bruchstück eines Sterns, dachte ich. Meine Erinnerungen warteten auf eine Fortsetzung. Einmal schrieb ich ein Gedicht über die Kindheit. Ich versuchte mich jetzt daran zu erinnern. . .

Mein Gedächtnis ist angefüllt
mit kleinen Bruchstücken
von dem während eines Bombenangriffs
zersplitterten Spiegel.
Heute fand ich
in Trümmern meiner Kindheit
eine scharfkantige Scheibe,
wischte mit einem Fetzen der jüngsten Zeitung
den Staub der Zeit und sah
einen gestiefelten Mann
meinen Knabenhändchen einen Plüschbären
entreißen:
„Hergeben!!! Nur Bärenhunger darfst du spielen!“
Ich suchte nach einer helleren Scheibe
und fand in meinem gelblichen Fäustchen
eine bläuliche Saatkartoffel. . .
Doch da schnitt ins Fleisch der Vergessenheit
die metallene Stimme:
„Was hast du in der Hand? Den Erdball?!
Er gehört mir! Hergeben!!!“
Nun bin ich genug erwachsen,
um mich dem gestiefelten Mann in den Weg zu
stellen:
„Gib mir zurück meinen Plüschbären!
Her mit der Saatkartoffel meiner Kindheit!“

Wo ist er aber — der Mann?
Wie finde ich ihn?
Es gibt auf der Welt
so viele Männer in Stiefeln...



Bruchstücke der Kindheit... Der erste Kriegswinter... Einmal kam der Vater in einem Uniformmantel nach Hause. Sein Gesicht war abgespannt. Ich fragte ihn:

„Vati, gehst du an die Front?“

„Nein, vorläufig bleibe ich zu Hause. Aber wir werden uns trotzdem seltener sehen, mein Kind. Nach der Arbeit werde ich auf dem Dach der Textilfabrik kommandieren müssen. Denn ich bin nun bei der Luftverteidigung.“

„Es heißt auch Fliegerabwehr, nicht wahr?“ fragte Ger-
ra.

„Genau. Du weißt schon fast so viel wie ich... Von nun an werde ich abends Dienst haben. Eine Art Kriegsdienst...“

Ich schaute auf zwei Reihen kupferne Knöpfe des Uniformmantels. Sie funkelten wie blitzblanke Tellerreihen vor dem Frühstück im Kindergarten... Die Mutter stellte eine Schüssel Sauerkohlsuppe auf den Tisch. Dann brachte sie uns zu Bett, denn es war schon spät. Sie lehnte die Küchentür an, aber durch den Spalt konnten wir doch ein paar Wortfetzen erlauschen.

...„Das ist eine kleine Stadt im Norden. In der Taiga. Kotlas heißt sie. Es ist ein Geheimnis, daß dort eine Brücke gebaut wird. Über die Nördliche Dwina.“

„Eine Brücke? Wozu? Wo doch...“

„Das blockierte Leningrad braucht die Kohle von Wor-
kuta. Die Menschen sterben nicht nur vor Hunger. Auch vor Kälte. Nach Leningrad führt nur ein Weg. Von Wor-
kuta über die Nördliche Dwina. Daneben liegt Uchta, auch eine Stadt in der Komi-Republik. Dort wird Erdöl gewon-
nen.“

„Wann fährst du?“

„In einem Monat. In der Textilfabrik bin ich der einzige Mann in der Verwaltung geblieben. Nun muß ich einige Frauen so schnell wie möglich einarbeiten... Hast du eben den Bericht des Sowinformbüros gehört? Das Gebiet Tula ist von den Faschisten völlig gesäubert.“

„Und ob! Sag mir, ob ich mitfahre oder nicht?“

„Das wird nicht von mir bestimmt...“

„Und doch...“

„Anscheinend sollst du mitfahren.“

„Und die Kinder?“

„Darüber sprechen wir später.“

Ich hörte den Vater aufstehen und den Mantel anziehen. Dann schnappte die Tür leise ins Schloß.



Der Fahrer stoppte am Arbeiterwohnheim des Sowchos. Hier sollten wir übernachten. Vor dem Heim ging es lebhaft zu. Ein Bandgerät spielte laut Tanzmusik, und in ihrem Rhythmus bewegten sich Dutzende von Jungen und Mädchen. Über allem schwebte eine Staubwolke, aber das kümmerte niemand.

„Wollt ihr mitmachen? Bitte!“ scherzte der Fahrer.

„Unsere Tanzpartnerinnen sind zu Hause geblieben“, gab Alex zurück.

„Hier tanzt man, ohne Umstände zu machen — jeder für sich allein“, lachte der Witzbold.

„Wer ist der Blonde, der so unbeholfen umhertapst?“

„Das ist Jascha Dick. Unser Komsomolsekretär. Er hat früher nie getanzt. Aber neuerdings wurde er von Amors Pfeil getroffen. Seht ihr das Mädchen neben ihm? Das im roten Pullover? Sie hat es ihm angetan. Jakob! Komm mal her! Wir haben Gäste!“

An diesem Abend ging Jascha nicht mit seiner Liebsten, sondern mit uns durch das Dorf spazieren.

„Morgen werdet ihr besser sehen, wie groß, freundlich und gemütlich unser Dorf ist“, versicherte er uns. „Bei uns wird gut gearbeitet und darum auch gut gelebt. Das hier rechts ist das Kulturzentrum. Unser Parteisekretär hat recht, wenn er sagt: Je mehr Zeit im Kulturzentrum verbracht wird, desto weniger bleibt für den Schnaps übrig.“

„Warum tanzt ihr Jugendlichen nicht in diesem herrlichen Kulturpalast?“

„Dort, wo wir heute getanzt haben, war im ehemaligen kleinen Dorf der sogenannte ‚Pjatatschok‘, ein kleiner Tanzplatz, wo schon vor dem Krieg getanzt wurde. Nur während der Kriegsjahre war er mit Gras bewachsen. Heute zieht es die Jugend wieder an diese historische Stelle.“



Während des Krieges wurde auch getanzt. Ich habe es viele Male aus dem Fenster des Zuges gesehen, der uns Brüder, Gera und mich, im Winter 1942 nach Sibirien brachte. Die Mutter mußte wie der Vater nach der ASSR der Komi, jedoch in eine andere Siedlung, nach dem Städtchen Sokol, wo ein Holzverarbeitungskombinat in Bau war. Natürlich verflochten sich hier die Erinnerungen aus der Kindheit mit der Information der reiferen Jahre. Damals aber wußten wir nur, daß die „trudarmija“ (Arbeitsarmee oder Arbeitsfront) irgendwo am Rande der Welt kämpfte und daß wir Kinder entweder in ein Kinderheim oder nach Sibirien zu unseren Großeltern kommen. Die Mutter hatte Angst, uns zu verlieren. Sie verkaufte das Klavier, unsere Geigen, die ganze Wohnungseinrichtung, die goldenen Trauringe, die Bibliothek. Sie bat eine bekannte Lehrerin, uns auf dem langen Weg zu begleiten.

Wir fuhren nach Osten, und an uns vorbei polterten zahllose Militärzüge. An den Stationen gab es nur kurzes Halten. Und da wurde getanzt! Es wurde so lustig getanzt, als wären die Soldaten nicht auf dem Weg zur Front, sondern zu einem Fest gefahren. Freilich riß sich manchmal aus dieser Heiterkeit ein Frauenstöhnen los oder blitzten bei einem jungen Tänzer Tränen an den Wangen, aber doch gab es damals fast an jedem Haltepunkt eine Harmonika. Wenn die dickwanstige schwarze Dampflok mit den roten Rädern zischend bremste, lief alles zum Bahnsteig. Die Augen der Soldaten blickten ernst, die Gesichter entweder verschlafen oder übernächtigt. Die Männer in den zerknitterten Uniformmänteln eilten jeder mit seinem Gewehr und dem Kochgeschirr zum Bahnhof, wo Feldküchen rauchten und ein Bläserchester die frostige Luft rüttelte:

Und so jagten wir zum Teufel
General und Ataman.
Unser Feldzug fand ein Ende
erst am Stillen Ozean.

An den Feldküchen drängte immer eine graue Soldatenmasse in langen Schlangen. Dort roch es schmackhaft nach Buchweizengrütze und Pferdefleisch. Aus manchen

Güterwagen lugten kluge Pferdeköpfe mit geblähten Nüstern hervor, Heu erwartend.

„Ich verstehe nicht, wie unsere Weiber die Aussaat allein schaffen“, hörte ich einen Mann in Zivil sagen. „In den Kolchosen gibt es fast keine Pferde mehr. Man singt schon eine Tschastuschka:

„Wir haben viele Flieger,
aber keine Pflüger.
Wir haben sehr viel Erde,
aber keine Pferde.“

„Jetzt müssen unsere Frauen zum Pflüger und Pferd in einer Person werden“, seufzte ein Soldat.

„Hört auf zu jammern!“ fuhr eine junge Frau dazwischen. „Wir werden schon unseren Mann stehen, wir Weiber. Kämpft lieber besser, damit der Krieg ein Ende hat!“

„Wir werden uns bemühen, meine Schöne!“ lachte ein Soldat. „Seid aber keinem Deserteur zu Willen!“

„Mach's Maul zu! Du gemeiner Satterloter! Warum führst du zotige Reden, wo doch das ganze Volk... He! Harmonikaspieler! Du bist aber ein fauler Sack! Wir wollen tanzen und singen! Tschastuschki, bitte! Irgendwas aus der Friedenszeit! Irgendwas von Liebe, los!“

„An dem Fenster hängt genug
von bekackten Windeln.
All die Liebe war Betrug
außer meinem Kindel!“

* * *

Im Sowchosheim war es schwül. Ich schlief schlecht. Am Morgen standen wir zeitig auf und stellten fest, daß es im Haus keinen Tropfen Wasser gab.

„Laßt euch die Laune nicht verderben“, sagte in der Küche ein älterer Mann, dessen Gesicht mich an ein Porträt von Balzac erinnerte. „In einer halben Stunde wird es Wasser geben!“

„Sind Sie der Hausmeister?“

„Sehe ich denn so aus? Nein, ich bin hier Gast.“

„Woher kennen Sie dann so genau das Temperament des hiesigen Wassers?“

„Das ist sehr einfach. In einer halben Stunde gehen alle Dorfeinwohner zur Arbeit. Und in diesen Minuten begießen sie tüchtig ihre Gemüseärten. Wollen wir nicht ver-

gessen, daß wir in der Steppe sind. . . Wo kommt ihr her, wenn's kein Geheimnis ist?"

„Wir sind Zeitungsleute aus Moskau. Und Sie?"

„Ich bin Musiker. Ich komme von der Nowosibirsker Philharmonie. Hier im Sowchos gibt es ein Blas- und Streichorchester. Man möchte unbedingt Beethoven und Tschaikowski spielen, hat aber keinen Dirigenten. . . Falls ihr ins Pionierhaus kommt, ich heiße Modest Petrowitsch.“

Nach einer halben Stunde keuchte das Wasser im Hahn. Wir rasierten uns und gingen in die Kantine.

„Schade, daß noch keine Schulzeit ist“, sagte Alex beim Essen. „Ich würde gern ein paar Kinderfotos machen, die nimmt man in jeder Zeitung gern.“

Als ob der liebe Gott ihn gehört hätte! Draußen strömte uns das Schulvolk entgegen. Die Kinder reckten nach uns die Hälse, grüßten artig „Guten Morgen!“, wie es eben auf dem Lande so Brauch ist. Alex hantierte frohgelaunt mit den Kameras. Später schmückten diese heiteren Kindergesichter die Titelseite unserer Zeitung. Auf dem Foto, genau wie im Leben, schien die Morgensonne über dem fünfstöckigen Schulgebäude.

„Was ist denn heute in der Schule los?“ fragten wir.

Die Kinder antworteten im Chor:

„Wir haben dort Küchlein!“

„Wie? Was?“

„Küken! Wir züchten Küken für den Sowchos!“

„Aber der Sowchos hat doch eine Geflügelfarm. . .“

„Ja, aber bei uns wachsen die Küken besser. Bei uns ist es wärmer. Wir haben viele Pionierbrigaden, die bei den Küken wachen.“

„Die Dielen waschen wir mit Soda!“

„Gerta Andrejewna hat ein Buch. Wir machen alles nach dem Buch.“

„Wissen Sie, wieviel Käfige wir selbst gebastelt haben?“

„Der Sowchos gibt uns Futter. Und diese Woche haben wir zwanzigtausend Würmer gegraben!“

„Habt ihr viele Küken?“

„Dreitausend!“

„Gerta Andrejewna sagt, wir probieren es mit fünf, aber erst im nächsten Jahr, wenn wir eine Pionierfarm bauen.“

„Und wo gehen diese Kinder da hin? Die ganz kleinen?“

„Die aus dem Kindergarten? Zu uns. Niemand will doch am Sonntag zu Hause bleiben. Die Küken sind doch so niedlich!“

Alex strahlte über das ganze Gesicht:

„Nein, das wird Fotos geben!“

* * *

Anfang 1942 verschlug der Krieg unsere Großeltern aus dem Wolgagebiet in das kleine sibirische Dorf Sarbala. Schon kurz darauf kamen auch wir acht Enkelkinder dorthin von verschiedenen Städten des Landes. Die Großmutter nannte uns „die Kleinen von den Meinen“ und der Großvater „Fußballmannschaft“. Der älteste Halbbruder Viktor war in jenem Winter erst zwölf Jahre alt.

Wir wohnten in einem alten Haus, dessen Besitzerin Ende des ersten Kriegsjahres in einem Monat drei Todesnachrichten erhalten hatte und kurz darauf selbst gestorben war. Der Kolchos „Pobeda“ übergab das Häuschen dem Großvater für dessen Teilnahme am Bürgerkrieg.

Wir schliefen alle auf einer langen Pritsche unter einer riesengroßen Decke, denn so war es wärmer. Nur der Großvater hatte ein Zimmer für sich. Während des Bürgerkrieges hatte man ihm bei Zarizyn die Lunge durchgeschossen. Er bekam Tuberkulose und hatte immer Angst, uns vom Hunger geschwächte Kinder anzustecken.

Großvater arbeitete im Gemüselager des Kolchos als Wächter. Von der Arbeit brachte er bald ein paar Kartoffeln, bald eine Mohrrübe heim, das war aber alles viel zu wenig für so viele hungrige Mäuler. Drei Löffel Kartoffelbrei — das war das ganze Mittagessen. Jedes von uns Kindern machte in seinen Brei ein Grübchen und wartete, bis ein Teelöffelchen Sonnenblumenöl in dieses Grübchen eintropfte. Jedes freute sich, wenn die zitternde Hand der Großmutter ein bißchen mehr Öl vergossen hatte, was aber selten passierte. Manchmal bereitete Oma Fladen aus Kartoffelschalen. Sie schmeckten wunderbar!

Die Großeltern waren gläubig. An der Wand über unserem riesigen Brettertisch hing ein in gotischer Schrift handgestickter Spruch:

„Auch bei finstrer Nacht
des Gottes Auge wacht.“

Wir Enkel glaubten auch an den lieben Gott. Vielleicht war es auch besser so in jener „finstren Nacht“, in jenen unfröhlichen Jahren. Vor dem Schlafengehen murmelten wir im Chor ein Gebet, der Herrgott möge dem Krieg ein Ende machen, und daß unsere Mütter und Väter von der Arbeitsfront zurückkommen. . .

Das einzige deutsche Buch, das die Großmutter mit nach Sibirien gebracht hatte, war eine Bibel, auf deren Titelseite irgendein Urgroßvater geschrieben hatte: „Kinder und Enkelkinder, vergeßt es nicht, wir stammen aus Österreich.“ Die Großmutter wollte nicht, daß die Enkelkinder in der neuen russischen Umgebung die deutsche Sprache völlig verlernen und las uns jeden Abend Auszüge aus der Bibel vor:

„Und die sieben Engel mit den sieben Posaunen hatten sich gerüstet und hoben an. Und der erste Engel posaunte, und es ward ein Hagel und Feuer, mit Blut gemengt, und fiel auf die Erde; und der dritte Teil der Erde verbrannte, und der dritte Teil der Bäume verbrannte, und alles grüne Gras verbrannte. . . . Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden, werden begehren zu sterben, und der Tod wird von ihnen fliehen. . . Und ich sah ein anderes Zeichen am Himmel, das war groß und wundersam: sieben Engel, die hatten die letzten sieben Plagen, denn mit denselben ist vollendet der Zorn Gottes.“

„Der Zorn Gottes“ war noch bei weitem nicht „vollendet“. Doch im Sommer wurde das Leben ein bißchen leichter. Wir liefen morgens zu unserem kleinen und seichten Fluß Sarbalinka, zogen unsere Unterhemdchen aus, um damit Jungfische zu fangen. Die Hemdchen hielten wir gegen die Strömung. In ein paar Stunden hatten wir einen halben Eimer winzige silberglänzende Fische. Den alten zerbeulten Eimer stellten wir aufs Feuer. Dann schlangen wir hastig mit selbstgeschnitzten Löffeln die zerkochte Fischmasse hinunter.

Nur einmal aßen wir damals einen richtigen Fleischbraten. Der Arzt hatte dem Großvater geraten, jeden Tag ausgelassenes Hundeschmalz einzunehmen. Der Arzt war überzeugt, daß es den Lungen wohltun würde. Die Großmutter kaufte einen alten Köter. Wir schliefen noch, als der taubstumme Klim kam, um den Hund zu töten und das Fell abzuziehen. Am Mittag ging es hoch her. Wir Kinder

aßen uns bis zum Bersten voll. Die Großmutter weinte in ihren Schürzenzipfel. Im Ofen kochte die Brennesselsuppe mit Knochen, aber die war schon für morgen. Über dem Ofen trocknete das Hundefell, das nach ein paar Wochen zu zwei guten Mützen wurde.



Die Bestmelkerin des Gebiets Helene Friesen war ein schwächliches wortkarges Mädchen, zurückhaltend im Umgang mit den Menschen und fleißig bei der Arbeit. Im Sowchos „Maiskij“ nannte man sie, obwohl sie erst dreiundzwanzig Jahre alt war, beim Vatersnamen Karlowna. Oh, wie geschickt sie beim Melken war! Was die Hände dieses Mädchens leisten konnten! Wahrhaftig, sie war in ihrem Tun unermüdlich. Sie kannte die Melkanlage aus dem Effeff, konnte den Melkapparat in wenigen Minuten auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Kein Wunder, daß sie vor kurzem Siegerin des Unionswettbewerbs geworden war.

In der Familie des Zootechnikers Karl Friesen war sie das älteste Kind.

„Und wie groß ist die Familie?“ fragte ich die junge Melkerin.

„Ach, nicht besonders groß, bloß acht Geschwister“, antwortete sie, als ob es die gewöhnlichste Sache von der Welt wäre. „Die Mutter hat einen Orden für uns bekommen.“

„Na, wenn alle Kinder dir ähnlich sind, Lena, dann hat sie den Orden tausendmal verdient.“

„Die anderen sind noch besser als ich.“

Am Abend lud uns Helene ein. Die „alten“ Friesens (beide erst vierzig Jahre alt) hatten ein großes geräumiges Haus, ein Riesenhaus für meine Begriffe, aber ich sah im Dorf noch größere. Solche Höfe verlängerten das Dorf derart, daß man jetzt einen Wagen brauchte, um einen Verwandten oder Freund zu besuchen. Nicht so schlimm: auf fast jedem Hof steht ein Wolga oder Shiguli. Die Friesens erzählten uns, daß es sonntags vor dem Dorfsowjet manchmal zu Verkehrsstopfungen käme...

Der Tisch im Gastzimmer war voll: Obst und Gemüse, Eingesalzenes und Geräuchertes. Es stellte sich heraus, daß Frau Friesen eine Kochkünstlerin war. Als ich ihr

„Gefülltes Huhn“ lobte, begann sie mir sofort das Rezept zu erklären:

„Das ist doch so einfach! Mit Salz einreiben, bis auf eine Öffnung wieder zunähen. Leber, Herz und Magen vorbereiten. Eingeweichtes Weißbrot zusammen mit den Innereien durch den Fleischwolf drehen, mit Muskat abschmecken...“

„Lida, laß die Männer in Ruhe essen!“ unterbrach Karl Iwanowitsch seine Frau. „Deine hunderttausend Rezepte kannst du ruhig den Gästen in die Koffer stecken. Bloß paßt dann nichts weiter hinein. Eva, Töchterchen, springe mal in den Gemüsegarten und bringe eine Wassermelone! Schaut, wie artig meine Kinder sind! Ich liebe meine Familie. Man spricht heute sehr viel davon, daß sich die Familie verändert. Die Eltern haben ihre Arbeit, die Kinder ihre Schule. Ich kenne hier im Dorf solch ein Elternpaar. Sie kommen nach Hause: ‚Kinder, die Kartoffeln müßte man behäufeln...‘ Die Antwort: ‚Es hat noch Zeit‘ oder noch besser: ‚Ach, wozu in der Erde wühlen? Heute braucht man nur zwei Dinge — Wohnung und Gehalt.‘ Bei uns ist es anders. Wir Friesens sind ‚konservativ‘, wir halten am Alten, am Hergebrachten fest. In unserem Haus wird ein gemeinsames Leben geführt, gemeinsam gewirtschaftet. Jedes Kind wird von klein an gelehrt, nicht nur seine eigenen Sachen in Ordnung zu halten, sondern auch alle anderen Sachen im Hause. Die Kinder müssen in der Arbeit aufwachsen. Aber das andere darf man auch nicht vergessen. Zum Beispiel Musik! Kinder, machen wir Musik? Edik, ans Klavier! Erna, bringe mal meine Geige! Schneller, Kinder! Hurtig! Mutter, du singst die erste Stimme. Valja, Heinrich, Woldemar! Was singen wir heute? Ich stimme an!

Es zogen auf sonnigen Wegen
drei lachende Mädchen vorbei.
Sie schwenkten die Röcke verwegen
und trällerten alle drei:
Tirallalala...“

Es war ein wunderbarer Abend. Wir gingen mit Alex spät in der Nacht ein bißchen beschwipst nach Hause und sangen ganz leise ein eben gehörtes Lied:

Hab mein Wage voll gelade,
voll mit alten Weibsen.
Als wir in die Stadt neinkamen,

singen sie an zu keifen.
Drum lad ich mein Lebtage
nie alte Weibsen auf mein Wage.
Hü, Schimmel, hü!



Manchmal schien es, das Dorf Sarbala lebe ein friedliches Leben. Keine Bomben kreischten über den Köpfen, keine Häuser fielen zusammen. Weit war der Krieg, fünftausend Kilometer von uns entfernt. Wir Kinder hatten sehr unklare Vorstellungen davon, was eine Schlacht ist.

Auch die Arbeitsfront schien etwas Rätselhaftes, auch sehr weit, im Norden, wo „nur der Onkel Komi mit seinem Rentiergespann durch die Tundra hin und her fährt“. So schrieb der Vater. In jedem Brief steckte unbedingt ein kleines Päckchen Pulver gegen Bandwürmer...

Die Briefe kamen selten. Man mußte lange auf sie warten. Einmal sah ich sie im Traum, wie weiße Tauben fliegen. Aber mit vier Flügeln. Warum fliegen denn die Briefe so lange? Es fällt ihnen wohl sehr schwer, weil es immer wieder in riesigen Flocken schneit und oft stürmt.

...Wir haben hier in Sibirien auch viel Schnee. Im Gemüsegarten haben wir eine Höhle in den Schnee gegraben und spielen dort. Dort ist es sogar beim schlimmsten Frost warm. Ich glaube, wenn der Schnee taut und die ersten Blüten an den Apfelbäumen ansetzen, dann wird der Krieg aus sein, und wir kommen alle zu Dir, Vati!

Der Opa hat endlich das Rauchen aufgegeben. Die Großmutter hat Dir darüber in keinem Brief erzählt, aber ich habe es selbst gesehen und glaube, man darf das nicht verschweigen: Im Herbst hatte der Opa einen großen Kürbis heben wollen und begann danach Blut zu spucken. Seitdem raucht er nicht mehr. Ich schreibe mit jedem Tag besser und besser. Bald wirst Du in meinen Briefen keine Fehler mehr finden. Wir alle danken Dir Vati für die kleinen Fruchtbonbons. Wir haben sie dem Opa geschenkt. Er hat sie in einer Schachtel unter dem Kissen. Ein Bonbon kann er eine Stunde lang zuzeln. Wir versuchten, es ihm nachzumachen. Uns gelingt es nicht. Der Opa isst fast gar nichts. Er sagt, er hätte gar keinen Appetit. Das ist schwer zu glauben, wo doch alle Leute Bärenhunger haben. Wir wollen immer essen.

Darüber schrieb ich dem Vater nicht, aber es gab doch eine Möglichkeit, uns satt zu essen. Damit begann es im Herbst auf dem Friedhof. Bei jenem Leichenschmaus war man besonders freigebig. Einen Kriegsinvaliden hatte man damals bestattet, einen Oberst. Solche Gedenkfeiern fanden dann immer öfter statt. Zwar waren sie nicht mehr so „reich“, aber unsere Kinderschar lief am Morgen zum Friedhof, um ein Stückchen Wurst, ein gekochtes Ei oder einen eingemachten Apfel abzubekommen. Selbstverständlich ging es auf dem Friedhof nicht lustig zu. Die älteren Frauen klagten, die jungen heulten. Aber wir hatten uns allmählich daran gewöhnt. Daß das Leben auch anders sein konnte, war für uns unvorstellbar.

Ich hatte dem Vater noch geschrieben, daß ich und mein Halbbruder Vitja vor kurzem im Wald waren und eine junge Birke abgehauen hätten. Und dann auch eine Espe. Die Bäume taten mir gar nicht leid. Wozu hatte ich das geschrieben? Vielleicht hätte ich diese Sätze besser streichen sollen?

* * *

Am nächsten Tag fuhren wir mit Jascha Dick, dem uns bereits bekannten Komsomolsekretär des Sowchos „Majskij“ auf die Jagd. Wir mußten fast eine Stunde lang durch die Steppe fahren, bis wir zum Naturschutzpark kamen. Touristen und Jägern ist dieses Wildreservat so gut wie verschlossen. Deshalb war das Bild, das uns sich nun bot, einmalig. Im übrigen Gebiet war gerade Schußzeit für Vogelwild. So zogen sich die Vögel in die Schutzzone auf eine Insel zurück. An manchen Stellen versammelten sich so viele Vögel, daß das Gras nicht zu erkennen war.

Mit einem Motorboot fuhren wir zu einer kleineren Insel, die mitten im Om liegt. Jakob erklärte stolz:

„Dorthin kommt weder ein hitziger Jäger noch ein Wilddieb. Es gibt dort doch ein Jägerhäuschen und eine kleine Jagdwirtschaft. Sogar Laubhütten für das Nachmittagsschläfchen fehlen nicht. Romantisch, nicht?“

Das Motorboot vollführte eine Kurve und näherte sich dem Ufer, und das erste, was wir sahen, war ein Haferfeld. Am Ufer entlang zogen sich auch lange Haferstreifen.

„Die Wildenten brauchen im Herbst viel Futter, um für den weiten Flug Fett anzusetzen“, fuhr Jascha in seiner Erklärung fort. „Seht ihr am Schilf die hölzernen Enten

schaukeln? Sie sollen die vorbeiziehenden Wildenten zu uns locken. Übrigens, wir haben die Erlaubnis, ein paar Vögel fürs Nachtmahl abzuschießen, Also, die Gäste haben Vorrecht! Rudolf, du hast das Wort!“

Der Komsomolsekretär reichte mir seine Doppelflinte. Ich sah mich um, warf einen Stein in das Schilf und riß das Gewehr hoch. Schnell spannte ich den Hahn, drückte aber nicht ab, obwohl die Treffwahrscheinlichkeit fast hundertprozentig war, so viele Vögel stiegen in die Luft auf...

* * *

In Sarbala gab es wie in jedem Dorf eine Herde Kühe und als ihr kluger Treuhänder einen großen alten Hund. Er war ein gutmütiger Wolfshund, wenngleich sein Äußeres fast furchterregend anmutete. Der grauhaarige Hirt Makar legte dem Hund weder Kette noch Maulkorb an. Damals, während des Krieges, fielen oft Wölfe und Füchse die Herde an, aber Adolf — so hieß unglücklicherweise der Hund — war stets auf der Hut.

Nie hatte der Hund einen Menschen angerührt. Im Gegenteil, er suchte immer die menschliche Nähe. Adolf hatte so manches Unheil abgewendet. Einmal rettete er ein fünfjähriges Mädchen aus einem Eisloch in der Sarbalinka, ein anderes Mal biß er einem Fuchs, der in den Kolchoshühnerstall durchs Fenster geklettert war, die Gurgel durch. Es war allen noch der Fall in Erinnerung, als Adolf den Wagenzug, der mit Weizen- und Roggensäcken, mit Kälbern, Schweinen, Kaninchen und Geflügel zur Rayonbeschaffungsstelle fuhr, vor einem ganzen Wolfsrudel rettete. Damals blieb Adolf nur durch ein Wunder am Leben, denn bis man ihn, ein zeretztes, starkblutendes Tier zum Rayonveterinär brachte, schien er verendet zu sein. Der Arzt hatte nichts als Streptozidpulver zu Hause, womit er den Hund reichlich überschüttete. Am dritten Tag öffnete der Wolfshund die Augen. Dann begann er seine Wunden zu lecken. Seine Bewegungen blieben aber danach für immer träge, die Augen düster. Er verlor seinen Eifer. Früher hatte sein gelbes Fell gegläntzt, nun war es grau und struppig geworden. Er hatte keine Lust mehr, streunende Hunde anzugreifen und wedelte nicht einmal mit dem Schwanz, wenn Makar ihm eine Schüssel Suppe vorsetzte.

Der Hirt vergötterte seinen Hund. Aber wir Kinder

hatten Angst vor dem mürrischen Tier. Wenn abends die Herde nach Hause zog, warfen wir über den Zaun Steine nach dem alten Wolfshund. Auch nachdem der Hirt dem dummdreisten Borjka Grinjaw eins mit der Peitsche übergezogen hatte, hörten wir nicht auf, den Hund zu bombardieren. Seine Gelassenheit reizte uns. Wir waren Kinder des Krieges, die rangenhafte Vaterlosigkeit. Wir waren kleine Teilchen des großen Unglücks, der unwahrscheinlichen Grausamkeit und Gewalt, was den verfluchten Namen Krieg trug. Wir waren unglücklich und deshalb auch manchmal grausam.

Es schien, als ob der Wolfshund verstände, daß es den Menschen sehr schlecht ging, denn er sah ja, wie mager sie geworden waren, und er wehrte sich niemals gegen den großen Unfug der Kinder.

Wir wurden immer frecher. Wir warfen Steine auf Adolf schon aus der Nähe: „Adolf Hitler — Feuer frei! Da hast du's Luder! Eins! Noch eins! Noch einmal — Feuer!“ Das wiederholte sich jeden Tag und wurde zu einem bösen Spiel. Adolf mußte in jenen Tagen schwer gelitten haben, denn er heulte in der Nacht gedehnt und traurig. Und dann geschah es einmal. Als Wadim Gorin den Hund mit einer selbstgeschnitzten Lanze stach, biß das verzweifelte Tier den Jungen ins Bein. Wadims Mutter lief mit einem Schüreisen auf die Straße und holte damit zum Schlagen auf den Wolfshund aus. Adolf warf die Frau um und biß ihr in den Hals. Das Blut spritzte in einem Strahl hervor, er hatte die Schlagader zerbissen. Wadims Mutter starb noch am selben Tag.

Makar weinte, als er den Hund in den Garten führte, um ihn dort niederzuschießen.



Der Direktor des Sowchos „Maiskij“ Gleb Marin und der Hauptagronom Pawel Gurso waren in jenen heißen Tagen der Erntezeit so beschäftigt, daß wir erst am dritten Tag unserer Dienstreise mit ihnen ins Gespräch kommen konnten. An diesem Morgen mußten wir noch beim Dämmerlicht aufstehen, um nicht zu spät an der Sowchodirektion zu erscheinen, denn die beiden wollten am Vormittag die Felder abfahren.

Wir sprachen unterwegs lange über die Erfolge und Sorgen des Sowchos, dann fragte ich:

„Warum heißt eure Steppe Baraba?“

„Im vorigen Jahrhundert lebte in Petersburg Akademiemitglied Alexander Middendorff“, erzählte Pawel Gurso. „Er war Zoologe und Asienforscher. Er bereiste Sibirien, um die Südgrenze des Dauerfrostbodens zu bestimmen. Nun kam er auch in unsere Baraba. In seinem Buch schreibt er, daß ‚barab‘ eine tatarische Benennung sei: ‚bar‘ — es gibt und ‚ab‘ — Wasser. Also der Platz, wo es Wasser gibt. In unserem Sowchos arbeiten viele Tataren. Ich habe ihnen Middendorffs Buch gezeigt. ‚Bar‘ ist richtig — so sagen sie, aber Wasser heißt bei uns ‚su‘. Dann habe ich in einem anderen Buch gefunden: ‚ab‘ ist das Wort Wasser, aber indoeuropäischer Herkunft. An der Syrdarja gab es sogar eine Stadt Barab... Finden Sie nicht, daß unser Direktor einem Usbeken ähnelt? Ein typischer Ulug Beg!“

„Na, du mit deinen Schlitzaugen und der Untersetztheit bist ja auch bestimmt kein Slawe“, lachte Marin. „Bei uns im Sowchos wohnen Vertreter von etwa 30 Nationalitäten. Wer kann schon wissen, was sich da alles vor deiner und meiner Geburt abgespielt hat? Mein Sohn zum Beispiel hat eine Deutsche geheiratet. Ha! Welche Nationalität wird sein Kind haben? Ich meine im Paß. Denn ansonsten interessiert mich die ganze Frage wenig. Hauptsache, daß ich eine hübsche Enkelin habe. Die Mutter nennt die Kleine nicht Enkelin, sondern Engelin. Das gefällt mir, also russisch ‚angel‘. Ein Wunderding — blondes Haar und die für uns Marins charakteristische braune Hautfarbe.“

„Gibt es viele Deutsche im Sowchos?“

„Fast die Hälfte der Einwohner. Ihre Vorfahren kamen in diese Steppe schon vor mehr als hundert Jahren“, erklärte der Hauptagronom. „Middendorff schreibt, daß er bei seiner Reise oft deutsch angesprochen wurde. Übrigens nannte er unsere Steppe Birkensteppe. Bei euch in Moskau in der Leninbibliothek gibt es etwa dreitausend Bücher über unsere Waldsteppe. Warum so viele? Weil sie eben ein Rätsel war und bleibt. Schaut nach vorn, es scheint, als ob wir uns einem Birkenwald nähern, weil der Horizont von Bäumen zugedeckt ist. Kommt man ganz nah, sieht man, daß es nichts weiter als kleine Birkenhaine sind. Ein Drittel der Steppe nehmen Sümpfe ein, ein Fünftel Salzböden. Die Schwarzerde ist aber nicht schlechter als die im Süden Rußlands, braucht jedoch fast überall die Me-

lioration. Dabei gibt es im ganzen Steppengebiet nur einen großen Fluß, den man auch nicht ernst nehmen kann. Om heißt er. Ein schläfriger mit Schilf bewachsener Sumpffluß. Was nützt er den Bauern? Auch das Klima ist merkwürdig. Middendorff beschreibt, wie er eines Morgens aus seinem Tarantas aussteigen wollte: Er glitt auf der vereisten Stufe aus. Mitten im Juli!“

* * *

Der Großvater bat uns, ihn auf den Erdhügel in die Sonne zu führen.

„Keinen ruhigen Tag hatte ich in dieser Welt“, sagte er mit heiserer Stimme. „Jetzt bleibt mir nur noch ein Hauch Leben, ich fühle es. Helft mir auf die Beine, Jungens! Ein paar Stunden Ruhe brauche ich.“

An diesem Tag kam die Meldung über den Sieg bei Stalingrad.

„Nun, jetzt könnt ihr von Glück reden!“ sagte der Großvater. „Bald wird der Krieg aus sein. Schade, daß ich so krank bin. Ich würde gerne die Friedenszeit erleben.“

Nach Großvaters Beerdigung setzte sich die Großmutter an den Tisch und schrieb an alle ihre Kinder, daß sie jetzt nicht imstande sei, acht Enkel zu ernähren.

Erst Anfang des nächsten Jahres kam die Mutter, unsere Mutter. Sie war schwanger und sah ungesund aus — ein blasses, müdes Gesicht. Gera erkannte sie sofort und lief ihr entgegen. Ich aber blieb stehen. Ich hatte völlig vergessen, wie die Mutter aussah.

Die Mutter brachte einen großen Koffer mit Speck, Äpfeln, Walnüssen und Sonnenblumenkernen.

„Else, sie essen gleich alles auf einmal auf!“ mahnte Oma. „Schau mal, sie sind vom Koffer nicht wegzubringen, die Hungerleider!“

„Mama! Laßt die Kinderchen essen“, bat Mutter leise. „Die Armen sehen ja wie Schatten aus.“

Die Mutter wischte mit dem Tuchzipfel die Tränen fort.

Wir leerten den Koffer noch am selben Tag, denn in den letzten zwei Monaten waren wir so ausgehungert, daß wir schon den allerletzten Vorrat gekaut hatten — getrocknete Wegerichblätter und Kamillenblüten.

Unverzüglich machte sich die Mutter an die Arbeit. Sie kaufte eine alte „Singer“-Nähmaschine und nähte. Sie

strickte, stickte und schusterte auch. In ihrem Gepäck hatte sie eine Haarschneidemaschine, und die Nachbarn ließen sich bei ihr gerne das Haar schneiden. Sogar von anderen Dörfern kamen zu uns jetzt „Kunden“. Die Mutter nahm kein Geld. Man brachte uns als Bezahlung Milch und Brot. Wir lebten ein bißchen auf.

Ende April erblickte mein jüngerer Bruder das Licht der Welt. Er wurde zum neunten Kind in unserem sibirischen Haus. Der älteste Halbbruder Viktor ging mit dreizehn Jahren in den Kolchos als Pferdehüter, denn es mußte doch irgendwer arbeiten, damit wir alle in die Schule gehen konnten — Gera, Edik, Ella, Marie, Hans, Lila und ich. Die Schule stand uns allen außer Gera zwar erst bevor, aber denken mußte man daran schon jetzt, denn wir hatten zum Beispiel keine Schuhe und Filzstiefel. Vom Frühling bis zum Herbst konnte man barfuß gehen. An den Füßen bildeten sich mit der Zeit natürliche „Sohlen“. Diese dienten uns treu, denn man konnte sie weder durchreiben noch schiefreten. Man mußte sie bloß ab und zu mit Jodtinktur einschmieren und vorm Schlafengehen waschen. Im Winter aber wurden die Füße zu einem Problem.

Ich liebte es, mit Viktor Futter zur Farm oder Milch in die Rayonstadt zu fahren. Es gab jetzt nur wenige Pferde im Kolchos. Die armen Tiere konnten sich weder am Tage noch in der Nacht ausruhen. Am Abend spannte man sie aus, aber bevor sie noch das Maul ins Futter stecken konnten, wurde ihnen wieder das Kummet angelegt.

„Essen hängt von der Ernte ab“, erklärte mir Viktor.

„Während der letzten Jahre hat der Boden seine Kraft verloren. Der Kolchos gab fast alle Pferde an die Front ab. Sie wurden wie Soldaten zum Kriegsdienst einberufen. Und die Bodenkraft kommt vom Pferdemit, denn die Kühe sind in dieser Sache zu schwach. Außerdem bekommen die Kühe fast gar nichts zu fressen. Den ganzen Winter füttert man sie mit abgebrühtem Stroh, mit Zweigen, mit vorjährigen trockenen Rüben — und Kartoffelkraut. Sie können nicht auf den eigenen Beinen stehen. Man zieht ihnen Pferdeleinen unter den Bauch und hebt sie hoch, denn sonst frieren die Viehcher am Boden an.“

Im Herbst mußte Viktor tags und nachts schobern und dann noch auf dem Kolchosdruschplatz arbeiten. Man erzählte, daß vor dem Krieg das Dreschen immer zu einem Dorffest wurde, jetzt aber war es nur ein hartes

Stück Arbeit. Die Dreschmaschine mit dem Pferdeantrieb klirrte, knatterte, hämmerte, zuckte. Der arme einäugige Grubengaul ging im Kreis und hinkte. Die Frauen beeilten sich, denn jede von ihnen dachte an ihre hungrigen Kinder und an die ungemolkene Kuh. Sie schleppten die Garben herbei, und wir Kinder schnitten das Strohseil durch und kehrten Stroh beiseite. Das gelbe Getreide floß auf ein breites Zelttuch. Viktor und sein Freund schütteten das Korn in Säcke. Wir wurden schnell müde, aber wir machten die Arbeit gern, denn dabei konnte man sich wenigstens an Körnern sattkauen.

Während einer Pause — in der Dreschmaschine war wieder der Wurm drin — hörte ich einmal eine Frau erzählen:

„Das Heu war klitschnaß vom Tau. Die Heugabel ging und ging nicht rein. Dann fiel auch noch Regen. Ein Unglück kommt ja selten allein. Eine schlimme Sache. Was tun? Das feuchte Heu stapeln? Dann hätte es sich entzündet. Gott sei Dank, ich hatte grobes Salz im Hause. Ich hab die Schichten bestreut. Dann eile ich nach Hause. Mich holt ein Pferdewagen ein. ‚Setz dich!‘ Nein, sag ich. Ich hab es eilig und euer Hengst ist ein Heimkehrer. Lauter Haut und Knochen. Zu trödelig ist der für mich. Ich komm allein schneller nach Hause. Ich laufe. Mein Brustkind braucht Milch. Und denk bei mir und zittere vor Angst: Unbekannte Gesichter, vielleicht Deserteure. . . Schon draußen höre ich, wie meine Kleine heult. Ich — schneller, damit sie die anderen Kinder nicht weckt, fütterte sie, bis sie einschlief. Dann lauf ich zur Kuh — die Arme brüllt. Hab sie gemolken. Die Kuh ist unsere Rettung. . . Man sagt, diese Woche wird wieder Geld gesammelt. Für die Panzer. Nichts zu machen. Man muß trotz alledem irgendwas von nichts abknapsen, wie? Tun wir das, Weiber?! Damit der Krieg schneller zu Ende geht, nicht?“

* * *

Der Direktor des Sowchos „Maiskij“, Gleb Marin, stieg aus dem Wagen, blickte sich nach allen Seiten um und lächelte über das ganze Gesicht, freimütig und zufrieden:

„Die Natur meint es gut mit uns. Schaut mal diese Sonne an! Groß ist sie, großzügig, rosarot! Also eine Liebe auf Dauer! Guten Morgen, Freundin! Versprichst du uns ein gutes Wetter bei der Ernte? Wir danken dir! Danke dir,

Natur, auch für den Wind! Er wird uns das Getreide gut trocknen. Also, los jetzt, an die Arbeit!“

„Ist das dein Erntegebiet?“ lachte der Hauptagronom Pawel Gurso. „Mein Vater pflegte zu sagen: ‚Die Ernte hängt nicht vom Tau ab, sondern vom Schweiß.‘ Erinnerst du dich, welch ein herrliches Wetter wir vor acht Jahren hatten? Und der Ertrag war mager. Wir hatten es damals noch nicht gelernt, die reiche Ernte rechtzeitig einzubringen. Die Verluste waren groß, denn wir haben bei Regen und sogar im Winter Korn gedroschen. Ja, so war's. Und darf's nie wieder so sein! Dieses Jahr kann man mit dreißig Dezitonnen pro Hektar rechnen! Für heutige Begriffe ist es viel, ich träume aber von fünfzig Dezitonnen. Diese Erde wird sie uns schenken. In allernächster Zukunft!“

„Die Sonne ist bekanntlich eine launische Frau...“ bemerkte Alex.

„Jetzt kommen wir ohne Gotteshilfe aus“, antwortete Gurso. „Aber die Sonne kann doch das Leben leichter machen.“

Er ging zum Wagen zurück, und erst jetzt merkte ich, daß er ein Bein nachzog. Pawel fing meinen Blick auf:

„Ja, ich bin ein Hinkebein. Seit fast vierzig Jahren. Bei eurem Moskau hat es mich erwischt. Aber ich hatte Glück. Von unserem Rayon gingen fünfzehntausend Mann an die Front, und nur die Hälfte ist heimgekehrt. Ja, und dann begann die Schlacht ums Brot. Für mich klingt das Wort Brot jetzt genauso bedeutungsvoll wie damals... Wenn man heutzutage jemanden besucht, so steht auf dem modernen raumsparenden Tisch alles Mögliche — Chesterkäse, Gänsebraten, marinierte Heringe, Weinflaschen. Fürs Brot bleibt kein Platz. Das tägliche Brot scheint nicht mehr das Hauptnahrungsmittel zu sein. Ich will diese Meinung bestreiten. Brot ist das Hauptwort! Nicht das Brot wird zum Fleisch gegessen, sondern umgekehrt.“

* * *

Schnee fällt in dichten weißen Flocken. In der unübersehbaren Weiße von Sibirien rauchen die Schornsteine des kleinen Dorfs Sarbala. Es lebt spannungsgeladen von den Ereignissen in der ganzen Welt. Und in der Welt riecht es nicht nach Schornsteinrauch, sondern nach dem Brandgeruch des Krieges. Und von diesem Geruch wird einem

bekommen ums Herz. Ihn spüren gleichermaßen Erwachsene und Kinder.

Gestern ist Tante Ilse gestorben... Jetzt sterben viele Menschen... Vor dem Neujahrsfest war ihr kleines Kind gestorben, ich erinnere mich, wie Tante Ilse in der Ecke am Tannenbaum sitzt und weint.

An jenem Tannenbaum hingen
eine Zuckerpuppe, ein Kringel,
am sattgrünen Zweig mit Zapfen
ein ganz echter Winterapfel,
eine Walnuß, eine Praline,
sogar eine Apfelsine
und viele Patronenhülsen...

Warum weinte denn Tante Ilse?
Wir Kinder auf unseren Bänken
warteten auf Geschenke.
Endlich kam glücklich an
der Weihnachtsmann.
Er hatte einen grauen Bart,
war aber gar nicht bejahrt.
Er ging auf uns zu und winkte,
dabei hinkte er,
hinkte,
hinkte...

Dann setzte er sich an den Ofen
und schenkte uns Pellkartoffeln.

Warum weinte denn Tante Ilse?
Der Klang der Patronenhülsen,
der Zuck der Petroleumlampe
beim Ded-Moros-Getrampel
erinnerte mich an etwas Fernes,
an jene lieblichen Neujahrsverse
in einem Lied
von grünen Blättern
zur Winterszeit,
wenn's friert und schneit...
Im kindlichen Gedächtnis irrte ich:
Das war doch der Tannenbaum 41!

Der Tannenbaum 41... Das war der schönste Tannenbaum meines Lebens. Auch jetzt erinnere ich mich an ihn ganz genau, obwohl seine Lichter vor rund vierzig Jahren brannten. Die Großeltern waren damals bei uns zu Besuch. Unter der Tanne stand ein Weihnachtsmann. Ich hörte damals auf der Straße ein Mädchen sagen, daß alle Neujahrmänner aus dem kalten Land Sibirien stammen.

Verzaubert schimmerten im Raum
die bunten Lichterketten.
Die Mutter sang: „O Tannenbaum,
wie grün sind deine Blätter.“

Sie sang und blinzelte mir zu
und ließ mich Fruchteis schlucken.
Drei Flämmchen spielten Blindekuh
auf dem Geburtstagskuchen.

Ich war am ersten Januar
zum dritten Mal geboren.
Der Vater scherzte und sogar
zog leicht mich bei den Ohren.

Der Opa lächelte mich an.
Mich tätschelte die Oma.
Ich hatte von dem Neujahrsmann
ein Pferd geschenkt bekommen.

Mein Pferdchen war noch unbenannt,
doch in dem Urwald irrend,
ritt jede Nacht ich durch das Land,
das ferne Land Sibirien.

Dort reiften Früchte unzählbar
auf kerzengraden Tannen.
Des Mondes Kuchen wurde gar
am Rand der blauen Pflanze.

Drei Sterne spielten Blindekuh
in zauberhafter Helle.
Drei Bären blinzelten mir zu
aus einer Bärenhöhle.

Im Wald sah ich den Neujahrsmann.
Sein Bart war eingefroren.
Mein Vater zog drei Hasen an
den meterlangen Ohren.

Der Opa lutschte sorgenlos
am Fruchteis. Und die Oma —
sie tätschelte mein wildes Roß
und sprach vom nahen Sommer.

Die Mutti sang: „O Tannenbaum,
wie grün sind deine Blätter...“
Mich riß aus meinem Kindertraum
das Telefongeschmetter... .

Nein, nein. Der Telefonanruf kam viel später. Das war
mitten im Sommer. An jenem verhängnisvollen Tag, an
jenem unheilvollen Morgen, wo unsere Familie sonntäg-

lich fest und lange schlief. Ja, da riß mich aus meinem
Kindertraum das Schrillen des Telefons.

Vati!
Geh nicht ans Telefon!
Bleib noch ein bißchen im Bett,
noch ein paar Minuten. . .
Schau ins Fenster!
Blau ist das Sommerglück
über unserem grünen Städtchen.
Papa!
Ist es das Morgenrot
oder das Rotkäppchen
mit einem duftigen Veilchenstrauß
und einem Bastkorb
voller Sonnenkringel?
Lieg ruhig im Bett, Papa!
Sei gehorsam!

Sonst kommt der scharfzahnige Wolf,
der über unser Wundermärchen
herfallen wird. . .
Stehst du aber auf?
Schlüpfst du in deine Pantoffeln?
Gehst du zum Telefon?
Nimmst du den Hörer ab?
Warum bist du so blaß?
Warum schweigst du?
Sag doch etwas!
Krieg? . . .

Der Schnee fällt in dichten weißen Flocken. Am Fenster unseres Waggonabteils taut er. Unser Zug fährt nach Osten. Ein anderer Zug fährt vorbei — Plattformwagen mit Panzern. Dieser Zug fährt nach Westen. . .

Warum weint denn Tante Ilse?

Der Glanz der Patronenhülsen
am Tannenbaum vierundvierzig
reflektiert sich
im dunklen Augenpaar.
Sie sieht in der Kinderschar
ihr Kind nicht, ihr Kind! ihr Kind!
Ihm schenkte ein kleines Häuschen der Wind
für immer! für immer! für immer!!!
Darin flog das Kind in den Himmel.

Wir Kinder
sitzen am Ofen und frieren.
Um uns
liegt das kalte Land Sibirien.

Tante Ilse war Mamas Freundin. Sie kannten einander schon vor dem Krieg, als sie an der Wolga in Balzer lebten. Diese Stadt war für ihre Musikalität bekannt. Die beiden Freundinnen spielten im Streichorchester, Mama Gitarre und Tante Ilse Geige.

Jetzt arbeitet die Mutter im Rayonzentrum in der Seifensiederei. Von diesem Werk erzählt man verschiedene, ganz bestimmt erfundene Geschichten. Fedjka Rickert habe in einem Stück Seife ein Menschenohr gefunden. Und Koljka Lomow — einen Pferdezahn, er zeigt ihn uns sogar, damit an seiner Erzählung keiner zweifelt. Koljkas Mutter arbeitet mit meiner Mutter in derselben Abteilung. Wir sehen unsere Mütter fast gar nicht, denn früh am Morgen kommt der Bus und wir schlafen noch, und wenn die Mütter nach Hause kommen, dann schlafen wir schon. . .

Nur wenn im Klub ein Film vorgeführt wird, kommen wir später als unsere Mütter nach Hause.

Jeder Film wurde „nach Teilen“ gezeigt. Deshalb dauerte er manchmal fast drei Stunden. Wenn der Streifen riß, und das geschah x-mal während jeder Vorführung, dann entstand im Saal solch ein Höllenlärm, daß man die Ohren mit den Fingern zustopfen mußte. Gera machte das nie, denn er steckte sofort zwei Finger in den Mund und stieß solch einen schrillen Pfiff aus, daß ich ihn stets beneidete. Mir gelang statt eines Pfiffs nur ein klägliches Röcheln.

„Die Kinder des Kapitäns Grant“ sah ich mir schon das dritte Mal an, aber auch diesmal hatte ich nicht rausbekommen können, ob Robert und Mary den Vater gefunden hatten, weil der letzte Teil offensichtlich fehlte. Statt dieses Teils wurde ein Teil aus „Kostschej dem Unsterblichen“ gezeigt.

Als Gera und ich durch das dunkle Dorf nach Hause gingen, blitzte der Mond orangefarben auf den angefrorenen Schneekappen der Dächer. In den Höfen bellten erkälte Hunde. Das dünne Eis knisterte unter den Füßen.

„Gera, war Kostschej ein Faschist?“ fragte ich.

„Wie kommst du darauf?“

„Na, er sieht so ähnlich aus. . .“

„Was du zusammenredest! Komm lieber schneller! Was hinkst du nach?“

Er sagte das so ganz einfach hin. Und ich weinte. Ich erinnerte mich an den Streit mit Koljka Lomow, mit dem wir heute während des Films zum ersten Mal nicht zusammen gegessen hatten. Aber davon erzähle ich lieber später. . .

Es war gut, daß Gera in der Dunkelheit meine Tränen nicht sehen konnte. Er verachtete alle Meckerer und Nörgler. Er schien mir schon so ziemlich erwachsen zu sein, obwohl er nur drei Jahre älter als ich war. Im letzten Jahr waren seine Zähne gelblich geworden, denn er rauchte heimlich Machorka.

Wenn Oma abends ihre „Kreuzworträtsel“, sprich Lebensmittelkarten, auslegte, saß Gera unbedingt dabei. Nur ihn schickte die Großmutter nach Brot, denn Gera war schwer übers Ohr zu hauen. Oft nahm er mich mit. Auf dem Rückweg schnitt er im Birkenhain immer ein Stückchen Brot ab:

„Da hast du!“ sagte er und blickte zur Seite. „Du bist abscheulich mager geworden. Iß ruhig!“

Die Stückchen wurden mit jedem Tag dicker, und zu Hause jammerte Großmutter laut:

„Großer Gott! Immer weniger Brot! Überall Lug und Trug!“

Dabei schielte sie verstohlen nach Gera, der nur kaltblütig mit den Achseln zuckte. So war es auch, als der Großvater noch am Leben war. Er hatte gewöhnlich Gera verschmitzt zugezwinkert:

„Die Großmutter wird immer älter, mein Kind. Und im hohen Alter wärmt die Sonne immer weniger, und die Sterne werden immer kleiner. Ja, das ist es eben, Alter ist ein schweres Malter.“

* * *

Alex wollte die junge Bestmelkerin Helene Friesen unbedingt mit ihrer Lehrmeisterin Anna Ebert aufnehmen. So ließen uns Marin und Gurso an der Milchfarm aussteigen und fuhren weiter.

Lena wartete schon auf uns:

„Zuerst trinkt mal unsere Milch! Die Milch und Butter von Baraba haben ein unverwechselbares Aroma. Und auch einen wunderbaren Geschmack! Das kommt von den Gräsern in unserer Waldsteppe. Nicht von ungefähr nennt man uns die beste Milchregion von Sibirien. In unserem

Rayon gibt es dreißigtausend Kühe! Na schmeckt's? Ja? Wohl bekomm's!"

Ich wußte schon, daß Anna Ebert gute zwanzig Jahre auf der Farm arbeitete. Nun erzählte sie uns mit Vergnügen und ausführlich über ihre Erfahrungen und die Erfolge der Farm, über ihre Freuden und Sorgen bei der Arbeit. So ganz nebenbei fragte ich sie nach ihrem Verdienst.

„Wir verdienen gut“, antwortete die redselige Frau, „und die Viehzüchter noch mehr. Mein Mann und ich haben eine Nebenwirtschaft, eine Kuh, Jungvieh. Eben haben wir für die außerplanmäßige Produktion je ein Kalb als Prämie bekommen. . . Der Sowchos hilft uns mit Futter. Heu und Stroh werden uns bis vor die Stalltür gebracht. So kann man leben!“

„Man sagt, Sie lassen in der Arbeit nichts durchgehen. . .“

„Na ja, ich hab da so meine Regel: Was der Kuh zusteht, muß sie auch kriegen! Sagen wir, gestern hat mir ein Viehzüchter weißes Heu gebracht. Weiß heißt also angeschimmelt. Eine andere Melkerin hätte dieses Heu vielleicht genommen, ich aber nicht. Da hatte sich der gute Mann verrechnet!“

„Warum sind Sie ausgerechnet Melkerin geworden?“

„Mein Vater fiel bereits im ersten Kriegsmonat an der Front. Die Mutter mußte schwer arbeiten, damit unsere vielköpfige Familie überleben konnte. Ich half der Mutter in der Farm, denn ich war die älteste Tochter. Außerdem gefiel es mir, mit Kühen umzugehen, sie zu pflegen. Es sind doch gutartige Wesen und alle so ganz verschieden.“

„Welche Fragen klären Sie mit den Dorfeinwohnern? Soviel wir gehört haben, sind Sie Abgeordnete des Gebietsowjets?“

„Eine Frage quält alle“, lachte die Melkerin. „Die Geldfrage. Wohin damit? Alle bitten mich, ihnen zu helfen. Zum Beispiel bei der Autobeschaffung. Wir könnten noch so viele Autos für den Sowchos erhalten — an einem einzigen Tag wären sie verkauft. Ja, neue Zeiten, neue Sorgen. Und in meiner Kindheit träumte ich von einem Fahrrad. . .“

Der Frühling ließ sich nicht verleugnen. An den Sarba-laer Weiden schwollen die Knospen. Die Sonne wälzte sich

am Himmel wie eine Orange auf einer blauen Waage. Ich erinnerte mich nicht, irgendwann eine Apfelsine gegessen zu haben. Vielleicht vor dem Krieg, aber das war vor uralter Zeit. . . In unserer Verkaufsbude verkaufte man so etwas nicht. Aber ich habe diese Frucht doch gesehen. Zuerst war es die einzige Apfelsine am Neujahrsbaum, dann sah ich viele auf einer farbigen deutschen Weihnachtskarte, die Koljka Lomows Vater von der Front zusammen mit einem Päckchen Fotos mitgebracht hatte. Eigentlich war Onkel Jegor nicht Koljkas Vater, sondern Stiefvater. Und auch das nicht, denn er war mit Koljkas Mutter standesamtlich gar nicht getraut. Koljka wußte nur, daß sein leiblicher Vater im zweiten Kriegsjahr verschollen war, so hatte es das Rayonkriegskommissariat mitgeteilt.

Onkel Jegor hatte mir die Neujahrskarte geschenkt. Zu Hause las die Großmutter auf der Rückseite:

„Liebe Berta! Erinnerst Du Dich, wie Du Dich immer darüber geärgert hast, daß ich nach der Arbeit zur Versammlung in die Bierhalle eilte? Jetzt habe ich mich völlig verändert. Wie gerne würde ich diese Weihnachten mit Dir und unseren Kindern verbringen! Zwei Jahre könnte ich an solch einer Schale mit Apfelsinen sitzen, ohne vom Tisch aufzustehen, so müde bin ich. Manchmal kommt es mir jetzt vor, als lerne ich das Denken. Dann fühle ich mich so einsam, fürchterlich! Ich küsse Dich und unsere Kinder, finde aber keine fröhlichen Weihnachtsworte. Verzeiht mir alles, wenn Ihr das könnt, denn ich selbst kann mir nichts verzeihen. Lebt wohl, meine Lieben!“

Onkel Jegor war ein gütiger Mensch, wenn er nüchtern war. Aber gewöhnlich sah ich ihn besoffen. Dann fluchte und schimpfte er in gemeinsten Worten. Dabei schluchzte er und wischte mit seinem schmutzigen Taschentuch die Tränen von den Kriegsfotos.

„Das ist Jurka Bogatschow“, seufzte er und trieb mit der fahrigten Hand die Rauchschwaden des Machorka auseinander. „Detonierte. . . auf einer Mine. . . Und das ist unser Kommandeur. . . der Oberleutnant Grudin. . . Ein Volltreffer. . . in den Unterstand. . .“

Der Kommandeur war ein pechschwarzer Mann und ähnelte ein bißchen Marschall Budjonny, bloß hatte er keinen Schnurrbart. Koljka zeichnete den Schnurrbart mit Rußtinte hin.

„Ich werd dich erdrosseln, du Spanferkel!“ schrie Onkel Jegor und versetzte Koljka eins mit seiner Krücke. „Dieser Mensch ist für dein Glück, für dein nutzloses Glück ums Leben gekommen, du Engel mit einem B davor! Scher dich weg, damit ich dich in diesem Hause nicht mehr sehe, du Quadratesell!“

Wir liefen zu meiner Oma. Ich bat sie, uns ein bißchen Rübensaft zu geben. Er sei rot und wir könnten damit Luftgefecht malen. Wir hatten kein Papier. Wir malten das Gefeht auf einem Stück Furnierholz und wischten es dann mit Wasser ab.

Koljka war ein Militärfachmann auf dem Gebiet „Feindliche Flugzeuge“. Er zeichnete sie mit einem Griffel, den wir am Sonntag neben dem Klub im Kehricht gefunden hatten. Sowjetische Flugzeuge malte ich. Gewöhnlich mit den Kreidestückchen, die ich aus Mutters Nähkästchen nahm. Und den Rübensaft brauchten wir, damit alle faschistischen Flugzeuge Feuer fingen.

„Kolenjka, du hast dein Hemdchen mit Saft beschmiert“, sagte auf einmal die Großmutter, als sie für eine Weile in unser „Atelier“ kam. „Warte mal. . . Das ist doch Blut? Ihr Schlingel, seid ihr wieder über irgendeinen Zaun geklettert?!“

Sie streifte Koljkas Hemd in die Höhe und faßte sich mit der anderen Hand an die Wange:

„Großer Gott! Der ganze Rücken ist blau! Wer hat dich denn so zugerichtet?“

„Der Zaun. . .“, log Koljka und wurde rot.

Die Großmutter rieb die Hautverletzung mit einem Stückchen Aloe ein. Dann mühte sie sich lange mit dem Hemd ab.

Am nächsten Tag war Onkel Jegor wieder sternhagelvoll und wollte Koljka schlagen. Wir machten uns davon. Wir liefen zum Kartoffelfeld, wo wir einen Schneeunterstand gegraben hatten. Als wir nun darin saßen, sagte Koljka leise:

„Morgen haue ich ab. . .“

„Wohin?“

„Wohin wohl — an die Front. Kommst du mit? Wenn man ganz alleine ist, dann kann einem einfach aus Angst die Lust zum Reisen vergehen. Ich habe gehört, viele kämpfen an der Front als sogenannte Regimentssöhne.“

Ich wollte mitgehen. Doch was würde Mutter sagen?

Sie rackerte sich ab, und ich... Jedoch erklärte ich mich einverstanden. Wir marschierten zur Station los. Aber am Rande des Dorfes begegneten wir dem Imker Pachom.

„Wohin des Weges?“

Koljka und ich warfen uns gegenseitig einen Blick zu und schrien im Duett:

„Tannenzapfen sammeln, Großväterchen Pachom!“

„Wohin wollt ihr denn die Zapfen tun? In eure löcherigen Taschen, wie? Nicht mal für einen Samowar reicht euer Heizstoff.“

Wir tauschten noch einen Blick.

„Wir gehen ein wenig im Wald spazieren. Und was wollen Sie mit ihrem Starkasten machen?“

„Euch schenken!“

„Sie machen sich über uns lustig... Solch ein hübsches Ding...“

„Ich lache euch nicht aus, Kinder! Ihr Kleinen seid ja die einzigen Männer im Dorf. Ich habe mir einen größeren Kasten gebaut, und diesen da...Tja, dachte ich, schenke ich dem ersten besten Jungen, den ich auf dem Weg zum Geschäft sehe. Nehmt das Ding, aber streitet nicht miteinander!“

Wir kamen doch in Streit. Wir begannen uns sogar zu raufen. Daran war nichts Ungewöhnliches. Wir hatten einander schon vielmals geschlagen. Aber da geschah etwas Schwerwiedergutzumachendes. Als es mir gelungen war, Koljka in den Schnee zu werfen und ihm die Hände mit einem Schnürsenkel auf dem Rücken zu binden, zischte er zwischen den Zähnen hindurch:

„Und... deine Mutter... ist eine Deutsche... Faschistin...“

Mir stockte der Atem. Ich ließ Koljka los. Aber jetzt wollte ich Gleiches mit Gleichem vergelten, etwas Ähnliches sagen, etwas Grobes, Beleidigendes, Grausames.

Und ich sagte:

„Wer ist denn deine Mutter? Eine Verräterin... eine Beischläferin...“

So endete unsere Freundschaft. Koljkas neue Familie fuhr plötzlich weg. Wo bist du jetzt, Kolja Lomow? Erinnerst du dich noch an diesen dummen Streit im fernen sibirischen Dörfchen Sarbala an dem kleinen Fließchen Sarbalinka?

Es gab in unserer Siedlung kaum zwei andere Frauen, von denen mehr gute Worte gesagt wurden. Warum mußten wir plötzlich das wiederholen, was böse Zungen faselten? Ja, wir waren eben zwei winzige Moleküle der Welt, in der der Krieg die Menschlichkeit zu vernichten suchte.



Gleb Marin kehrte von den Feldern in sein Arbeitszimmer zurück, wo wir bereits auf ihn warteten. Er rieb mit dem Handrücken die Stirn:

„Alles geht prima! Wie hat euch unsere Milchfarm gefallen? Bitte, keine Loblieder! In der letzten Zeit wird von der Mechanisierung der Farmen so viel gesprochen und geschrieben, daß ein uninformierter Mensch leicht den Eindruck bekommen kann, diese Mechanisierung stehe auf kosmischer Höhe. Wenn dem so wäre! Um unsere Farm ist es nicht schlecht bestellt, also Melkanlage, Selbsttränke und so weiter. Das ist aber noch bei weitem keine komplexe Mechanisierung! Und wir wollen niemandem blauen Dunst vormachen. Die Sache bewegt sich sehr langsam vorwärts. Im Feldbau sind wir vollmechanisiert, das habt ihr gesehen. In der Viehzucht stehen wir irgendwo in der Mitte und kommen nicht voran. Wo sind die Vorrichtungen für die Futterverteilung, für die Entmistung und so weiter? Ich bitte euch, wenn ihr über unsere Wirtschaft berichtet, so darf das Wort komplexe Mechanisierung nicht fallen. Das wäre einfach eine Lüge. Wir sind nicht soweit. Und das ist doch das Schlimmste, was es überhaupt geben kann, wenn wir beim Leser eine falsche Vorstellung von den Erfolgen der Landwirtschaft erwecken, stimmts? Wozu dieses Blenden, Selbstberuhigen, Selbsttäuschen? Die Hauptsache ist, wirtschaften zu lernen. Und das bedeutet: arbeiten und Fehler ausmerzen — ohne Ruh und Rast!“

Das sagte uns ein Mann, deren Name im ganzen Gebiet ein Begriff ist. Er leitete seinen Betrieb klug, fürsorglich und mit großem Schwung. Der Sowchos baute ein zweistöckiges Krankenhaus, ein großes Dienstleistungskombinat und einen modernen Schweinezuchtkomplex.

„Gleb und ich waren und bleiben Träumer!“ mischte sich der eben eingetretene Pawel Gurso ins Gespräch. „Wir versichern euch, daß in fünf Jahren unser Sowchos

äußerlich und vor allem innerlich nicht wiederzuerkennen sein wird.“

Pawel Gurso hielt ein Buch in der Hand. Er legte es nun auf den Tisch:

„Endlich habe ich die berühmten ‚Briefe aus dem Dorf‘ von Alexander Engelhardt aufgetrieben. Sie wurden vor hundert Jahren veröffentlicht. Ein sehr interessantes Buch eines Bodenkundlers, dabei eines Mannes der Praxis. Man sieht sofort, wie dieser russische Gelehrte seine Heimat erde kannte, wie er sie liebte. Er verstand den Bauern. Leider hat die moderne Welt mehr kennende als liebende Menschen. In der Stadt wimmelt es nur so von Kennenden. . . Ich dachte, als ich am Ende des Buches war: Wenn wir in Bälde wirtschaften lernen, Welch mächtigen Sprung vorwärts könnten wir auf diesem fruchtbaren Boden tun!“

„Mit deinem ‚mächtigen Sprung‘ bin ich nicht ganz einverstanden, Pawel“, erwiderte der Sowchodirektor. „Da möchte man immer zufügen: seid vorsichtig! Erinnerst du dich an die Nachkriegsjahre? Damals hatte man über dich in jedem Frühjahr kritische Artikel geschrieben. Kein Zug in der Agrotechnik! Saumseligkeit bei der Saat! Frühjahrsbestellung in Gefahr! Die Leiter im Rayonzentrum brauchten so schnell wie möglich den Bericht über das Ende der Aussaat. Eine glänzende Ernte hattest aber in jenen Jahren nur du — Gurso, der Hauptagronom des Sowchos ‚Maiskij‘, der im Frühling als ‚Nachzügler‘ galt. Die Erträge in ‚Maiskij‘ waren doppelt so hoch wie in anderen Wirtschaften, weil du im Frühling auf alle Telefonanrufe aus dem Rayon antwortetest: ‚Noch ist es zu feucht! Bald werden die Dorfkinder barfuß gehen, dann ist bei uns Saatzeit!‘ War es so, Pawluscha?“

„Ich bin damals der Rayonleitung so ziemlich auf die Nerven gegangen“, lächelte Gurso. „Wollen wir nicht prahlen. Unsere Wirtschaft ist eine der besten im Gebiet, doch bisher sind wir mit uns selbst noch unzufrieden. Also, liebe Zeitungsleute! Schreibt bitte über uns keine Märchen.“



Während des Krieges kam in unser Dorf Sarbala sehr oft der alte immer gutgelaunte Landstreicher Mitroscha. Hunger und Angst herrschten überall, und Mitroscha lachte! Alle Frauen liefen ihm mit Brot und Kartoffeln ent-

gegen, wenn er plötzlich am Dorfrand auftauchte. Dabei grölte er mit seiner rauhen Stimme:

„Nicht weinen, Weiber! Nicht wimmern! Nicht Rotz und Tränen heulen! Hoffnung erhält, wenn Unglück fällt! Es hofft der Mensch, solange er lebt! Dum spero, spiro!“

Von Mitroscha erzählte man, daß er einst Dorflehrer gewesen war, doch hatte ihn jemand verleumdet, den Kindern Auszüge aus dem Evangelium gelesen zu haben. Er mußte die Schule verlassen und arbeitete eine Zeitlang als Verladearbeiter bei der Eisenbahn, ergab sich aber dem Trunk und geriet am Ende in eine Irrenanstalt. Auch jetzt hielt man ihn überall für einen „stillen Wahnsinnigen“.

„Katja, mein liebes Mädchen, ich habe deinen Mann gesehen“, log er unverschämt. „Das war in Omsk. Dort fuhr ein Sanitätszug vorbei. Dein Serjoga wurde am Kopf verwundet. Eine lächerliche Wunde, eine Schramme am Genick hat er abbekommen. Aber ich darf dir das gar nicht erzählen, denn nach dem Hospital kommt er in eine Ausbildungsschule für irgendwelche Geheimtruppen. Zu einem Aufklärer wird er, verstehst du? Und wenn ihn sein Trupenteil dir gegenüber als vermißt meldet. . . , dann weißt du ja besser Bescheid. Warte auf Sergej, er kommt! Kommt Zeit, kommt Rat! Ha-ha-ha! Guter Rat ist Goldes wert, nicht wahr? Hi-hi-hi! Gold ist Gold, und läg's im Dreck, wer gibt mir einen Rubelscheck? Oder Speck? Oder ein Gebäck?“

Die Frauen gaben ihm das Letzte ab, er sollte ihnen nur irgend etwas erzählen. Und er erzählte:

„Kennt ihr den Iwan Jermilow aus Kaltan? Nein? Nicht? Vor drei Jahren hatte seine Frau die Vermißtennachricht erhalten. Und dann stellt es sich heraus, daß er diese drei Jahre in einem Keller gegessen hat. Er wurde einfach verschüttet. Und im Keller war ein Lager mit einer Unmenge von Konservenbüchsen. Drei Jahre aß er davon. Stellt euch das vor! In einer Okkupationszone! Dann kam die Rote Armee. Ein Leutnant erinnerte sich an die Konserven, fand die Stelle, grub den Wanjka raus. Bei Wanjka waren nur noch drei Büchsen geblieben. Er hatte inzwischen so zugenommen, daß ihn in seiner Kompanie niemand erkennen konnte, und die besten Ärzte des Regiments wurden beauftragt, seine Blutgruppe festzustellen. . . Alles stimmte genau. Dasselbe Blut wie im Ausweis! Freilich leidet er jetzt an Sehschwäche, trägt immer eine dunk-

le Schutzbrille, der arme Maulwurf, aber ansonsten ist er gesund und munter. Nach Hause mußte er von einem Blindenführer gebracht werden. Seine Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen: ‚Wanjuscha, wo kommst du her?‘ Und er: ‚Aus der Unterwelt, Manja! Wo sind meine Kinder? Wir werden meine Auferstehung feiern!‘ Und sie: ‚Ich habe nur Kartoffelschalen, weiter nichts...‘ Er sagt: ‚Her mit den Kartoffelschalen! Vom Fleisch hab ich die Nase voll!‘ So war’s!“

Die Frauen seufzten. Ihre trüben Gesichter hatten sich ein bißchen erhellt. Mitroscha drehte sich eine Zigarette, feuchtete mit der Zunge ihren Papierrand an und begann zu rauchen:

„Für die Wahrheit büрге ich nicht, Nastja, aber vom Hörensagen weiß ich ganz genau, daß dein Pantelejmon die hitlerische Sprache an der Universität studiert hat. Und dann stracks in Hitlers Hauptquartier! Wurde dort sofort zum General! Einmal ist Hitler mit seinem Schäferhund bummeln gegangen. Pantelejmon klaute beim Führer vom Tisch eine Karte mit dem ganzen Plan einer Schlacht. Also dem Trauerbrief solltest du keinerlei Aufmerksamkeit schenken.“

„War es nicht die Stalingrader Schlacht?“ fragte Nastja schüchtern.

„Ja, war sie“, sagt Mitroscha und gibt die halbgerauchte Zigarette dem nebenstehenden Jungen: „An deiner gelben Nase erkennt man einen starken Raucher. Ha-ha-ha! Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein! Und Feuer beginnt beim Funken. Hi-hi-hi! Wartet, Weiber, wartet, wartet! Die warten kann, kriegt auch ’nen Mann! Geduld bringt Rosen, bringt Huld! Ha-ha-ha! Lebt wohl, Frauen! Vergeßt nicht, ihr seid Soldatenfrauen!“

Und so ging er jedes Mal seines Weges. Niemand wußte, wo er wohnte, woher er kam und wohin er ging. . .



Was wir im Sowchos „Maiskij“ noch unbedingt sehen wollten, war der Schulgarten. Er empfing uns mit der duftenden Stille seiner Herbstblumen im saftig grünen Meer — Georginen und Samtblumen, Stockrosen und verschiedenste Astern. Vor den Augen flimmerte es kremfarben und

goldbraun, karminrot und violett, indigo und smaragdgrün, silbergrau und schneeweiß.

Natürlich lebte Alex Schwalbe sofort auf:

„Ich mache ein paar Farbfotos! Kinder und Blumen — das ist prima! Und wenn wir Jascha Dick, den Komsomolsekretär, mit ins Bild nehmen? Kaum zu glauben, daß wir in einem Schulgarten sind und daß Kinder solch eine Pracht züchten können!“

„Warum denn nicht?“ meinte Jascha. „Die Kinder haben auch ihren Gemüsegarten. Anfangs war fast die Hälfte der Eltern gegen unseren Plan. Dann ließen sich alle von der Nützlichkeit einer solchen Arbeits-Gemeinschaft überzeugen. Die Kinder sind mit Vergnügen bei der Sache. Für das erarbeitete Geld bekommen sie ein gutes Mittagessen, Spielzeug, Schallplattenspieler, Bücher und so weiter. Das ‚Gasthaus‘ wird am ersten September seine Tür öffnen. Dort können die Kinder wochentags auch für die Nacht bleiben, besonders wenn es frostig ist oder bei Schneestürmen. Im Gasthaus haben sie alles: Möbel, Kamelhaardecken, Stores. Mit einem Wort: Komfort! Und all das ist kein Geschenk, das ist umgewandelte Arbeit. Die Blumen blühen am Ende als Gegenstände. Denn diese Blumen werden ja einfach zum Basar gebracht. . .“

„Jetzt stehen Blumen bei uns sogar in der Farm, in der Roten Ecke natürlich. . .“, erzählt Anna Ebert. „Und die Kinder sagen immer öfter: Ich weiß gar nicht, was ich werden soll, mir gefällt in unserem Dorf einfach alles. Meine Töchter haben eine besondere Vorliebe für die Treibhäuser.“

Die schönsten Blumen warteten auf den Schulbeginn. Es blieb nur noch eine Woche.



Im Jahr 1944 war der Winter besonders streng. Ich lern- te in der ersten Klasse. Während des Unterrichts saßen wir in unseren Wattejacken. Die aus Ruß oder Zwiebschalen selbstgefertigte Tinte fror ein; deshalb trugen wir unsere Tintenfläschchen in der Brusttasche.

Niemand lärmte während der Pausen. Von einem Schöpflöffel Erbsenbrühe wird man nicht lustig. Die meisten Abc-Schützen kamen mit leerem Magen zur Schule. Sie brachten ein Stück gekochte Futterrübe oder Ölfrucht- kuchen mit.

Bis zur Schule hatten wir drei Kilometer zu Fuß zu gehen, dann waren wir erschöpft. Durch die mit dickem Reif bedeckten Fensterscheiben fiel auf unsere langen Tische — Schulbänke gab es nicht — das fahle Licht der späten Morgendämmerung. Hunger und Kälte, die graue Klasse und die traurige Lehrerin — wir hatten keine Lust zu sprechen. Wir wollten schlafen, immer nur schlafen, bis eine glücklichere Kindheit anbrechen würde.

Mein Halbbruder Edik saß neben mir in einem abgeschnittenen, aber dennoch zu langen und weiten Mantel des Großvaters. Auch Mariechen ging in meine Klasse, sie trug um die schwächlichen Schultern den löcherigen Schal, den Mutter mit einer Postsendung geschickt hatte. Es war unmöglich, unter den abgetragenen Kleidern warm zu bleiben. Wir schlummerten, denn dabei wollte man nicht essen. Der Winter war die hungrigste Jahreszeit. Es war still in der Klasse, so still, daß es kaum zu glauben war, daß irgendwo der Krieg tobte. Aber niemand konnte die Invaliden und Krüppel übersehen, die nach Sarbala kamen.

Vor der Briefträgerin Kadyma hatten alle Angst. Kaum daß sie auf der Dorfstraße mit ihrer Briefftasche erschien, den Segeltuchriemen um die Schulter, machten ihr alle den Weg frei oder schielten angstvoll vorbeihastend nach ihr. Kadymas Mann war auch an der Front. Sie hatte drei Kinder. Aber keinem kam es in den Sinn, ein bißchen Mitleid mit der Frau zu haben. Sie brachte in viele Häuser den Tod. Damit war alles gesagt. Sie ging von Dorf zu Dorf, stand lange an der Pforte des Hauses, wohin sie den Brief zustellen mußte und weinte, lange, leise.

Es war im vorigen Jahr, schon Ende März, als sie sich erkältet hatte und gestorben war. Unser Altersgenosse Ramyl wollte mit uns in die Schule gehen. . . Er kam in ein Omsker Kinderheim. Unter Kadymas Kissen fand man noch sechs Trauerbriefe. An jenem Tag weinte das ganze Dorf.

Der neue Briefträger Nikolai war ein einarmiger Kriegsinvalide. Er war immer angetrunken und machte ein finsternes Gesicht. Er befahl allen, Briefkästen an die Pforte zu hängen, sonst würde er keine Briefe bringen; Frauentränen könne er nicht leiden. Die allerschrecklichsten Briefe warf er nun in der Nacht in den Briefkasten. Am Morgen weckte das Dorf ein ohrenreißender Schrei. . .

Aber nein, nicht alles war trüb in unserer Kindheit!

Im Frühling gingen wir und manchmal auch die Erwachsenen auf die Felder, um im feuchten Lehm gefrorene Kartoffeln zu suchen. Diese Kartoffeln drehte man durch den Fleischwolf, gab ein bißchen Mehl dazu und buk eine Art Fladen, die „Breachreizen“ genannt wurden. Sogar mit Bärenhunger hatten wir keine Lust, sie zu essen. Im Spätfrühling gab es weder Kartoffeln noch Mehl. Uns rettete nur noch ein Sack Korn, den es der Oma immer wieder zu sparen gelang, indem sie ihn irgendwo versteckt hielt.

Den Tee trank man mit Salz oder mit einem Stückchen gedämpfte Rübe. Immer mehr Bettler klopfen an unserer Tür. Sie waren für alles dankbar, sogar für ein „Breachreizen“, aber jetzt lebten alle Menschen wie Bettler und konnten niemandem irgendwas schenken.

Aber mit dem Frühling kam auch neue Hoffnung. Schon begann sich die Rinde an den Birken zu schuppen, das geschieht immer nach grimmigen Frösten. Nur die Zirbelkiefern hatten ihre saftiggrüne Farbe bewahrt, denn sie sind echte Sibirier. Wir Kinder waren auch ein wenig gestählt. Erstens hatten wir zwei Winter der Front geholfen. Wir nähten Tabaksbeutel mit der Stickerei „Tapfer in die Schlacht, Soldat der Roten Armee!“ In jeden Beutel gehörte Machorka, ein Kamm und ein kleiner Spiegel.

Zweitens hatten wir es gelernt, im Hause zu wirtschaften. Wie legt man am besten Kartoffeln? Da muß man sparsam vorgehen. In jedes Pflanzloch gehört nur eine Saatkartoffel. Bei Kohl nimmt man am besten den frühreifenden. Zwischen den Beeten sät man Knoblauch, Dill und alles andere. Zwiebeln und Radieschen kommen schon im Mai als erstes Frisches auf den Tisch. Alle Beete waren unter uns Kindern aufgeteilt. Wessen Ernte am reichsten war, bekam ein kariertes Hemd oder ein Flauschkleid. Wir jäteten unsere Felder so sorgfältig, daß uns am Abend die Bäuche und Knie weh taten.

Im Sommer arbeiteten fast alle Kinder im Kolchos, angelten, stellten sogar die Paternosterschnur in größeren Flüssen. Reisig und Ähren, Pilze und Beeren zu sammeln, das war für uns schon Kindergehabe. Wir begannen uns erwachsen zu fühlen.

Und doch waren wir Kinder. Wir wollten spielen und lachen.

Auf dem Rayonbasar traf man oft den Mann mit dem Meerschweinchen, das aus einem kleinen Kästchen Zettelchen mit Schicksalsvorhersagungen zog. Das war sehr interessant und lustig, bloß konnte man nie sein Schicksal erfahren. Wenn man versuchte, den ersten unleserlichen Satz zu entziffern, wurde einem das Zettelchen weggenommen, denn es gab ja viele Menschen auf dem Basar, mehr als Schicksale, und jeder wollte doch unbedingt sein Schicksal erfahren. . .

Ich erinnere mich auch sehr gut an Grinjows altes Koffergrammophon. Borjka Grinjaw, ein dorfbekannter Flegel, nahm von uns Kleinen Geld für jedes Konzert. Mancher Hörer gab ihm ein Päckchen Sacharin, der andere eine Brotkruste, der dritte eine Zwiebel. Er spielte Kriegslieder.

An Deck! Auf die Plätze! Wir grüßen den Tag!
Zum letzten Gefecht, Kameraden!
Die Waffen streckt nie unser stolzer „Warjag“,
hier singen nicht Memmen Balladen!

Dann kam plötzlich das lustige Matrosenlied:

„Ach Äpfelchen,
wo rollst du hin?“

Dann erschallte feierlich:

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hunger zwingt!“

Wir konnten uns gar nicht satt hören — vom blauen Frauentüchlein, das bei dem Liebsten, einem Soldaten, in Erinnerung bleibt, vom Mädchen, das einen Soldaten zur Front begleitet. Natürlich gab es bei Borjka kein einziges deutsches Lied. Woher denn? Alles Deutsche war verhaßt. Oder hatte sich, besser gesagt, verhaßt gemacht?

„Warum sind wir Deutsche?“ fragte ich einmal die Mutter. „Sie haben allen so viel Leid angetan. . .“

„Nicht alle Deutschen sind in der Hitlerarmee!“ sagte sie. „Viele kämpften und kämpften gegen Hitler und fielen in diesem Kampf. Faschismus ist eben Faschismus. Überall, wo er ist, bringt er den Menschen Unglück. Auch Deutschen. Mit der Zeit wirst du das ganz gut verstehen.“

Doch glaube mir, es gibt keine schlechten Nationen. Bloß sind manche unglücklicher als die anderen. . .“

Die Großmutter nahm ihre Bibel vom Tisch und zeigte auf den Einband:

„Dieses Buch ist mehr als hundert Jahre alt. Und unsere deutschen Vorfahren sind vor zweihundert Jahren nach Rußland gekommen. Also was haben wir mit den hitlerischen Fremdlingen zu tun? Wir sind eine sowjetdeutsche Familie.“

„Warum aber ist unser Vater nicht an der Front?“

„Er ist an der Front. An der Arbeitsfront! Ich war auch dort“, erwiderte die Mutter. „Meint ihr, daß es dort leichter ist? Nein, unser ganzes Land führt einen noch nie dagewesenen Kampf, solch eine erbitterte Schlacht, daß man überhaupt nicht verstehen kann, wo die Front und wo das tiefe Hinterland ist. Der einzige Unterschied ist: im Hinterland wird nicht geschossen. . .“

Am Abend sagte Großmutter:

„Kinder, wir haben kein Petroleum mehr. Jetzt werden wir früher zu Bett gehen müssen.“

Im fahlen Licht einer Petroleumfunzel erledigten wir schnell unsere Hausaufgaben. Das Ende des Schuljahrs kam immer näher. Wir Kinder maßen unsere Größe und schnitten acht neue Kerben in den Türpfosten. Die Kerben kletterten immer höher und höher.



„Möwen? Wo kommen die Möwen her? Hier gibt's ja keinen See“, wunderte sich Alex. „Ringsum ist doch die Steppe.“

„Wir haben viel Wasser“, antwortete der Hauptagronom des Sowchos „Maiskij“ Pawel Gurso. „Ich meine Grundwasser.“

„Und auch Sumpfwasser, nicht?“ schmunzelte der Fotograf. „Und ich sehe in der Luft sogenannte Lachmöwen fliegen, die nur klares Wasser für gut befinden. Merkwürdig. Für mich ist das Hiersein dieser Vögel ein Rätsel. . .“

Gurso lächelte:

„Ehrlich gesagt, gibt es bei uns einen See, von dem ihnen aber niemand etwas erzählen würde. . . Dieser See trägt den Namen ‚Tiefes Schweigen‘. Wir haben nicht weit vom Dorf, dort hinter dem Birkenwäldchen, drei Löcher

in die Erde gebohrt. An der Stelle war früher eine Bodensenke, die wir ausgedehnt, vertieft und mit Wasser gefüllt haben. Jetzt müssen unsere Steppenbewohner baden lernen. Am See haben wir bereits einen Park und einen Garten angelegt. In Kürze setzen wir auch kleine Fische aus dem Fischzuchtkombinat am Fluß aus.“

„Darüber müssen wir ausführlich berichten!“ rief ich aus.

„Nur nicht das!“ Pawels Gesicht wurde ernst. „Die Finanzleute werden uns tüchtig den Kopf waschen, wenn sie erfahren, daß wir einen Riesensee haben. Man hat uns doch nur eine winzige Summe für eine kleine Baugrube bewilligt. Es sollte zuerst nicht viel mehr als eine Tränke werden. Aber wir zeigten eben Schwung... Ich flehe euch an, verrätet uns nicht!“

„O nein, darüber darf man sich nicht ausschweigen“, behauptete ich. „Eine Oase in der Steppe! Kein normal denkender Finanzier wird euch für solch eine Initiative bestrafen wollen. Wir werden unbedingt darüber schreiben.“

„Was muß sein, da schick' dich drein!.. Aber wartet noch ein bißchen, bis der See völlig fertig ist. Der ganze Sowchos — alle Traktoristen und Bulldozerfahrer, Kraftfahrer und Baggerfahrer — helfen ein ganzes Jahr beim Ausheben der riesigen Baugrube. Ich sehe schon jetzt, wie im nächsten Frühling unser See aussehen wird. Viele Boote. Menschen spazieren den Strand entlang oder sonnen sich auf den Liegen. Kinder spielen Ball, bauen Sandburgen und drängeln sich am Eisstand. In der Nähe fangen die Sowchosfischer Fische mit dem Netz: Karpfen, Karauschen, Plötzen. Nicht nur Möwen, sondern auch Enten, Schwäne und Störche werden sich bei uns niederlassen.“

Wir fuhren zum See. Wir wollten baden. Über uns kreischten Möwen. Sie flogen ruhig und zielbewußt ihrem neuen Heimatwasser zu.



Schon das dritte Jahr versuchte man im Frühling, den armen Kühen das Pflügen beizubringen. Der Tagesertrag an Milch wurde immer magerer, aber die Felder durften ja nicht brachliegen. Die Kühe konnten und wollten nicht gleich nach dem Melken den Pflug ziehen. Sie schauten ihre Melkerinnen mit solchen begriffsstutzigen Augen an

und muhten dabei so kläglich, daß manche Frauen in hemmungsloses Weinen ausbrachen. Sie gingen hinter dem Pflug und schluchzten:

„Lastotschka, mein Schwälbchen, meine Liebste! Noch ein bisschen Geduld! Bald ist der Sieg da, meine Goldige! Bald kommt alles in Ordnung, bald werden wir uns ausruhen.“

Die Kuh stöhnte laut und gedehnt, als ob sie nur noch eins wollte, nur eine Bitte hätte, auf den Schlachthof geführt zu werden. Die Peitsche half nicht mehr, nur die Zärtlichkeit und die Tränen der Pflüger. Bei allen Kühen waren die Klauen an mehreren Stellen geplatzt, gebrochen, doch die armen Tiere mußten von früh bis spät die Pflüge ziehen, auf und ab im grenzenlosen Feld: Sie pflügten es für die letzte Ernte der Kriegsjahre.

Immer seltener taten die Menschen ihren Schmerz und Kummer laut kund. Es gab immer weniger zu essen, so gut wie keine Seife, Salz und Streichhölzer, aber das Volk hatte sich in die Not eingelebt, denn: „Ohne große Opfer erringt man keinen Sieg. . .“

Alles nahm sich zusammen, alles lebte von der Hoffnung, von dem Glauben an den nahen Frieden.

Immer neue Invaliden kamen von der Front, und sie brachten faschistische Kunststofforden und Aluminiummedaillen:

„Der Schweinehund! Der Unhold! Endlich krepirt er, der verfluchte Führer! Seine Soldaten bekommen schon Ersatz statt echter Auszeichnungen. Das heißt Ende, Weiber, Ende!“

Allmählich begannen die mageren Gesichter der Bauern zu lächeln. Die ganz jungen Melkerinnen wurden Anfang April auf einmal unruhig. Ein Traktorist sollte ins Dorf kommen, ein junger Mann. Zwar fehlen ihm drei Finger und ein Ohrläppchen, so erzählte man, aber alles andere sei heil. Die Mädchen begannen, sich zu putzen und Lieder einzuüben. Bald klang es abends: „Kapitän, Kapitän, immer lächeln! Laß dein Lächeln hoch als Schiffsflagge wehn!“, oder „Wartest auf mich und am Kinderbett schläfst du noch nicht. . .“, aber auch „Leuchtend prangten ringsum Apfelblüten. . .“ Aber am besten sangen die Mädchen doch sibirische Volkslieder. Die Sehnsucht nach Glück sprach aus diesen Liedern.

Bau ein Häuschen mir, Liebster mein,
soll aus den Kernen des Mohnes sein,
Türen und Betten soll es haben,
will des Nachts darin mich laben
mit dir, Liebster, mit dir!

Der Traktorist war mit seinem Traktor plötzlich da. Alle Mädchen liefen ihm entgegen, blieben wie gebannt stehen, sagten im Chor nur ein kurzes „Ach“! Solch einen schönen Burschen hatten sie noch nie im Leben gesehen. Die Kühe brauchten sich an diesem Tag nicht besonders anzustrengen, auf sie achtete niemand. Alle jungen Melkerinnen hatten unwahrscheinlich große Augen, die verträumt und manchmal einfach so in die Welt guckten: „So schön darf doch ein Mann gar nicht sein! Und so jung. Fast noch ein Junge! Und sein Gang — schnell, beschwingt, federnd! Und die Augen — blau, blitzend, keck! Und seine Stimme! Eine weiche zärtliche Stimme wie bei einem Halbwüchsigen. Wo hat die Maschinen- und Traktoren-Station solch einen Prachtkerl aufgegabelt?“

Am Abend saßen alle Mädchen am Feldrain, wo sie ein Lagerfeuer angezündet hatten, und warteten auf den Burschen, der schon sechs Stunden ohne Pause arbeitete. Je dunkler es wurde, desto lauter und eifriger sangen sie. Der Bursche kam erst viel später, als schon alle Stimmen ziemlich heiser klangen.

„Gebt mir mal ein paar gebackene Kartoffeln!“ bat er und setzte sich nahe ans Feuer. „Seid ihr nicht müde zu singen?“

„Wir könnten Tag und Nacht singen!“ schaute ein danebensitzendes Mädchen den Traktoristen an.

„Nach dem Sieg würde ich mitmachen, jedoch nicht jetzt, Mädels. Nicht jetzt. Aber ein Lied würde ich euch gerne vorsingen.“

Der Traktorist zog seine Wattejacke aus, und zum zweiten Mal stießen die jungen Melkerinnen ein kurzes „Ach!“ aus.

Der Traktorist war ja ein Mädchen! Ein ganz junges Ding. Über dem Feld klang nun ihre hohe weiche Stimme:

Wach auf! Steh auf! Der Morgen strahlt
im Feuerbrand.
Dem neuen Tag entgegen geht
jetzt unser Land.

Für einen Zeitungsmann ist ein wortkarger Mensch immer eine harte Nuß. Ich sah noch einmal meine Notizen durch. Sie reichten nicht für einen guten Beitrag über Helene Friesen, die beste Melkerin des Gebiets. Ich mußte sie noch einmal treffen. Ich ging zur Farm.

„Lenachen? Sie steckt schon den zweiten Tag im Abkalbestall“, erklärte mir eine alte Melkerin. „Eine schwierige Zwillingengeburt. So was kommt bei uns einmal im Jahr vor. Anomale Lage... Man wollte schon die Kuh schlachten, aber Lena weinte bitterlich. Sie brachte Solutschka in eine extra Box und wartet jetzt wahrscheinlich auf ihren Vater... Ich zeig Ihnen den Weg.“

Im Abkalbestall war es sauber, trocken und warm. Hinter Trennwänden lagen die Kühe, manche mit ihren Kälbern.

„Alles glatt gegangen!“ lächelte mir Karl Friesen entgegen. „Am besten ist es immer, wenn die Kuh alleine kalbt, aber manchmal muß man ihr helfen. Ein Fuß lag beim ersten Kalb zu weit zurück. Möchten Sie die Neugeborenen sehen?“

In der Box roch es nach Jod. Die Kuh leckte ihren Erstling. Daneben saß auf dem Stroh Helene und rieb mit einem Handtuch das zweite Kalb ab.

„Lena, bring die beiden in den Kälberstall, sie sind zu schwach, um bei dem Muttertier zu bleiben“, sagte Karl Iwanowitsch.

„Schwach? Meinst du?“ erwiderte Lena. „Sie suchen schon nach dem Euter. Laß sie ruhig saugen, Papa!“

„Gut. Aber weißt du was, mein Mädchen, jetzt gehst du nach Hause! Du siehst ganz blaß aus.“

„Nun ist Gott sei Dank alles zu Ende. Ich ruhe mich nur noch ein bißchen aus...“

Ich begleitete Lena nach Hause. Sie war sichtlich müde, lächelte aber fröhlich und erzählte mir leicht erregt, daß sie schon das zweite Mal in diesem Monat Pech habe. Eine andere Kuh, die braune Gerda, hatte Kalbefieber gehabt. Zwei Wochen lag sie mit zurückgewandtem Kopf, fraß nichts, stöhnte. Das Kalb hatte ihr sämtliche Kräfte genommen. Der Vater spritzte ihr immer wieder fehlende Mineralstoffe, Vitamin D. Diese Kuh wollte man auch schlachten, aber Lena ist es gelungen, das zu verhindern.

„Sind es zwei Hochleistungskühe?“ fragte ich.
„Unter dem Durchschnitt“, antwortete Lena ein bißchen traurig. „Aber jetzt nach der Geburt werden sie mehr Milch geben, ich werde schon aufpassen.“

* * *

Die kleine Lila spielt mit ihrer Strohpuppe und singt dabei.

Liebster mein, Liebster mein,
kommst du von dem Kriege heim?
Komm doch von dem Kriege heim,
wenn auch ohne Arm und Bein. . .

Heute schälen wir Kartoffeln für die Kolchosdarre. Dort trocknet man sie und bringt sie an die Front. Unsere ganze Familie sitzt um eine große kupferne Schüssel herum. Spiralförmige Schalen füllen sie allmählich. Die geschälten Kartoffeln liefern wir eimerweise ab. Die Schalen tragen wir zur Farm und bringen dann einen neuen Sack Kartoffeln nach Hause, ein neues Stück Arbeit. Sie wird genau von Jefim, dem Abrechner, kontrolliert. Als Entlohnung erhalten wir ein paar Kilo Kartoffeln, die geschnitzelt und gebraten wie Pralinen schmecken. Ich mochte sie schon vor dem Krieg. Damals wußte ich natürlich nicht, daß ich vier Jahre nur Kartoffeln, Kohl und Brot essen würde. Unsere Großmutter ist erfinderisch. Gestern aßen wir Kartoffeln mit gedämpftem Kohl, heute Plinsen aus Kartoffelstärke. Für morgen verspricht die Großmutter Pasteten aus Kartoffel und Kohl. Beim Essen scherzt die Großmama:

„Spielen wir Gäste und Gastgeber, Kinder! Essen Sie, bitte schön, essen Sie, liebe Gäste! Warum freßt ihr nichts?“

Wir essen alles lachend mit großem Appetit auf.

Kehr doch mit dem Kopf nur heim,
denn am Leben mußst du sein.
Ja, am Leben mußst du sein,
denn die Kinder sind noch klein. . .

„Großmama! Erzähl ein Märchen!“ bittet Ella.

„Ich hab euch schon alle erzählt, die ich weiß.“

„Erzähl dann noch einmal von Hänsel und Gretel!“

„Nein, lieber von Frau Holle!“ bettelt Mariechen.

„Oma! Bitte, von Tischdeckdich!“ entscheidet Edik.

Aber die Großmutter erzählt immer ein anderes Mär-

chen. Sonderbar: sie kennt in der letzten Zeit nur lustige Märchen:

„Ein König hatte eine Tochter. Die war über alle Maßen schön. Aber dabei so stolz und hochmütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem anderen ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest ausrichten und lud dazu aus nah und fern alle heiratslustigen Männer ein. Aber an jedem hatte die Tochter etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick: Das Weinhaß! Der andere zu lang: Lang und schwank hat keinen Gang! Der dritte zu kurz: Kurz und dick hat kein Geschick. . .“

Wir haben eine gute Großmutter! Sie ist gerecht. Niemanden von uns würde sie unbesonnen schelten und strafen, nie hörten wir sie die Stimme erheben. Und wie regsam und geschäftig ist sie immer! Sie arbeitet von früh bis spät ohne Rast und Ruhe. In der Morgendämmerung streicht sie ein Zündholz an, und das Feuer beginnt dann im Ofen zu summen. Im Haus wird es immer wärmer, so daß ich wieder einschlafen will. Draußen ist es kalt. Der Wind heult. Vielleicht braucht man heute gar nicht zur Schule zu gehen? Das geschah manchmal. Wie schön!

Die Großmutter sitzt am Ofen und strickt Handschuhe. Unsere Klasse will ein großes Paket an die Front schicken.

„Großmutter!“ sage ich im Flüsterton. „Ist es wahr, daß die Brennessel an Vitaminen reicher ist als die Johannisbeere? Oder hast du uns etwas vorgemacht?“

„Du weißt ja selber sehr gut, daß ich nie lüge. Schlafe, Dummerchen! Schlaf und träume was Schönes. Es ist noch früh.“

* * *

Ich schlafe. Im Traum höre ich die Stimme der Großmutter:

Trost, trost, trülle!
Der Bauer hat ein Füllen.
Das Füllen will nicht laufen,
der Bauer will's verkaufen.
Verkaufen will's der Bauer.
Das Leben wird ihm sauer.

Dann sehe ich wie in einem Album Gesichter der Nachbarn vor mir. Der Krieg brachte die Menschen einander näher. Alle Zwistigkeiten wurden vergessen. Niemand

suchte Streit mit den Nächsten. Die Menschen gingen zueinander, um einen Brief von der Front vorzulesen, ein paar Kartoffeln den Kindern zu schenken oder einfach einander Mut zuzusprechen. Wenn wir zu Hause keine Streichhölzer hatten, so liefen wir zu unseren Nachbarn, um glühende Kohlen zu holen. Oft klopfte man auch an unserer Tür: „Habt ihr Teer für die Stiefel?“ oder „Wir haben weder Salz noch Sacharin...“ Ich sehe wieder und wieder eine Wiese, sonniges Gras und einen bunten Schmetterling, jemand schreit: „Es frühlingt!“ Und das Echo antwortet: „Sieg! Sieg! Sieg!“ Und wieder höre ich die Stimme der Großmutter:

Ein, zwei, drei,
alt ist nicht neu,
sauer ist nicht süß,
Händ' sind keine Füß'.
Füß' sind keine Händ'.
's Lied hat ein End.'

Und dann plötzlich:

„Bald landet unser Flugzeug auf dem Flughafen Wnukowo...“

„Wach auf!“ sagt mir Alex Schwalbe ins Ohr. „Gleich sind wir in Moskau. Wie kann man im Flugzeug schlafen? Versteh ich nicht. Da muß man ein gesundes Herz und eine ruhige Seele haben, nicht? Leider bin ich aus dem Alter schon längst heraus.“

Das letzte, was ich sehe, bevor ich die Augen öffne: Es schneit in großen Flocken. An der kleinen Eisenbahnstation steht ein Gespann. Das Pferd ist klein und mager. Ein Mann läuft uns entgegen. Das ist unser Vater. Er schreit irgendwas, aber ich verstehe nur einen Satz: „Endlich sind wir alle beisammen.“



Galina Ijulskaia, geb 1947 in Uchta, ASSR der Komi. Kinder- und Jugendjahre verlebte sie in der Deutschen Demokratischen Republik, absolvierte dort ein Germanistikstudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Seit 1974 lebt sie in Moskau und arbeitet in der Redaktion „Neues Leben“.

Galina IJULSKAJA

DER JUNGE AUS DER LEGENDE

(Dokumentarerzählung)

Von den jungen Pfadfindern aus der Ukraine kam ein Brief. Er war kurz:

„Unsere Gegend wurde von der 80. Umaner Gardedivision befreit. In dieser Division kämpfte als Sohn des Regiments ein sowjetdeutscher Junge, Sascha Eichmann. Er sprach fließend deutsch und konnte sehr gut Bajan spielen. Deshalb wurde er mit seinem Musikinstrument, in das ein Funkgerät eingebaut war, als Kundschafter in das feindliche Hinterland geschickt. Er erkundete faschistische Stellungen und übermittelte dem sowjetischen Kommando die Angaben...“

Aus Jalutorowsk, wo Alexander Eichmann angeblich wohnen sollte, teilte man uns auf unsere Anfrage mit, daß Alexander Grigorjewitsch nach Tjumen umgezogen ist. Seine neue Adresse war beigelegt... Einige Wochen später empfing mich auf dem Tjumener Flughafen ein hagerer, grauhaariger Mann — der Held meiner folgenden Ausführungen. In wenigen Tagen erlebte ich einen Abschnitt aus

dem Leben eines mir unbekanntem Menschen. Dieser Lebensabschnitt hieß Kindheit.

GROSSVATER

Der Vater war sehr früh gestorben. Die Mutter, eine stille, ängstliche Frau, stand dem künftigen Leben hilflos gegenüber. Was sollte sie allein mit den vier Kindern anfangen? Sie wußte sich keinen Rat. Da besuchte sie der Schwiegervater.

„Hör mal, Valentina, den Deiwel hier nehm' ich mit zu mir in den Wald. Ist besser, wenn er nicht bei dir bleibt. Bei uns, da hat er wenigstens Auslauf...“

Der „Deiwel“ war der sechsjährige Sascha, der zweitjüngste. Das kerngesunde, doch für sein Alter viel zu kleine Bürschchen strotzte vor Energie und Unternehmungsgeist. Seinen verschmitzten blauen Augen sah man schon von weitem an, wenn es etwas ausheckte. Weder die Schläge der Mutter noch ihre wortreiche Entrüstung konnten ihn zur Ruhe oder Vernunft bringen.

Als der Schwiegervater und der Junge fort waren, verspürte die Mutter eine kleine Erleichterung: eine Sorge weniger. Die beiden Ältesten waren ja schon ganz vernünftig. Sie konnten auf die Jüngste aufpassen.

Das Leben bei den Großeltern im Försterhaus war für Sascha nichts Neues. Er hatte hier schon zu Vaters Lebzeiten ganze Monate verbracht, verstand ihr Kauderwelsch, wie die Mutter — eine gebürtige Russin, die kein einziges Wort Deutsch sprach — die Sprache der Großeltern nannte. Bei ihnen fühlte sich der Junge richtig zu Hause. Er mochte hier alles: das Holzhaus und die malerische sibirische Taiga ringsumher, die beiden Flüsse Boganka und Uwara, die am Försterhaus einander die blauen Arme reichten, und vor allem die Freiheit, die ihn hier umgab. Von früh bis spät konnte er sich am Fluß herumtreiben, angeln oder ein Floß bauen. Er durfte allein in den Wald. Großvater hatte keine Angst, daß der Junge verlorengehen würde. Er selbst schien in seinem Revier nicht nur jeden Baum und jeden Strauch, sondern auch jedes Gräschen zu kennen.

„Bei mir geht nichts verloren“, meinte er und brachte viel Geduld auf, um dem Jungen das Einmaleins der Taiga beizubringen. Bald kannte Sascha sämtliche Spuren im

Wald, konnte das Verhalten der Tiere deuten und sich nach der Sonne und verschiedenen Merkmalen im Wald orientieren. Oft nahm ihn Großvater auf Kontrollgänge mit. Er schickte ihn dann aus einem abgelegenen Waldabschnitt allein nach Hause, und Sascha verirrte sich kein einziges Mal. Dem Großvater, der die Taiga über alles liebte, hatte der Junge es zu danken, daß der Wald ihm vertraut, zu seinem Zuhause wurde.

* * *

Nein, ein gebürtiger Sibirier war Heinrich Heinrichowitsch Eichmann nicht. Er stammte aus dem Gouvernement Saratow. In seinen Jugendjahren hatte er bei einem Großgrundbesitzer als Förster gedient, sollte dessen Wälder vor allem vor dem „Bauernpack“ hüten. Offensichtlich nahm der junge Förster es damit nicht so genau. Eines Tages traf der Herr einen Bauern dabei an, als dieser einen Armvoll Reisig aus dem Wald trug. Vor Angst zitternd gestand der Bauer, daß der Förster es erlaubt hatte. Der wutentbrannte Großgrundbesitzer war nicht gewohnt, etwas auf die lange Bank zu schieben. Er hielt sofort Gericht: Mit der Peitsche schlug er dem Förster ins Gesicht. Als er zum zweiten Schlag ausholte, pfliff ein Halfter, das der Förster in der Hand hatte, durch die Luft und sauste auf den herrschaftlichen Rücken nieder. Die Leute, die dem Ganzen zugesehen hatten, meinten später: So viel Zorn hätten sie dem stets gutmütigen Förstergesicht gar nicht zugetraut.

Verbannung nach Sibirien, auf ewig! — so lautete das Gerichtsurteil.

Dieser Schicksalsschlag konnte aber weder den jungen Förster noch seine Frau vernichten.

„Dann eben Sibirien“, sagte Helene, seine Frau. „Auch dort leben Menschen.“

Der Wald war für Heinrich Eichmann Leidenschaft und Berufung. Und hier hatte er es mit einem richtigen Waldmeer zu tun. Er wurde das Oberhaupt einer großen Familie, einer Familie mit zehn Kindern, die für immer auf der sibirischen Erde sesshaft wurde.

* * *

Als er sechs Jahre alt wurde, bekam Sascha seine erste Jagdflinte vom Großvater geschenkt.

„Heinrich, bist du denn nicht bei Trost!?“ versuchte die Großmutter zu widersprechen.

Der Alte aber befühlte nur mit gütigem Lächeln die dünnen Arme des Jungen und sagte:

„Der hat Kraft“, und es blieb dabei.

Sah die Großmutter den Jungen mit der Flinte, wandte sie verärgert ihr Gesicht ab und seufzte schwer. Eines Abends aber holte sie im Beisein des Großvaters ihren Bajan aus dem Koffer und sagte zu Sascha:

„Ich will dir ebenfalls ein Geschenk machen. Ab heute gehört er dir, und von jetzt an wirst du darauf spielen lernen.“ Dem verblüfften Großvater warf sie einen verschmitzten Blick zu und meinte: „Da guckst du, was?“

Von da an war sie beruhigt. Nun trug auch sie zur Erziehung des Jungen bei.

Sascha hatte ein gutes Gehör. Eine einmal gehörte Melodie konnte er sofort nachspielen. Seine Lehrerin war Oma Helene, die selber mehrere Instrumente meisterhaft beherrschte und Noten lesen konnte. Der Großvater, der diese Beschäftigung der beiden immer ein bißchen bewitzelte, hatte es dennoch gern, wenn abends Musik im einsamen Försterhaus erklang. Auch er war mit dem Jungen zufrieden: Der hatte ein scharfes Auge und eine ruhige Hand, machte bei langen Fußmärschen mit der Flinte nicht schlapp und war bei schwerer Arbeit zuverlässiger Helfer.

Ob die Großeltern ahnten, welches Schicksal das Leben für ihren Enkel bereithielt? Sicherlich nicht. Doch sie hätten ihn — auch wenn sie es geahnt hätten — nicht besser darauf vorbereiten können.

Das Unglück kam in Gestalt einer mit ihrem Geschirr, ohne Schlitten und Kutscher, wild durch das Tor rasenden Stute. ‚Großvater!‘ durchfuhr es den Jungen. Er war doch in aller Frühe mit einer Fuhre Heu in den Wald gefahren, um Futterkrippen aufzufüllen... Kreideweiß rannte die Großmutter vom Hof zum sich gleich dahinter erstreckenden Wald.

„Heinrich“, ihre Stimme versagte fast. „Heinrich...“

Sie schickte den Jungen um Hilfe ins Nachbardorf zu einem Bekannten, der ebenfalls ein Pferd besaß. Als sie eintrafen, war der Großvater schon da. Er lag in der Küche in einer Blutlache, und die Großmutter riß, ihr Leid unter-

drückend, Bettlaken in Stücke, um den Mann, der jetzt ein einzig blutendes Fleischbündel war, zu verbinden.

Am anderen Morgen fuhr Sascha mit dem Nachbar in den Wald. Als erstes fanden sie den Schlitten. Auf der Wiese mit den Futterkrippen bot sich ihnen ein fürchterliches Bild: Blutiger Schnee, Kleiderfetzen, der in Stücke gerissene Hund und der leblose Körper eines riesigen Bären.

Nun wußte Sascha auch, wie sich alles zugetragen hatte. So viel verstand der Zehnjährige schon von den rauhen Gesetzen der Taiga. Und er fand auch die Stelle, wo sich der Braunbär versteckt gehalten hatte. Das war einer der Erfahrenen und Hinterlistigen gewesen, der wußte, hier, an den Futterkrippen würde er nicht leer ausgehen. Nur eins verstand der Junge nicht: Wie war der so schwer verwundete Großvater nach Hause gekommen? Wie hatte er den Dutzende Kilometer weiten Weg bewältigt?

Großvater stand von seinem Krankenlager nicht mehr auf. Obwohl die Großmutter all ihre Kräuter an ihm ausprobierete, ging es ihm von Tag zu Tag schlechter. Eines Tages war es zu Ende. Das war 1940.

DER WEG AN DIE FRONT

Die Nacht war kalt. Sascha steckte wieder mal in seiner Regentonne. Zähneklappernd rutschte und wandte er sich hin und her, um irgendwie warm zu werden. Die Strohunterlage wärmte nicht, auch der dünne, viel zu kurze Mantel schützte den schwächtigen Körper nicht vor dem Novemberfrost.

Er versuchte, nicht an die Kälte zu denken. Die klamm gewordenen Hände steckte er in die Mantelärmel und rollte sich zusammen. Nein, schlafen durfte er nicht. Sonst würde er noch erfrieren. Er wußte, daß die Mutter im Haus ebenfalls nicht schlief. Sie weinte, weinte still ins Kissen, unterdrückte das Schluchzen, um die Tante nicht zu wecken.

Bei der Tante wohnten sie seit September, seit die Mutter von der Front die Nachricht erhalten hatte, daß ihr zweiter Mann, ein stiller und gütiger Mensch, gefallen sei. Seitdem hatte die Mutter wieder den Halt verloren, und die Tante machte mit ihnen, was sie wollte. Schrie, schlug, schimpfte, mal jagte sie sie aus dem Haus, dann

hieß es wieder: „Ihr dürft zurückkommen.“ Und die Mutter ließ sich alles wortlos gefallen, empörte und wehrte sich nicht. Und dabei ging es ihnen und der Tante nur dank der Näherei der Mutter relativ gut in diesem schweren ersten Kriegsjahr.

Nein, Sascha konnte nicht wortlos zusehen, wie die Tante die ganze Familie drangsalierte. Wie sie die kleine Ninka gestern an den Haaren gepackt hatte. Und das nur, weil die Sechsjährige eine Tasse zerschlug. Sollte die Tante doch ihren Abwasch selber machen! Und die Mutter hatte kein Wort gesagt, hatte traurig zugesehen, als die Kleine für nichts und wieder nichts verdroschen wurde. Aber er, Sascha, hatte sich für die Schwester gerächt. Den Einfall, Tantes Fingerhut auf dem Ofen zu erhitzen, als sie während des Nähens kurz einmal aufstand, fand er unwerfend. Wie sie aufsprang und loszerterte. Nein, Sascha konnte mit sich zufrieden sein. Ninka hatte gleich losgeprustet, er aber hatte mit keiner Wimper gezuckt. Natürlich wußte die Tante nur zu gut, wessen Werk das war. War sie doch selbst nicht um Einfälle verlegen, wenn es darum ging, eines der Kinder zu bestrafen.

„Du kommst mir heute nicht mehr ins Haus! Nimm deine Sachen und pack dich!“ Und sie hatte ihn hinausgeworfen.

Sascha spürte seine Füße nicht mehr. Nur raus hier! Im Trab lief er mehrere Runden durch den Hof. Ob die Nacht bald zu Ende sein würde? Er sah zum Himmel hinauf. Winzige Schneeflocken setzten sich auf sein Gesicht. Der Frost wurde stärker. Die Siedlung schlief. Eine Stille ringsumher... Und dabei war Krieg. Irgendwo donnerte es jetzt und knallte. Irgendwo starben Menschen. So wie sein Stiefvater. Irgendwo vollbrachte man Heldentaten, und er kämpfte gegen die eigene Tante. Aber das hatte jetzt ein Ende. Gleich am frühen Morgen würde er losgehen an die Front. Er wird seinen Bajan, den einzigen Freund und das einzige Erinnerungsstück an Oma und Opa, mitnehmen. Mit ihm wird er schon irgendwie durchkommen; er wird für die Soldaten spielen, und sie werden ihm zu essen geben.

An der Haustür klappte der Riegel. Also war es sechs Uhr und für Sascha Zeit, zur Arbeit zu gehen.

„Komm rein, du Satan!“ hörte er die Tante rufen. „Dein Essen hat dir die Mutter eingepackt. Nimm es und

verschwinde. Oder meinst du, die werden auf dich im Speicher warten?“

Sascha zwängte sich an der Tante vorbei ins Haus und tastete sich durch die Dunkelheit in die Küche. Er packte hastig den Bajan, eine Flasche mit Wasser verdünnter Milch, drei kalte Kartoffeln und einen Kanten Brot — seine Tagesration — in den Sack und trat wieder auf den Hof. Hinter seinem Rücken klappte gleich wieder der Riegel.

Die Siedlung lag in wenigen Minuten hinter ihm. Jetzt, da er wußte, wohin er gehen würde, war ihm gleich nicht mehr so kalt. Er schlug die Richtung nach dem Bahnhof ein. Dort, hatte er gehört, wurden Truppen für die Front zusammengestellt. Wieviel Kilometer mochten es bis dahin sein? Vierzig oder fünfzig? Der Junge wußte es nicht genau. Irgendwann würde er schon ankommen.

Die Landstraße war zerfahren, der bis vor kurzem noch kniehohe Schlamm war bereits mit einer Eisschicht bedeckt. Es lief sich leicht. Hoffentlich taute es am Tage nicht. Sascha wußte, daß er sich dann auf seine alten Treter, die hier ein Loch und da ein Loch hatten, nicht würde verlassen können. Eigentlich hatten sie schon lange ausgedient.

Kein Mensch war zu dieser Zeit auf der Straße. Aber Sascha hatte keine Angst. Warum auch? War er doch von seinem Freund, dem Wald, umgeben. Das Rauschen der Bäume liebte er. Da war schon die Boganka. An einigen Stellen trug sie eine dünne Eisdecke. Von ihrem hohen Ufer blickte Sascha noch einmal zurück auf sein Heimatdorf. Über den Schornsteinen stieg bereits Rauch hoch. Schade, daß er sich nicht von der Mutter verabschiedet hatte. Aber gleich, wenn er an der Front war, wollte er ihr schreiben.

Gegen Mittag stand Sascha am Ufer des Tobol. Er war noch nicht zugefroren, also mußte die Fähre in Betrieb sein. Er setzte sich auf die Erde und zog die Sackleine von den schmerzenden Schultern. Er hatte im Sack nur noch einen letzten Schluck Milch, Brot und Kartoffeln waren längst alle. Müdigkeit, unerträgliche Müdigkeit überkam ihn. Doch er zwang sich, die Schuhe, die vom Schneematsch völlig aufgeweicht waren, auszuziehen. Obwohl er die ganze Zeit über gegangen war, spürte er seine Füße nicht mehr. Er rieb sie, bewegte die Zehen, nur langsam

kehrte das Leben in sie zurück. Er wrang die nassen Fußlappen aus und zog die Schuhe wieder an.

„Es ist ja nicht mehr weit“, tröstete er sich. „Die Hälfte hab' ich schon geschafft..“

Am anderen Ufer des Tobol war der Weg noch schlechter. Tiefe Löcher bis an den Rand voll Wasser, dickflüssiger Matsch, der einem fast die Schuhe von den Füßen zog. Sascha achtete nicht mehr darauf. Mühsam setzte er einen Fuß vor den anderen, rote Kreise tanzten vor seinen Augen, er hatte aufgehört zu denken.

„Schlafen“, bohrte es in seinem Kopf, „schlafen.“

Wie im Traum sah er sich plötzlich vor einer Strohmiete, lehnte sich an, sank irgendwohin in die Tiefe. Das letzte, was er spürte, war stechende Kälte, die sich unter seinen Mantelkragen schob. . .

Er wachte in einem Bett auf. Um ihn herrschte weiße Stille. Wo befand er sich? Bald sollte er es wissen: In der Lazarettstube. Soldaten, die von einer Schießübung zurückkehrten, hatten ihn schlafend und halb erfroren in der Strohmiete am Weg gefunden. Auf den Armen hatten sie ihn in die Stadt getragen und ihn dort im Lazarett abgeliefert.

DIMKA

Dimka war sein Freund. Mit ihm konnte man Pferde stehlen. Das begriff Sascha gleich, als er Dimka zum ersten Mal sah. Ihre Freundschaft begann, als Dimka ihm, ohne ein Wort zu verlieren, die Skier lieh, um die Sascha gebeten hatte.

Dimka und Sascha waren Söhne desselben Regiments. Das war aber auch schon alles, was sie gemeinsam hatten. Ihre Interessen waren nicht gerade gleich. Sascha spielte im Regimentsorchester oder steckte bei den Funkern, die immer wieder über sein gutes Gehör und seine am Bajan trainierten flinken Finger staunten. In kurzer Zeit beherrschte er Morsealphabet und Funckerkunst und konnte jedem Neuling etwas vormachen.

Dimkas Traum dagegen waren die Pferde. Was hätte er nicht alles gegeben, um bei ihnen sein zu dürfen. Aber man ließ ihn nicht in ihre Nähe.

Nach einigen Wochen schmiedeten Sascha und Dimka Pläne. Es gefiel ihnen nicht mehr im Regiment. Wodurch unterschied es sich schon von zu Hause? Sie trügen zwar die Uniform und waren stolze Besitzer des Rotarmistenbüchleins, ansonsten aber mußten sie wie alle anderen Kinder täglich die Schulbank drücken. Was war das schon für ein Frontleben?

Durch einen Zufall hatte Dimka erfahren, wann die nächsten Verstärkungen für die Front abgehen sollten. Dieses Mal wollten sie unbedingt dabei sein. Viel Zeit für die Vorbereitungen blieb nicht. Das Wichtigste war die Marschverpflegung bis zur Front.

Und dann kam Dimka eines Tages angehastet:

„Auf der Bahnstation stehen die Waggons bereit, heute nacht geht es los!“

Sascha ging von der Orchesterprobe nicht mehr in sein Quartier zurück. Sein bißchen Zeug, das Platz in dem Sack fand, in dem er den Bajan trug, hatte er bereits bei sich.

Die Jungen lagen auf dem Nebengleis auf der Lauer, als es dunkelte. Soldaten liefen eilig hin und her, reinigten die Waggons und beluden sie. Sascha und Dimka warteten.

„Los!“ kommandierte dann Dimka.

Lautlos huschten sie zum ersten Waggon, den die Soldaten bereits verlassen hatten. In der Nacht setzte sich der Zug in Richtung Westen in Bewegung.

Der Ural lag bereits hinter ihnen, als der Wachhabende, der den Waggon fegte, sie unter fröhlichem Gejohle der Soldaten unter einer Pritsche hervorholte. Der Kommandeur des Transports übergab sie der Miliz.

„Mit dem Konvoi nach Hause schicken!“ hieß seine Anweisung.

„Judino“, las Dimka laut, als sie sich in Begleitung eines älteren Milizionärs auf den Weg zur Kommandantur begaben. „Wo liegt das, Onkelchen? Ist die Front weit von hier?“

„Ihr habt's fast bis Kasan geschafft. Sieben Kilometer fehlen euch“, lachte der Milizionär.

Sascha sah sich um. Der Militärzug war weg. Sie überquerten eine Fußgängerbrücke, unter der ein Zivilzug zur Abfahrt bereitstand. So gleichgültig wie möglich fragte er:

„Was ist denn das für einer?“

„Der Moskauer“, meinte der Milizionär. In diesem Moment ruckten die Wagen an. Sascha sah zu Dimka hinüber, und als hätte der den gleichen Gedanken gehabt, stürzten beide wie wild die Treppe hinunter. Der Zug fuhr bereits, Gesichter von Menschen zogen vorbei. Da sprang Sascha, erreichte Trittbrett und Wagenstange. Von der Tür des nächsten Wagens winkte Dimka zu ihm herüber.

Und wie der Zufall so spielt! Auf einer Station unweit Moskaus entdeckten die Jungen auf einem Nebengleis ihren Militärzug. Schnurstracks führte sie ihr Weg zum Kommandeur. Die Miliz hätte keine Begleitung finden können, erzählten sie, und da habe man sie allein fahren lassen. Aus Versehen seien sie dann in verkehrter Richtung gefahren. Erneut sollten sie zurückgeschickt werden, sobald der Nachschub in der Siedlung Olenino dem Kommando übergeben war und der Zug zurückfuhr.

Doch diesmal waren die beiden klüger. Sie stiegen ab, bevor das Reiseziel erreicht war. In Olenino trafen sie ein, als vom Zug nichts mehr zu sehen war. Als sie sich im Regimentsstab meldeten, meinte der Kommandeur verdutzt: „Gleich zwei Regimentssöhne auf einmal? Was willst du zum Beispiel bei uns anfangen?“ wandte er sich an Sascha. „Ich wurde zum Funker ausgebildet!“ Sascha schlug die Absätze zusammen.

„Na gut“, seufzte der Kommandeur, „dann kommst du eben zur Funkstelle.“

Aber schon nach kurzer Zeit hatte Sascha den Dienst in der Funkstation satt. Ganz nahe hörte man den Kanonendonner. Nur wenige Kilometer entfernt wurde gekämpft, und er saß hier und empfing Meldungen.

„Kommst du mit?“ fragte er Dimka.

Der sah ihn betroffen an. Endlich war er bei den Pferden, war sein Traum in Erfüllung gegangen. Und da sollte er weg?

Sascha verübelte das seinem Freund nicht. Er puffte ihn in die Seite: „Aber sag niemandem, daß ich fort will.“

An diesem Abend verabschiedete sich Sascha von seinem Freund Dimka Tscherkaschin für lange Zeit. Während des Krieges kreuzten sich ihre Wege nicht mehr. Erst als Erwachsene trafen sie sich wieder.

DER ZUFALL HILFT WIEDER

Wieder stapfte Sascha durch den Schneematsch. Da hörte er hinter sich lautes Motorengeknatter. Ein Panzer hielt an, und ein behelmter Kopf schaute durch die Luke.

„Was suchst du denn hier, Junge? Siehst du nicht, daß die Front ganz nahe ist? Los, steig ein!“

Sascha pochte vor Freude das Herz in der Brust: Er saß in einem Panzer!

Es dämmerte, als sie den Standort erreichten. An der Feldküche wurde bereits das Essen ausgeteilt. Sascha sprang ausgelassen vom Panzer, als ein Offizier auf ihn zukam. Es war zu spät, sich hinter dem Rücken der Panzersoldaten zu verstecken.

„Wer bist du?“ fragte ihn der Offizier streng.

„Genosse Kommandeur, wir haben den Jungen auf einem Waldweg direkt an der Frontlinie aufgelesen.“ Der Panzerkommandant stand stramm. „Er ist doch ein Armeeingehöriger, wir dachten...“

„Bringen Sie ihn zum Stab!“ befahl der Offizier.

Im Unterstand des Stabes herrschte Aufregung. Soeben war gemeldet worden, daß der Spähtrupp zwei Gefangene gemacht hatte. Sascha setzte sich, von niemandem bemerkt, still in die Ecke.

„Haben wir denn keinen, der wenigstens ein paar Brocken deutsch spricht?“ schimpfte ein Oberst.

Nach langem Suchen wurde ein Unterleutnant gefunden.

„Sie können Deutsch?“ fragte ihn der Oberst.

„Ich habe es mal in der Schule gelernt!“ antwortete der Unterleutnant.

„Sie werden nun dolmetschen müssen!“

Die Gefangenen wurden hereingeführt. Sascha lief ein Schauer über den Rücken: Faschisten! Große, stämmige Männer mit unrasierten Gesichtern und verschmutzter Uniform traten herein. Der eine von ihnen hatte Blut am Ärmel. Seine Augen funkelten, ob böse oder angstvoll, das wußte Sascha nicht. Die beiden waren ihm unheimlich. Er verstand die ersten Sätze der Vernehmung nicht, so fürchtete er sich vor ihnen. Nach einer Weile jedoch bekam er mit, daß sich der Dolmetscher vergeblich mühte. Er verstand nicht, was die Gefangenen sagten, und die begriffen nicht, was er von ihnen wollte.

„Fragen Sie, wo die Feuerstellen konzentriert sind?“ befahl der Offizier nun schon ungeduldig.

Der Unterleutnant wurde abwechselnd rot und blaß.

„Verdammt noch mal, wie heißt das nur auf deutsch?“ fluchte er vor sich hin.

„Feuerstellen!“ platzte es aus Sascha heraus.

Erstaunt sahen die Anwesenden zu seiner Ecke herüber.

„Komm her!“ befahl ihm der Oberst. Und als der Junge zögernd vortrat:

„Verstehst du alles, was sie sagen?“

„Ja.“

Sascha mußte übersetzen. Die beiden faschistischen Soldaten waren hinter die sowjetische Frontlinie mit dem Auftrag geschleust worden, das Feuer der deutschen Artillerie zu korrigieren. Sie hatten ein Funkgerät mit, das sie im Wald versteckt hatten.

„Woher kannst du so gut Deutsch?“ fragte der Oberst den Jungen, als sie nach dem Verhör gemeinsam Tee tranken.

„Meine Großeltern haben sich immer so unterhalten. Bei ihnen habe ich es gelernt.“

„Wo bist du denn her?“

„Aus Sibirien.“

„Und wie heißt deine Mutter?“

„Valentina. Valentina Belonogowa.“

„Und du heißt Eichmann und bist ein Sibirier“, sagte der Oberst nachdenklich. „Gut, morgen gehts zum Divisionsstab. Da wollen wir weitersehen, was aus dir wird.“

DER ERSTE AUFTRAG

Über Saschas Schicksal entschieden seine Deutschkenntnisse, das meisterhafte Bajanspiel, seine Funkertfertigkeiten und nicht zuletzt auch die sehr komplizierte Situation an diesem Frontabschnitt. Er wurde der Sohn eines Regiments der 298. Schützendivision, die später, nach der Schlacht bei Stalingrad, in 80. Gardedivision umbenannt wurde und nach der Befreiung der Stadt Uman in der Ukraine den Ehrennamen „Die 80. Umaner Gardedivision“ erhielt.

Im April 1942 aber bezog die Division, die der 50. Armee zugeteilt wurde, die Stellungen im Rayon Barjatino

im Gebiet Kaluga. Sie stand vor einer sehr schwierigen Aufgabe. Gemeinsam mit anderen Verbänden der 50. Armee sollte sie den Feind aus einem Wald vertreiben, die Ortschaften Fomino-I und Fomino-II sowie die Höhe besetzen, über die die Warschauer Chaussee führte. Dann sollte der Angriff ausgebaut werden und eine Vereinigung mit den Truppen stattfinden, die sich infolge der Winteroffensive im feindlichen Hinterland befanden.

Die Deutschen wußten sehr gut, daß ihrer Wjasma-Juchnow-Gruppierung die Zufahrtswege ebenso wie die Rückzugswege abgeschnitten sein würden, wenn dieser Durchbruch der sowjetischen Truppen gelingt. Sie konzentrierten an dieser Stelle deshalb starke Verbände und bauten ein weitverzweigtes Netz von Verteidigungsanlagen. Alle Ortschaften, die an der Warschauer Chaussee lagen, wurden auf die Rundumverteidigung ausgerichtet. Die Chaussee entlang türmten sich hohe Schneewälle, die man mit Wasser übergossen hatte. Die Faschisten saßen auf den beherrschenden Höhen, und ihnen stand die Chaussee zur Verfügung. Die sowjetischen Truppen dagegen lagen in den sumpfigen Niederungen, die in diesem April total überschwemmt waren. Bis an die Brust im Wasser mußten die Soldaten die Munitionskisten zur Verteidigungslinie tragen, Fahrzeuge kamen nicht mehr durch.



Bereits zwei Stunden stapfte Sascha allein durch den Wald. Er kam nur mit Mühe voran. Bei jedem Schritt versank er tief im tauenden Schnee. Die Stiefel, die Hose, die Wattejacke, alles war naß. Ein Feuer anzuzünden wäre undenkbar gewesen, befand er sich doch schon jenseits der Frontlinie.

Bis zum Niemandsland hatten ihn die Aufklärer begleitet. Fast die ganze Zeit hatten sie ihn auf den Armen getragen, und als er sich wehrte, nur gesagt:

„Wart's ab, du wirst noch lange genug allein durchs Wasser kriechen müssen.“

Auch seinen Bajan hatte einer von ihnen getragen. Die Schulter schmerzte, über die er den Sack mit dem Instrument geworfen hatte. Zum ersten Mal verfluchte er seinen geliebten Bajan.

Der Wald lichtete sich. Dahinter begann ein Feld. Wenn er richtig gelaufen war, mußte bald Fomino-I auftauchen.

Plötzlich hörte er Stimmen. Er warf sich in den Schnee. Auf der Karte waren die deutschen Stellungen auf dem Feld eingezeichnet gewesen. Sein Stab kannte die Beschaffenheit der deutschen Verteidigungslinie. Dennoch war bisher kein einziger Angriff gelungen. Auf diesem Abschnitt war kein Vorankommen. Woran das lag, sollte Sascha herauskriegen.

* * *

Er hatte sich lange und gründlich vorbereitet. Eigentlich schon seit dem Tage, als der Divisionskommandeur, Oberst Wassiljew, entschieden hatte, daß er in der Division bleiben würde. Damals hatte der Oberst nachdenklich seinem Bajanspiel zugehört.

„Laß ihn mir mal hier“, hatte er Sascha gebeten.

Am anderen Tag wurde Sascha wieder zum Stab gerufen. Neben Oberst Wassiljew saß ein junger Hauptmann.

„Hör mal“, sagte der Oberst, „es tut mir sehr leid, aber es gibt keinen anderen Ausweg. Du kennst die verfluchte Höhe. Seit Wochen kommen wir nicht vorwärts. Wir möchten, daß du zu den Faschisten gehst. Der Hauptmann wird dich auf deine Aufgabe vorbereiten.“

In den darauffolgenden Tagen saß Sascha mit dem Bajan neben einem Plattenspieler und hörte sich deutsche Schlager an. Er erlernte die Melodien schnell und konnte sie schon nach ein paar Übungsriffen auf dem Bajan spielen. Dazu lernte er, während des Spiels zu funkeln. In seinen Bajan hatte man ein Funkgerät eingebaut. Die Funkzeichen mußten sich genau in die Melodie einfügen. Sascha schaffte auch dies, nur ein geübtes Ohr vermochte die Funkzeichen herauszuhören. Aber sein Hauptmann war trotzdem noch nicht zufrieden.

„Du machst noch ein zu sehr angestrenktes Gesicht. Das muß ungezwungener kommen, mit Bravour muß du spielen können. Sie werden auch auf dein Äußeres achten, darauf, wie du dich gibst.“

Und Sascha lernte mit Bravour zu spielen. „Rosamunde...“, spielte er, zwinkerte mit den Augen, bewegte tänzerisch die Schultern und lächelte über das ganze Gesicht.

„Jetzt sieht das schon besser aus“, lobte ihn der Hauptmann.

Tagelang lagen sie im Niemandsland im Schnee und beobachteten die feindliche Verteidigungslinie. Bei je-

der auffälligen Bewegung hätten die Deutschen das Feuer eröffnet. Von der Kälte und Nässe erstarrten ihre Glieder, vom angestregten Hinausstarren in die weiße Landschaft schmerzten die Augen. Schließlich konnten sie genau sagen, wann die deutschen Patrouillen in welchem Abschnitt waren und wo es am günstigsten sein würde hindurchzuschlüpfen.

Immer wieder mußte Sascha seinen extra für die Deutschen ausgedachten Lebenslauf hersagen:

„Ich heiße Heinrich, bin ein Rußlanddeutscher. Die Sowjets haben meinen Eltern das Gut weggenommen. Das hieß Kollektivierung. Sie wurden nach Sibirien verbannt. Meinen Vater brachten die schwere Arbeit und das sibirische Klima um. Mutter hatte für uns vier nicht genügend zu essen, da bin ich von Zuhause abgehauen und ziehe seitdem allein durchs Land. Als die Deutschen kamen, bin ich in Richtung Westen gegangen, um sie zu treffen.“



Es war wieder still geworden. Sascha sah sich um. Auf dem von Schützengräben zerfurchten Feld vor ihm lugten hie und da spärliche Sträucher hervor. Das Dorf war nicht zu sehen. Sascha wählte sich einen Busch als Orientierungspunkt und kroch los. Nur langsam kam er vorwärts, mußte sich hinter Erdhügeln und Schneewehen verstecken. Die Sackleine schnitt schmerzhaft in die Schulter, das Gesicht war naß vor Schweiß. Er spürte seine Hände nicht mehr, und seine Kleidung war froststeif, als er in der Dämmerung die ersten Häuser erblickte. Also hatte er's geschafft! Er kroch zu einem halbzerstörten Haus am Dorfrand und ließ sich völlig erschöpft in ein gähnendes Loch in der Hauswand fallen.

Hier verbrachte Sascha den Rest der Nacht. Auf dem Ofen hatte er irgendwelche Lumpen gefunden, in die er sich einwickelte. Vorsichtig stahl er sich nach ein paar Stunden Ruhe aus der Ruine und schlich, durch Zaunlücken und an Holzschuppen vorbei ins Zentrum des Dorfes, von wo Motorenlärm und Stimmen zu vernehmen waren. Als er bei einigen LKWs eine Soldatengruppe entdeckte, die offenbar gerade frühstücken wollte, trat er aus seinem Versteck hervor. Er setzte sich auf ein Haussims und fing leise an zu spielen. Sofort lenkte die Musik die Aufmerk-

samkeit der Soldaten auf ihn, und bald saß Sascha von Soldaten umringt und spielte ein Lied nach dem anderen.

Die Soldaten grölten die deutschen Schlager und Soldatenlieder mit. Sie klopfen dem Jungen auf die Schulter, steckten ihm Zigaretten zu und amüsierten sich köstlich über seinen Dialekt. Nach und nach wich die Spannung von dem Jungen.

Die Gewißheit, daß die Deutschen ihn und er sie verstanden, machte ihn sicherer. Er hatte sich anfangs gefürchtet, ein Offizier könne dazukommen. Es war ihm ausdrücklich befohlen worden, Offiziere zu meiden. Aber auch diese Befürchtung schwand mehr und mehr. Die Soldaten sehnten die Anwesenheit ihrer Offiziere noch weniger herbei. Und während sich alle vergnügten, stand einer sogar Schmiere.

Da wagte es Sascha, die „Rosamunde“ zu spielen. Während der ersten Oktave mußte sich das Funkgerät einschalten. Und so gab Sascha, während die Soldaten laut- hals mitsangen, mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand eine Extraeinlage: kurz, kurz, lang, kurz... „Bin angekommen. Mitten durch das Fomino-I verläuft die zweite Verteidigungslinie. Auf der Westflanke sechs Kanonen unter Tarnnetzen, eine Haubitzenbatterie...“

Zwei Tage verbrachte Sascha bei den Faschisten, zwischen Fomino-I und Fomino-II hin- und herwandernd. Hauptsächlich hielt er sich in der Nähe der Krafftfahrer auf. Sie nahmen den Jungen gern mit, wenn sie Munition oder Verpflegung holen mußten. Nur spielen sollte er unterwegs. Sascha konnte das nur recht sein. So vermochte er viel mehr von den feindlichen Stellungen und Befestigungen auszumachen. Und er konnte von den verschiedensten Orten seine Meldungen senden, was das Anpeilen seines Funkgeräts so gut wie unmöglich machte.

Am dritten Tag verschwand der in Lumpen gekleidete rußlanddeutsche Junge genauso plötzlich aus Fomino-I wie er gekommen war.

DIE TAPFERKEITSMEDAILLE

Wege des Krieges, Monate, Jahre, ihr wurdet durchlitten von jedem einzelnen und vom ganzen Sowjetvolk. Wie unsagbar schwer wart ihr für den sowjetdeutschen Jungen Sascha Eichmann! Den Jungen, der in einem

Krähwinkel des fernen Sibirien sein Zuhause hatte, verschlugt ihr an die Wolga, an die Stalingrader Front, dann in den Süden unseres riesigen Landes nach Kotluban und Uman. Auch der Kursker Bogen blieb ihm nicht erspart, auch nicht die Kämpfe bei Leningrad. Über ganz Polen bis nach Berlin führten Sascha die Geschehnisse des Krieges.

Tage und Wochen allein, von Feinden umgeben, verfolgt von der ständigen Angst, bei einer Razzia erwischt zu werden, gegen die belauernde Gefahr, gegen Kälte und den quälenden Hunger ankämpfend, war er — ein einziges Nervenbündel — überhaupt noch ein Kind? Und wieviel bleibt da übrig vom Kind, wenn man mit eigenen Augen sehen muß, wie unschuldige Menschen bestialisch gequält und gemordet werden, wenn man täglich den Verlust von Freunden und Kampfgenossen zu beklagen hat?

Gleich im ersten Kriegsjahr hatte Sascha das Schlafen verlernt. Wie schwer ihm ein Auftrag auch gefallen war, er konnte nach seiner Erledigung nicht schlafen. Er schaffte es nicht, abzuschalten und nicht mehr daran zu denken. Die Gewohnheit, auf das geringste Geräusch hin aufzuspringen, ließ es nicht zu, daß ihn der Schlaf übermannte.

Im Winter 1944, genauer, am 23. Februar, dem Festtag der Sowjetarmee, wurde Sascha feierlich vereidigt. Damals war er 13.

Die sowjetischen Truppen griffen an allen Fronten an. Im sumpfigen Gebiet bei Wyborg standen sie finnischen Einheiten gegenüber. Auf beiden Seiten kämpften schwere Geschütze. Fast ununterbrochen piffen Splitter durch die Luft.

Sascha verfluchte die Gegend, die unendlichen, glucksenden und nach Moder stinkenden Sümpfe. Er hatte schon mehrmals die Verteidigungslinie überquert, Artilleriestellungen erkundet. Doch wie sollten die schweren Geschütze diese verdammte Brühe passieren? Und so mußte er immer aufs neue los, einen trockenen und festen Weg auszumachen, auf dem ein Vorwärtskommen möglich war.

Bis auf die Knochen durchnäßt und abgekämpft, kehrte er von seinem letzten Streifzug zurück.

„Hinlegen und richtig ausschlafen!“ lautete der Befehl. Sascha kauerte sich in eine Ecke des Unterstandes und zog sich den Mantel über den Kopf.

Schon im Halbschlaf hörte er vor dem Unterstand ein Gespräch zwischen den Soldaten.

„Der Kleine dort drin, der kann Bajan spielen, sag ich euch“, meinte einer.

„Wo kommt er denn her?“ fragte ein anderer.

„Ich glaube, er hat die Front überquert“, ließ sich die erste Stimme vernehmen.

„Ob wir ihn wach machen? Leute, hab ich schon lange keine Musik gehört!“ Sascha vernahm sogar, wie der Mann, der das sagte, laut seufzte.

„Jungs, ich wecke ihn“, sagte die erste Stimme. „Vielleicht bin ich morgen schon tot...“ Dann spürte Sascha, wie ihn jemand leicht an der Schulter tippte. Er schlug die Augen auf.

„Hör mal, würdest du vielleicht für uns spielen?“ Die Augen des Soldaten sahen Sascha bittend an. „Ich schenke dir eine Pistole dafür, eine belgische. Niemand hat bei uns so eine.“

„Na gut“, Sascha stand auf, nahm den Bajan und ging zu den Soldaten. Als er zu spielen anfang, umringten die Soldaten ihn, rückten näher, neue kamen hinzu. Der Junge spielte und sah, wie sich die Augen der Männer mit Tränen füllten. Mit heiseren, brüchigen Stimmen versuchten sie mitzusingen. Sascha sah in die abgehärmten vertrauten Gesichter. Viel zu selten hatte er die Gelegenheit, für sie, seine Brüder, zu spielen. Wie oft hingegen spielte er für Faschisten, für die verhaßten Feinde. Wer von denen, die ihm jetzt zuhörten, würde morgen noch am Leben sein? Auch Onkel Wassja, den Koch, gab es nicht mehr. Erst gestern hatte er Sascha grüßend herangewinkt: „Komm Mittag essen, Junge!“ Sascha war nur noch schnell in den Kommandeursunterstand gegangen, um das Paket vom Divisionsstab zu übergeben. Als er wiederkam, gab es weder Onkel Wassja noch seine Feldküche mehr. Nur ein riesiges Loch gähnte an der Stelle. . . Die Erde wurde von einer heftigen Artilleriesalve erschüttert. Die Soldaten liefen zu ihren Stellungen. Ein Untersergeant schimpfte. Ein Splitter hatte den Leitungsdraht zerrissen. Die Verbindung zum Gefechtsstand war unterbrochen.

„Ich kann an dem Draht entlanggehen und nachsehen.“

„Los, Junge. Aber schnell!“ ging der Untersergeant auf seinen Vorschlag ein.

Mit der einen Hand tastete Sascha den Draht ab, mit der anderen schob er die Zweige im Wald zur Seite. Er durchquerte eine Senke und stand vor dem Fluß. Es war

heiß, die Juni-Sonne sengte. Sascha lief das steile Flußufer hinunter und kniete sich hin, einen großen Schluck zu nehmen. Da spürte er es im Nacken, er war nicht allein am Wasser. Blitzschnell war er im Gestrüpp, und in dem Moment entdeckte er auch den Feind, der am Flußufer entlangschlich und das gegenüberliegende Ufer beobachtete, an dem die sowjetischen Granatwerferbatterien lagen.

„Hände hoch! Hinsetzen!“ Sascha sprang aus seinem Versteck. Er richtete die Pistole auf das Gesicht des Feindes. Im Bruchteil der Sekunde hatte er sein Messer zur Hand, schnitt den Riemen durch, an dem die Maschinenpistole des Faschisten hing, und befahl ihm, vorwärts zu gehen.

In diesem Augenblick stieß der Nachrichtensoldat zu ihnen, der vom sowjetischen Gefechtsstand aus der entgegengesetzten Richtung geschickt worden war. Gemeinsam brachten sie den Faschisten zur Batterie. Die Durchsuchung förderte bei ihm eine Karte zutage, in die sowjetische Stellungen eingezeichnet waren.

Für sein mutiges und schnelles Handeln wurde Sascha Eichmann mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Der Auszeichnungsbefehl erging am 1. Juli 1944 an der Leningrader Front im 1261. Schützenregiment der 381. Schützendivision.

DU SOLLST LEBEN, SASCHKA!

„Junge, sei vorsichtig! Versprich mir, daß du aufpaßt! Denk daran, du bist für mich nicht irgendwer, du bist mein Sohn!“ Der große, breitschultrige Mann drückte Sascha an seine Brust, seufzte schwer und stieß ihn dann leicht zum Ausgang. „Nun geh schon.“

Der Kommandeur der 34. mechanisierten Brigade der 2. Panzerarmee, Oberst Nikolai Ochmann, hing an dem Jungen. Von dem Tag, an dem Sascha seiner Einheit zugeteilt worden war, hatte er ihm den Vater ersetzt. Krieg ist Krieg, doch Kind bleibt Kind. Es muß Liebe und Fürsorge spüren, es muß lernen, muß erzogen werden. Ein Junge ist kein Soldat. Das war Ochmanns Standpunkt. Und dieser Junge hier bedeutete ihm sehr viel. Nikolai Petrowitsch hatte keinen Sohn. Nur eine Tochter, und sie war jetzt weit weg von ihm, weit weg vom Krieg. Dieses Bürschlein aber hatte schon seit Jahren die Last des Krie-

ges mitgeschleppt. Er, der alte Soldat, wußte, was das bedeutete. Für den Oberst stand fest: Sollte Sascha nach dem Krieg seine Angehörigen nicht finden, er würde ihn zu sich nehmen. Jedesmal, wenn er Sascha mit einem Auftrag losschicken mußte, litt er. Und war der Junge fort, fand er keine Ruhe.

Sascha lag in seinem Unterschlupf und zitterte vor Kälte. Wie lange lag er schon so? Seine Einschleusung nach Krakau hatten Nikolai Petrowitsch und er gründlich vorbereitet. Sie hatten die feindliche Linie eingehend studiert, jeden Punkt, jeden Strich im Gelände hatten sie mit dem Feldstecher abgetastet. Ochmann grämte sich, daß es so kalt war. Die Lumpen, in die der Junge gesteckt wurde, wärmten kaum. Aber was sollte man tun? Warmes, gutes Zeug würde das Unternehmen und auch das Leben von Sascha gefährden.

„Wenn's zu kalt wird, mach dir wenigstens ein paar warme Gedanken“, hatte er scherzend gesagt, als er sich von Sascha verabschiedete.

Und Sascha tat das jetzt in seinem Versteck. Er dachte an seinen „Batja“.

„Daß du mir heil zurückkommst!“ drohte Ochmann mit dem Finger.

„Wird schon schiefgehen, Batja, ist ja nicht das erste Mal“, grinste der Junge zurück.

Diesmal war sein Auftrag besonders schwer. Nicht nur wegen der Kälte. Die Weichsel lag unter Eis. Die Faschisten verschanzten sich an ihrem Ufer, nachdem sie die Brücke über dem Fluß gesprengt hatten. Und doch war das die einzige Stelle, von wo aus der Angriff gelingen konnte. Das Gebirge, von dem die Stadt umgeben war, diktierte seine Bedingungen. Die deutschen Truppen fühlten sich in seinem Schutz ziemlich sicher.

Ob das Weichseleis die Panzer tragen würde?

Sascha wartete in den Trümmern eines zerstörten Hauses auf einen geeigneten Augenblick, um sich dem Fluß nähern zu können. Wenn er jetzt einfach drauflosginge, würden sie ihn glattweg abknallen, ballerten sie doch schon bei geringstem Verdacht los. Überall hatten sie Warnschilder aufgestellt, auf denen das Betreten des Ufers verboten wurde. Er würde wohl ein Schneegestöber abwarten müssen, um unbemerkt zum Fluß zu kommen.

Ein deutscher Feldküchentransporter näherte sich den Stellungen. Da kam Sascha plötzlich die erleuchtende Idee. Am besten wäre es, sofort, also während die Soldaten frühstückten, zum Fluß zu gehen. Aus seinem Schultertarsack holte er eine alte Konservendose, hielt sie in der ausgestreckten Hand und ging so auf die Soldaten zu.

„Ich hab Hunger! Gebt mir was zu essen!“ sagte er laut und blieb wenige Schritte vor ihnen stehen.

„Hoho“, grölten Soldaten. „Was ist denn das für eine Vogelscheuche? Wo kommt denn der her? Mensch, der kann ja Deutsch!“

Sascha wartete geduldig, daß sie ihm etwas in seine Dose füllten. Dabei sah er sich aufmerksam um. Gott sei Dank, es war kein Offizier in der Nähe! Bald plapperte er schon munter drauflos, gab „seinen Lebenslauf“ zum besten.

„Was hast du denn da in deinem Sack?“ fragte einer, und Sascha holte seinen Bajan hervor. Bis alle mit dem Essen fertig waren, hatte er das ganze Repertoire 'rauf und 'runter gespielt. Dann erbot sich Sascha, die Eßgeschirre der Soldaten abzuwaschen. Flink sammelte er sie ein, und bald sah man ihn neben einem Soldaten zum Fluß traben. Der Soldat schlug ein Loch ins Eis, und Sascha wusch die Schüsseln ab. Als sein Begleiter einmal wegschaute, tauchte er den ganzen Arm in das Eisloch. Und tastete die Eisdecke ab. Sein Jackenärmel wurde fast bis obenhin naß. So dick war also das Eis. Geschafft! Er atmete erleichtert auf. Jetzt mußte er so schnell wie möglich weg von hier. Wußte er doch, daß die sowjetischen Einheiten jeden Augenblick die feindlichen Stellungen beschießen würden. Eine wahre Hexenküche würde da anbrechen. Er mußte aber vorher noch seine Angaben senden. „Batja“ wartete auf sie.

Mit der Zeit hatte es dann aber doch nicht geklappt. Sascha war noch in der Nähe der Stellungen, als sowjetische Flugzeuge schon ihre ersten Bomben abwarfen.

Fest hatte er den Bajan an sich gepreßt, war auf eine Ruine zugerannt. Da traf ihn ein harter Schlag am Hinterkopf. Sascha war getaumelt, zu Boden gestürzt. Die Erde hatte sich unter ihm gedreht. Mit letzter Kraft kroch er auf die Trümmer zu. Und obwohl das Bewußtsein schwand, schaffte er es irgendwie. Als er nach seinem Ba-

jan tastete, sah er seine blutüberströmten Hände. Es hatte ihn also auch an den Händen erwischt!

„Macht nichts, ist ja nicht das erste Mal, Batja“, flüsterte er vor sich hin, drückte mit dem Finger, den er noch bewegen konnte, auf die Knöpfe und funkte: „Panzer kommen am Stadtstrand durch. Bin verwundet“. Dann verlor er das Bewußtsein.

Wie im Traum sah er zwei große blaue Augen, blonde Locken. Blasser Lippen bewegten sich. Aber er verstand kein Wort. Er spürte, daß man ihn irgendwohin zerrte, dann war wieder alles dunkel, war wieder Nacht. Die Worte Ochmanns „Du sollst leben, Saschka!“ schossen ihm durch den Kopf. Ach Batja, es ist ja so schwer, zu überleben!

FRONTBEGEGNUNGEN

„Unwahrscheinlich!“ wird mancher Leser sagen. Und doch...

1978 wurde Alexander Grigorjewitsch Eichmann vom Komitee der polnischen Kriegsveteranen nach Krakau eingeladen. Dort begegnete er dem blonden Mädchen, das ihm das Leben gerettet hatte, zum zweiten Mal. Veronika Kostezkaja, inzwischen eine bejahrte Frau, war in Krakau Verbindungsmann der polnischen Partisanen gewesen. Veronika wußte nicht, wer der schwerverwundete Junge war, den sie in den Trümmern fand. Sie verband seine Wunden und verbarg ihn in einem Haus außerhalb der Stadt.

Auch mit dem Offizier des polnischen Heeres Jan Niec brachten die Kampfhandlungen bei Krakau Sascha zusammen. Ihre Begegnung war nur kurz, doch sie behielten einander für immer im Gedächtnis. Die Einwohner von Krakau ehrten voller Dankbarkeit diejenigen, die ihnen bei der Befreiung ihrer Stadt halfen. Die Arbeiter des Glaswerkes überreichten dem ehemaligen Sowjetsoldaten ein Diplom, das ihn als Ehrenmitglied der Belegschaft des Glaswerkes ausweist.

„Im Auftrage des sowjetischen Kommandos arbeitete der mutige Kundschafter in der Stadt Krakau. Durch seine Tapferkeit und die von ihm gesammelten Angaben über den Feind konnten die deutschen Truppen blitzartig umzingelt und die Sprengung der Stadt verhindert werden“, heißt es in dem Diplom.

In Krakau war der Krieg für Sascha Eichmann nicht zu Ende. Nach seinem Aufenthalt im Lazarett kehrte er in die 34. mechanisierte Brigade zurück. Die sowjetischen Truppen jagten die Faschisten durch ganz Polen und passierten die Oder. Saschas Einsätze im feindlichen Hinterland wurden selten, den Faschisten war nicht mehr nach Liedern zumute. Batja erlaubte nicht, daß der Junge an Kampfhandlungen teilnahm. Doch Sascha war schwerlich davon abzuhalten. Er lächelte mit seinem breiten Mund über das ganze Gesicht, tat als sei er mit dem Befehl einverstanden und machte dann doch, was er wollte. Manchmal hätte ihm Ochmann für diese Eigenwilligkeit den Kopf abreißen mögen! Als Sascha im April 1945 in den Komsomol aufgenommen wurde, bürgte Ochmann, inzwischen General geworden, für ihn.

„Aber laß mir ja die Mätzchen!“ drohte er dem Jungen. Doch der konnte die „Mätzchen“ später wie früher nicht lassen, tauchte plötzlich und unerwartet dort auf, wo es am heißesten zuging, stürzte sich mit einer fast unvorstellbaren Verwegenheit ins Gefecht. Als man Ochmann einmal meldete, Sascha habe sich fortgemacht, um einen auf einer Straßenkreuzung liegenden schwerverwundeten sowjetischen Offizier zu bergen, brach der General in Geschimpfe aus:

„Dem werd ich's zeigen! Ein Satan ist das!“

Aber Sascha war trotz wilder Schießerei wohlbehalten bei dem Verwundeten angekommen, trug ihn direkt vor der Nase der Faschisten fort und brachte ihn in Sicherheit. Ochmann wetterte lange und ausgiebig, als Sascha danach vor ihm stand, zischte:

„Daß du mir ja nicht wieder unter die Augen kommst!“

Dann trug er Saschas Namen in die Auszeichnungsliste ein. So kam Sascha zur Medaille „Für Verdienste an der Front“.

Seine Mutter erhielt in den Kriegsjahren fünfmal die Benachrichtigung, ihr Sohn sei gefallen. Aber Sascha lebte. Viermal war er verwundet und rappelte sich doch immer wieder hoch. Ochmann sah aber, welche schlimmer Spuren der Krieg an dem Jungen hinterließ. Er hatte Kraft und Ausdauer, war sportlich, doch er wuchs nicht. Und

dann seine Nerven. . . Immer war der kleine Kerl gereizt, erregt. Würde sich das je geben?

Nikolai Petrowitsch Ochmann beschloß, den Jungen zu sich zu nehmen. Doch als Sascha demobilisiert wurde, fuhr er in sein geliebtes Sibirien. Er konnte sich ein Leben ohne die Taiga, ohne die einzigartige sibirische Luft nicht vorstellen. Wolgasteppe, wo Batja zu Hause war, hielten dem Vergleich mit Sibirien einfach nicht stand.

Bis auf den heutigen Tag ist Alexander Grigorjewitsch Eichmann ein begeisterter Jäger. Er reist gern und viel, doch wenn die Jagdsaison beginnt, kriegen ihn keine zehn Pferde aus seinem Tjumen. Noch nie in seinem Leben hat er sich in einem Wald verirrt. Er kann, obwohl er nicht mehr der jüngste ist, Dutzende Kilometer zu Fuß zurücklegen, ohne zu ermüden. Und er ist immer noch ein großartiger Schütze. Von Beruf Ingenieur und seit vielen Jahren ein Städter, kann er über jedes Taigatier Bände erzählen. Tatendrang und Unternehmungslust leben in Alexander Grigorjewitsch bis auf den heutigen Tag fort. An seiner Brust hängen die Medaillen „Für die Verteidigung Leningrads“, „Für die Befreiung Warschaws“, „Für die Einnahme Berlins“, „Für den Sieg über Deutschland“ und das Abzeichen „Veteran der Stalingrader Schlacht“. Seine Kindheit ist wie eine Legende. Und doch möchte man sie keinem Menschen wünschen.

ZUM 60. GRÜNDUNGSTAG DER UdSSR



Alexander Brettmann, geb. 1918 in einer Handwerkerfamilie im Dorf Moor an der Wolga. Studierte an der Pädagogischen Hochschule Engels. Begann 1939 seinen Dienst in der Roten Armee, kämpfte 1941 an der Front, wurde verwundet. Nach der Genesung Arbeit im Hüttenwerk Tscheljabinsk und seit 1946 in der Mittelschule in Rusajewka: unterrichtete Mathematik und Physik, war Leiter des Lehrteils und Direktor. Seine Gedichte erscheinen in der Zeitung „Neues Leben“ seit 1961.

Alexander BRETTMANN

IM DICHTERCHOR DER HEIMAT

Vielsprachig ist der Dichterchor der Heimat,
mehrstimmig seine große Symphonie.
Bescheiden, aber frei und gleichtaktmäßig
klingt drin die sowjetdeutsche Poesie.

Welch großes Glück, in Versen zu besingen
das Land, das Zeit und Weltenall besiegt,
und das für Völkerglück und für den Frieden,
so viele hehre Leistungen vollbringt!

Wie das Gebräus des Winds, der Fluren Brandung,
des Laubs Geflüster und der Vögel Sang
beschert die Poesie uns Menschen Freude,
haucht in die Herzen Mut und Tatendrang.

Den Lauf der Zeit, den Lärm der Hüttenwerke,
der allgewaltigen Morgenröte Licht,
die Unverbrüchlichkeit der Völkerfreundschaft,
das alles rühmt, beflügelt das Gedicht.

Und tönt jetzt unsre Dichtung immer lauter,
hab', liebe Heimat, Dank dafür, hab' Dank!
Dir gilt der kühne Flug unsrer Gedanken
und auch der Dichterherzen Sang und Klang.

Vielsprachig ist der Sängerchor der Heimat,
mehrstimmig seine große Symphonie.
Es tönt darin mit allen andren Stimmen
auch unsre sowjetdeutsche Melodie.



Herbert Henke, geb. 1913 in Wolhynien (Ukraine) als Sohn eines Bauern. Nach dem Studium an der Pädagogischen Hochschule in Engels Mitarbeiter der literarischen Zeitschrift „Der Kämpfer“. 1941 Evakuierung und Arbeit im Gebiet Kemerowo als Lehrer. Seit 1939 Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR. Seine Gedichte und Erzählungen wurden in dem „Kämpfer“ gedruckt, und seit 1959 erscheinen sie in den Zeitungen „Neues Leben“, „Rote Fahne“ und „Freundschaft.“ Lebt in Alma-Ata.

Herbert HENKE

HEIMAT

Ich liebe dich, wenn Fröste sengen,
die Felder rings im Schnee versinken,
und am Gezweig mit Reifbehängen
in allen Farben
Sternchen blinken.

Ich liebe deine Sommerzeiten,
wenn über Ebenen und Lehnen
der Juli seinen Teppich breitet,
und Wolken ziehn
wie weiße Schwäne.

Gebirge, Niederungen, Triften —
Hast alles, um den Blick zu fesseln.
Wildbäche schäumen zwischen Klüften.
Und wer kann deine Steppen messen?

Hier recken Tannen sich und Föhren
zum blauen Zelt empor wie Masten,

dort wogt im Wind
ein Meer von Ähren,
und Gärten beugen sich vor Lasten.

O Heimatland,
schiefer ohne Grenzen,
vom Eismeer, wo die Wogen brüllen,
bis dort, wo reife Trauben glänzen,
mit herbem Saft die Becher füllend!

Jahrzehnte drücken meinen Rücken —
In dir pocht Jugendkraft verwegen.
Dem Bund der Bruderrepubliken
ist nie ein Ziel
zu hoch gelegen!

Ich schöpfe Mut in deiner Stärke,
dein Vorbild läßt mich nie verzagen.
Ich sehe staunend deine Werke
mit jedem Jahre höher ragen!

Die Kriegsbrandstifter drohn verlogen
und spinnen ränkevoll Intrigen.
Dein Schiff teilt
unbeirrt die Wogen,
wird niemals von der Richtung biegen.



Rudolf Jacquemien, geb. 1908 in einer Handwerkerfamilie in Köln am Rhein. Erlernte das Schlosserhandwerk, fuhr als Heizer zur See. 1932 Übersiedlung in die Sowjetunion. War Instrukteur des Internationalen Seemannsklubs in Archangelsk und Leningrad, Übersetzer und Rundfunksprecher, Schlosser. Journalist („Rote Zeitung“, „Freundschaft“). Seit 1963 Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR. Seine Gedichte und Erzählungen wurden deutsch und russisch veröffentlicht. Lebt in Kaliningrad.

Rudolf JACQUEMIEN

NORDBALLADE

„Ho, ihr Jäger,
wollt ihr hören,
was uns Tamgam heute singt?
Müd und träge ist der Alte,
heiser seine Stimme klingt,
doch sein Denken ist noch rege
und sein Geist noch frisch und klar.
Soll er schenken uns die Weisheit,
die zu Schnee gefärbt sein Haar.
Fünfzig Jahre führten sicher
seine Hände die Harpune,
fünfzig Jahre seine Kugel
sicher ihre Beute fand.
Laßt die Frauen
Tee uns brauen,

raucht die Pfeifen, Jäger, an,
Tamgam nur beim Rauch des Tabaks
gut und viel erzählen kann.“

Draußen tobt ein Schneesturm heute,
pfeift und heult wie toll der Wind,
rüttelt an den Rentierhäuten,
die zum Zelt genäht hier sind,
treibt den Schnee in schweren Massen
auf das Eismeer weit hinaus,
löscht ergrimmt den silberblassen
Vollmond hoch am Himmel aus,
löscht des Nordlichts kaltes Glühen
und der Sterne Wunderpracht —
nur des Feuers Funken sprühen,
wenn ein Windstoß hoch sie jagt.

Und die Jäger rücken dichter
um des Feuers rote Flammen,
die verwitterten Gesichter
schließen sich zum Kreis zusammen.

Leicht den Oberkörper wiegend,
murmelt Tamgam erst nur leise,
dann, die Müdigkeit besiegend,
fragt er laut nach alter Weise:

„Sind die Hunde gut gefüttert, Aije?“

„Fett und satt sind sie, o Tamgam.“

„Sind die Kufen nicht zersplittert, Nelgin?“

„Gut in Ordnung sind die Schlitten,

Tamgam.“

„Sind die Boote nicht zerschellt, Wahaltin?“

„Nein, sie kehrten heil zurück, o Tamgam.“

„Sind die Fallen gut gestellt, Multake?“

„Sicher halten sie die Füchse, Tamgam.“

„Ist der Sommer schon vergangen, Thyngreen?“

„Draußen ist es Winter, Tamgam.“

„Brauch ich um das Fleisch nicht bangen,
Kiltem?“

„Nein, es reicht für alle, Tamgam.“
„Für die Frau und Kinder auch, Tutelkem?“
„Oh, es reicht für jeden Bauch, o Tamgam!“
„Auch für Freunde und für Gäste, Nuktek?“
„Selbst für hundert frohe Feste, Tamgam.“
Und der Alte nickt gemessen,
bläst den Rauch still vor sich hin;
vieles, was er schon vergessen,
kommt erneut ihm in den Sinn:
Bilder längst vergangner Zeiten,
Menschen, die er gut gekannt,
schneeverwehte, öde Weiten
und der Küste steinig Land.
Er erzählt, und es entstehen
vor den Männern, vor den Frau'n,
Szenen, die sie nie gesehen,
fremd und seltsam anzuschau'n.

Die Jaranga seines Vaters,
rauchgeschwärzt und arm und klein,
und das Wrack des „Schwarzen Paters“,
driftend in des Nordlichts Schein.
Dreister Schmuggler schnelle Schiffe,
Waren aus Amerika,
gierger Händler schlaue Kniffe —
all das ist auf einmal nah. . .
„Schlechtgebranntes Feuerwasser,
Tabak, der geschmeckt nach Gras,
Stoff, vom ersten Waschen blasser,
'Perlenschnur' aus trübem Glas.
Jagdgewehre, fuchsfellteuer,
viele Dutzend war der Preis!
Man betrog uns ungeheuer —
billig war des Jägers Fleiß.
Schmuggler lagen auf der Lauer,
wußten, wann die Nahrung knapp —
für die größten Walroßhauer
wog man ein Pfund Mehl nur ab.

Auch ein Pope war zur Stelle,
der uns ‚Heiden‘ schnell getauft,
und die schönsten Eisbärfelle
für Gebete aufgekauft.

Auch der eigene Schamane
uns betrog mit seiner ‚Kunst‘,
forderte von euren Ahnen
Gaben für der ‚Geister Gunst‘.
Winter ohne Fleisch und Futter,
Hungerelends schwere Last —
und der erste, kleine Kutter
mit dem Wimpel rot am Mast!

Später kamen die Genossen
aus dem fernen Moskau her
und verjagten kühn entschlossen
Schmugglerpack und Händlerheer.
Zahlten uns nun für die Felle,
was sie auf dem Markte wert,
bauten bald auch feste, helle
Häuser uns mit Bett und Herd,
lehrten Schreiben uns und Lesen,
zündeten die Lichter an,
die — was nie zuvor gewesen —
jedes Kind einschalten kann!
Sie erzählten uns von Lenin,
der dem Volk das Glück gebracht
und — um frei die Brust zu dehnen —
manchmal selbst ging auf die Jagd.“

Er verstummt und schaut die Jäger
nachdenklich und forschend an,
scheint die Frage zu erwägen,
ob er auch erzählen kann,
was bisher er stets verschwiegen,
ein Geschehn aus ferner Zeit,
aus den Jahren, die jetzt liegen,
wie die Kindheit, nebelweit.

Von der dünnen Lederschlinge,
die das Leben löschte aus,
wenn der Alten Lebensringe
wuchsen übers Maß hinaus.
Von der grausen, harten Sitte,
nächster Anverwandten Pflicht:
Auf der Alten letzte Bitte
löschte man ihr Lebenslicht. . .
So war Großmutter gegangen
in des Nichtseins dunkles Land,
als der Vater ihr Verlangen
dann erfüllt mit eigner Hand.
Soll vielleicht jetzt seine Zunge
in der Jäger traurem Kreis,
kundtun, was getan der Junge
auf des Vaters streng Geheiß?
Damals mußte er sich legen
auf der Greisin Beine quer,
bis erstarb ihr letztes Regen,
bis sie lagen steif und schwer. . .
Schweigend blickt er in die Runde,
schüttelt dann das greise Haupt;
nein, mit dieser Schreckenskunde
hätte er sich selbst beraubt,
hätt' die Achtung er verloren
dieser kühnen Jägerschar,
für des Enkels wache Ohren
wär die Kunde furchtbar gar. . .
Nein, er wird auch weiter wahren
das Geheimnis jener Tat,
das ihm selbst in spätern Jahren
schon erschienen wie Verrat
an dem Andenken der Ahnen,
das ihm längst schon teuer ward,
seit er unter roten Fahnen
glücklich lebt auf neue Art.

Lange sitzt man noch beisammen
um des Feuers warme Glut,

denn im Widerschein der Flammen
fühlt man sich in guter Hut.
Draußen tobt ein Schneesturm heute,
pfeift und heult wie toll der Wind,
rüttelt an den Rentierhäuten,
die zum Zelt genäht hier sind.

Die Jaranga steht am Rande
einer Siedlung wie der Rest
alten Seins am Eismeerstrande,
wo sich gut erzählen läßt
von der Zeit, die längst vergangen
und die nur noch Tamgam kennt. . .

Über ihm, noch rauchverhangen,
Lenins helles Lämpchen brennt.





Alexander Beck, geboren 1926 in Dehler an der Wolga, lernte in Neu-Laub und Medemtal an der unvollständigen Mittelschule, arbeitete später in der Landwirtschaft in Sibirien und Kasachstan. Seit 1968 wohnt er im Altai; Mitarbeiter der Zeitungsredaktion „Rote Fahne“. Erste Gedichtveröffentlichungen gehen auf das Jahr 1959 zurück.

Alexander BECK

AN DAS ERGRAUTE 20.
JAHRHUNDERT

In einer Zeit der Zwietracht und des Haders
hebt die Vernunft nur allzuschwer ihr Haupt.
Die Erde wiegen schwarze Pulverschwaden.
Der Friedensbaum steht da: entgrünt,
entlaubt —

und könnte tragen doch die schönsten Früchte.
Alt bist du, mein Jahrhundert, doch nicht klug.
Macht man denn so die große Zeitgeschichte?
Du schmiedest Waffen aus der Erde Pflug.

Ein dritter Krieg? Was wurde aus Karthago?
‘ne tote Landschaft unterm bleichen Mond.
In Trümmer wurde eine Welt geschlagen.
Sag, wie wird heute Zwist und Haß belohnt?

Jahrhundert mein, du weißt von Todeskrämpfen,
bewahre fürder ein bewußtes Haupt!

Die Erde stirbt in nuklearen Dämpfen,
wenn man des Friedens Licht nicht höher
schraubt.

ICH GABELTE HEU

(Aus dem Gedichtzyklus „Hinterland Sibirien“)

Ich gabelte Heu. Heu für das Vieh.
Viel Muskelkraft hat man da nötig.
100 Zentner die Norm. Mancher schaffte sie nie.
Zwar war ich kaum sechzehn, doch gab ich mir
Müh
und war des Erfolges nicht ledig.

Ich lauschte der Urväter stillem Geheiß:
Viel Futter braucht Vieh für den Winter.
Es gibt uns Butter und Fleisch dann das Tier.
Und hört' ich den Magen knurren in mir,
so dacht' ich an Mütter und Kinder.

Und: Fern an der Front tobt der blutige
Krieg...
Und: Ein Kämpfer braucht was zum Essen...
Ob die Sonne nun sank, ob die Sonne nun stieg,
ich gabelte Heu für den Sieg, für den Sieg...
Es galt, mit dem Feind sich zu messen.

...Und dann, eines Tags, wurden Prämien
verteilt,
so ganz ohne großes Getue.
Ich bin dann bei Nacht noch nach Hause geeilt
und hab meine Prämie Mama gezeigt —
weiße, rohlederne Schuhe.

Sie lobte nicht und sie tadelte nicht,
sie verzog das Gesicht wie zum Weinen.
Auf dem Tisch flackte stumm das Fusellicht,
drum kam es kaum hörbar: „Erfüll deine Pflicht,
hell möge die Sonne dir scheinen!“

Als der Morgen anstieg, war ich wieder zurück.
Still lohte das Lagerfeuer.

Am Teekessel standen die Heuer bedrückt,
weil Tee ohne Zucker das Herz nicht beglückt
und kein Salz für aufs Brot zu streuen.

Ich stieß die Heugabel tief in die Glut —
in Sehnsucht nach Würsten und Schinken.
Ich stieß sie hinein in die Kriegsdrachenbrut...
Hier weiß auch der kleinste Mann was man tut,
sind stumpf die hölzernen Zinken.

Und wieder gings über Stoppeln hinaus,
Heu zu beschaffen manch Fuder.
Leicht schritt sich's beschuht, doch des
Morgentaus
Gemeinheit war groß. Und bald trug ich,
o Graus!
Nicht Schuhe — glitschiges Luder...

O nein! Jenes Fußwerk vergesse ich nie.
Zur Mittagszeit klirrte es blechern.
Mir schmerzten die Knöchel, ich wußte nicht
wie.
Doch der Krieg vergab keine Glückslotterie
und Not lehrte Eisen brechen.

DER KRIEGSINVALIDE

Er sitzt nicht allein auf der Torbank,
an der Brust die Siegesmedaille —
still neben ihm ruhn seine Krücken.
Er brachte sie heim aus dem Krieg.

Ich komme vorbei von der Arbeit
und grüße recht freundlich. Da sagt er:
„Setz dich, Jungchen, wohin denn so
hastig!“
„Na, Altchen, erzähl schon vom Krieg.“

Doch tischt er mir auf Quatsch mit Sauce,
alle Menschen auf Erden seien Brüder,
drum sag ich: „Die Teufel im Himmel,
die hetzen nun wieder zum Krieg.“

„Oh, säßen sie hier auf der Torbank,
sie würden zu Menschen“, so sagt er
und begleitet, an Krücken gehend,
mich ein Stückchen Wegs gegen den
Krieg.

MEIN LEBEN

Wenn ich locke,
locke ich.
Wenn ich bocke,
bocke ich.
Wenn ich weine,
weine ich.
Was ich meine,
meine ich.

Müßt euch schon
nach mir bequemen.
Keiner kann mir
etwas nehmen.
Was ich hab,
will selbst ich geben.
Doppelt gibt,
wer gibt sein Leben.

NEBELDUNST

Der Herbst malt mit Zitronengelb.
Wie gerne tät auch ich dasselb,
doch liegt der ganze Sinn der Kunst
im Nebeldunst, im Nebeldunst.

Da mal ich hin ein Fensterbrett
und nebenan: ein Ehebett
in einem Meer von Nebeldunst. . .
Das ist halt so ein Griff der Kunst.

Im Vordergrund: Kein Liebespaar,
nur irgendwo im Wind ein Haar,
längst aufgelöst im Nebeldunst. . .
Auch das ist so ein Griff der Kunst.

Im Hintergrund — vorm Mauseloch —
da denkt ein Kauz: Ich krieg dich doch!
und hüllt sich ein in Nebeldunst...
Das ist der letzte Griff der Kunst.

...Oh, unsre Nöte sind so groß
und lassen nicht mehr von uns los.
Drum greift man allzugern zur Kunst —
zum Nebeldunst, zum Nebeldunst.

HERBSTLICHES TRINKLIED

Schenk ein, alter Freund, schenk ein, schenk ein,
laß uns preisen den Herbst, er keltert den Wein!
Laß uns trinken zum Wohle der göttlichen Welt,
nicht fehlt's uns an Frohsinn, nicht fehlt's uns an
Geld!

Der funkelnde Wein schäume auf im Geblüt,
durchwallend, durchrüttelnd das stillste Gemüt!
Schön ist das Wahre und schön ist der Traum,
schön steht der Frohsinn dem knorrigsten Baum.

Laß uns singen der Sonne urewige Glut!
Ein Hoch dem sich ewig verjüngenden Blut!
Laß uns preisen den Herbst, er keltert den Wein!
Schenk ein, alter Freund! Schenk ein! Schenk ein!

VOM TRÄUMEN

Ich träumte von inniger Liebe
und vergaß, die Blumen zu gießen.
Ich träumte von ewiger Freundschaft
und vergaß, die Menschen zu grüßen.

Verwelkt sind die Blumen im Garten,
und mein Traum von Liebe ist aus.
Und die ich nur zu selten grüßte,
die meiden jetzt mich und mein Haus.

Einsam steh ich nun da, weltverlassen —
ganz mutterseelenallein —,

und beginne, mich selber zu hassen,
und mach mir das Leben zur Pein.

... Träumt, Menschen, von inniger Liebe
und vergeßt nicht, die Blumen zu gießen!
Träumt, Menschen, von ewiger
Freundschaft
und vergeßt nicht, einander zu grüßen!

Doch laßt es, das rosige Träumen,
habt ihr für die Tat keinen Sinn,
denn nimmer kann plätschern ein
Bächlein,
trägt's nicht seine Wasser dahin.

HERBST

...Der Zugvögel Abschiedsgerade...
Des Abends voreiliges Dämmern...
Des Nachtlies abgründige Pfade...
Des Herzens verängstiges Hämmern:

Wohin nun? Wohin nun? Wohin nun?
Der Wetterhahn kennt keine Richtung,
der Mond übernimmt die Verpflichtung,
zunächst sich nirgendwo hintun.

...Der Wolken hohl lächelndes Treiben...
Der Winde verschlafenes Brummen...
Des Morgensterns Kündigungsschreiben...
Der Bäume halbnacktes Verstummen:

Wohin nun? Wohin nun? Wohin nun?
Der Wetterhahn kennt keine Richtung,
und zwischen den Wolken die Lichtung,
die weiß jetzt nicht mehr, wo sich hintun.

TROST

Die Blümlein in meinem Garten,
die hängen die Köpfchen so tief.

Jaja, jaja,
die hängen die Köpfchen so tief.
Sie waren einst so mutig,
die Sonne tut so glutig —
so manches im Leben geht schief.
Jaja, jaja,
so manches im Leben geht schief.

Das Brunnlein in meinem Garten,
es führt kein Wasser mehr.
Jaja, jaja,
es führt kein Wasser mehr.
Die heißen Winde wehen,
ich möcht' vor Gram vergehen —
die Blümlein, sie leiden gar sehr.
Jaja, jaja,
die Blümlein, sie leiden gar sehr.

O Blümlein in meinem Garten,
hebt die Köpfchen zu neuem Flug!
Jaja, jaja,
hebt die Köpfchen zu neuem Flug!
Seid über die Trübsal erhaben,
ich weiß euch zu erlaben —
noch habe ich Tränen genug.
Jaja, jaja,
noch habe ich Tränen genug.

ABNEIGUNG

Die Zitterpappel vor meinem Haus
trägt niedliche Blütenkätzchen.
Der Wind streichelt ihnen das samtene Fell,
und sie machen so liebliche Frätzchen.

Doch der Landstreicher Wind, der ist so ein
Kerl —
er versteht sich aufs Tuscheln und Raunen.
Noch eh sich's die Blütenkätzchen versehn,
macht er sie zu fliegenden Daunen.

Schon fliegt ein Däunchen zum Fenster herein,
läßt auf meinen Schoß sich nieder.
Wie wackelt es hin, wie wackelt es her,
wie tuts so geschäftig und bieder.

Doch warum mach ich ein verdutztes
Gesicht? —
Ich schaue kein niedliches Kätzchen.
Was schnurrt 's immerfort? Was faucht es denn
nicht?
Was zeigt es mir nicht seine Tätzchen?

Ja nichts, ja nichts empfind ich allda
von Lieb und Liebeswehe.
Drum puste ich's wieder zum Fenster
hinaus —
Ade, laß dich nicht mehr sehen.

EINFALT DER DREIFALTIGKEIT

Zerbrach Christus das Gewehr?
Lebte Christus, lebt er nicht mehr?
Warum lebt das Gewehr?

AUF DER FAHRBAHN

Mein Fahrrad schwankte und
schleuderte mich auf die Fahrbahn.
Schrill hinter mir kreischten sie auf,
der hurtigen Autos
manchmal nicht wachsamen Bremsen.
Erblaßt lag ich da und wurde
blasser und blasser,
von den Fahrern gestempelt als
Regelverletzer, als Guckindieluft und
Verrückter.

Doch einer stieg aus und
griff mir unter die Arme
und sagte mit menschlicher Stimme:
„Vielleicht brauchen Sie ärztliche Hilfe?“
Stumm deutete ich mit

zitternder Hand auf den Radweg.
Still, unversehrt, lag es dort,
das Blümlein, das kleine, das schöne,
das ich da nicht konnt' überfahren...

SITTEN UND GEBRÄUCHE

(Aus dem Zyklus „Kunkellieder“)

Rex hat verletzt die Anstandsregel —
den Hof gar arg mit Kot besudelt.
Freund Kunkel nennt ihn frech:

„Du Flegel!“

Rex knurrt dummdreist, die Augen gluten.

„Ach so, du bist auch noch im Recht?“

Das macht Rex wild, Rex fletscht die
Zähne...

Freund Kunkel geht... , bringt

Sägespäne —

zu Ende ist das Wortgefecht.

Das Sorgen um des Hofes Glanz
macht alle Zwistigkeit vergessen —
Der eine schuffet wie besessen,
der andre wedelt mit dem Schwanz.

Oswald Pladers, geb. 1906 als Sohn eines Arbeiters in Bulduri, Lettland. 1925 Abitur in Riga. Unbeendetes Medizinstudium in Halle/Saale. Nach 1935 in Riga im Buchhandel tätig. Bis 1966 Lehrer an einer Rigaer Mittelschule. Lebt jetzt als Rentner in Bulduri. Seit 1960 erscheinen seine Gedichte in der sowjetdeutschen Presse.



Oswald PLADERS

ÄPFEL

Mitternacht ists.
Meine Frau
fragt mich,
aus schwerem Traum erwachend:
„Was schlägt so dumpf
an die Scheiben?“
„Sei ruhig,
Äpfel fallen von den Zweigen
mit dumpfem Klang
ins Gras.“
Meine Frau fragt mich wieder:
„Welches Datum haben wir heute?“
„Mitternacht ist vorüber,
es ist die Stunde,
da unser Sohn vor einem Jahr
auf dem Schlachtfeld
sein Leben verlor.“
Damals schlugen die Äpfel
in unserem Garten.

dumpf aufs versengte Gras.
Die Frucht verkohlte.
Welch froher Ruf ist heute nacht
in ihrem dumpfen Klang!
Kommt,
bringt uns ein!
Die Ernte ist euer.
Von Frieden umgeben
ist eure Scheuer!

GRAS

Wie man es hört und sieht,
wächst leis' das Gras
und singt sein Rasenlied:
Ich bin das Gras,
das sprießt.
Wie eine Rose blüh'
und duft' ich nicht,
nur färbe ich
der Welt Gesicht
ganz grün, ganz grün.
Ich bin das Gras
und grüne.
Damit der Fuß es weich hat
auf der Erdenbühne.
Und deck' ihn,
wenn er sich müde legt zur Ruh,
mit meinem Rasen sorgsam zu.

KERZEN

Zwei flammende Kerzen lagen im Streit.
Die eine wollte höher als die andere sein.
Beide verbreiteten einen milden Schein.
Sie brannten nieder mit der Zeit.
Rein gar nichts blieb von ihnen nach.
Und sie verloschen.
Die eine etwas früher, etwas später die andre Kerze...

Ich lag im Dunkeln sinnend wach.
Warum wohl eifern miteinander manche Herzen?

* * *

In Bombentrichter
setzte ich Obstbäumchen.
Und der Nachbar lobte mich:
Wie gut sind sie ausgerichtet,
welche Blüte,
welche Ernte!
Mein Sohn wurde Gärtner
und lernte,
wie junge Obstbäume zu setzen sind.
Doch von Bombentrichtern
war in den Lehrbüchern
keine Rede.
Von ihrer Öde
wußte nur
die schuldlose Erde.

* * *

Und doch ist es so:
Deine Liebe machte mich glücklich und froh.
Jetzt ist mein Herz starr.
Wahrscheinlich war ich ein Narr.

Und doch ist es so.
Es brannte mein Herz lichterloh.
Von deinen Küssen blieb nur
ein bitterer Nachgeschmack.
Leer ist mein Herz wie ein Bettelsack.

Und doch ist es so:
Sage, wo bist du? Wo?
Vor meiner Tür heult ein Hund.
Zerrissen ist mein Herz und wund.

Und doch ist es so:
der Lenz entfloh.
Äpfel fallen dumpf vom Baum,
war denn meine Liebe ein Traum?

Nein, nein,
es ist nicht so!
Meine Liebe verbrannte nicht wie Stroh.
In meinen Qualen und Schmerzen
will ich dich lieben,
will ich dich herzen.

* * *

Wenn die Pforte knarrt...
Das ist das Lied,
worauf mein Herz in Sehnsucht harrt.
Man sagt mir oft,
ich soll die Angeln schmieren...
Dann würde ich aber das schönste Lied verlieren.
Weil bei deinem Kommen
mein Herz frohlockend nicht schlüge,
weil es die Last der Sehnsucht nicht ertrüge.
Nach dir, nach dir!
Ich öffne die Tür,
du stehst vor mir.

SONNENFLECK

Ich suche und suche
einen Sonnenfleck
für mich ganz allein.
Wärmen möchte ich mich
in seinem lichtvollen Schein.
Doch kaum habe ich ihn entdeckt,
nehmen neidvolle Schatten
mir das bißchen Sonne weg.
Grau erscheint mir mein Leben.
Mutlos will ich das Suchen
nach dem Sonnenfleck aufgeben.
Da flüstert liebevoll hell
ein Sonnenfleck:
„Nimm doch endlich
deinen grauen Schatten weg!“

BUMMELZUG

Ich setze mich nicht
in des Lebens Schnellzug.

Lieber laß ich mich
von einem Bummelzug fahren.
Er kommt auch rechtzeitig an.
So wollte ich einen Baum umlegen,
doch hatte ihn längst schon
ein anderer gefällt.
Ich wärme mich an seinem Ofen.
Ein Feld wollte ich besäen,
doch hatte es längst schon
ein anderer bestellt.
Ich lasse es mir
an seinem Tisch wohlschmecken.
Ja, ich wollte berühmt werden,
doch schon längst war ein anderer
von Ruhm gekrönt.
Ich sonne mich
in seiner Sonne.
Wie ihr seht,
kommt mein Bummelzug
nie zu spät!

* * *

Ich habe mir ein Haus erbaut
aus Glaswänden,
durchsichtig wie Luft.
Doch dunkel waren die Zimmer.
Die Neugier stand vor der Sonne.
Nicht ließ sie durch die Wände
des Lichtes Geflimmer.
Nichts Neues entdeckte die Neugier:
Gewöhnliche Freude,
um die sie mich beneidete,
gewöhnliche Trauer,
an der sie sich weidete.
Bald verschwand
sie von der gläsernen Wand.
Wäre es ihr geglückt,
zu erfassen meine Träume
mit ihrem Blick,
hätte sie ihre lange Nase
sicher plattgedrückt.

STEIN DES ANSTOSSES

Ein Stein des Anstoßes
wurde der Straße zum Hemmnis.
Es stockte der gesamte Verkehr.
Der Stein gab der Straße die Schuld.
Da riß dem voranstürmenden Leben die Geduld.
Es packte den Stein des Anstoßes
und pflasterte mit ihm die Straße.
Dann und wann bockte er,
doch rollte den Stein
des Lebens unaufhaltsames Rad
bald glatt.

ZAUN

Meinen Nachbar
und mich
trennte ein hoher Zaun
des Mißtrauens.
Oft fand ich
auf meiner Seite
herüber
geworfene Wortsteine.
Schmerzhaft trafen sie
mein Herz.
Wie schwer war es,
die Steine wegzuschaffen.
Nieder riß ich den Zaun.
Von Stund an,
da wir uns offen in die Augen blicken,
ist meine Seite sauber und rein.
Zwischen meinem Nachbar und mir
liegt heller Sonnenschein.

Waldemar Weber, 1944 im Dorf Sarbala, Gebiet Kemero-wo, in der Familie eines Lehrers geboren. Beendete 1968 die Moskauer Thorez-Fremdsprachenhochschule. Lebt als freischaffender Literat in Moskau. Seine Übersetzungen und Nachdichtungen erscheinen seit 1970 in den Verlagen „Molodaja gwardija“, „Chudoshestwennaja literatura“ und „Progreß“ sowie in verschiedenen Zeitschriften; sie wurden auch in „Biblioteka wsemirnoj literatury“ veröffentlicht. Die vorliegenden Gedichte sind sein erster Versuch, deutsche Lyrik zu schreiben.



Waldemar WEBER

* * *

Ich liebe dich.
Weisheit, einfach
wie Glockensang.

Welche Worte sind treu genug,
meine Liebe auszusprechen?
Haus, Herd,
Regen, Wind,
Musik des Novembers.

Was müßten wir tun,
daß man vom Kinderlachen
keinen Schrecken bekommt?

Augenblicke unseres Glücks
schämen sich vor der Welt.

Fühlen lernen
die Zartheit eingehender Rosen.

Der Wind,
der welkende Blüten berührt,

ist für mich
wie ein Trost.

JUNIABEND

Unter goldene Bäume
am moosigen Waldsaum
kommt die Stille,
besteigt ihren goldenen Thron.
Die Kronen der Bäume gleichen
verstummenden Hummeln.
Ich hab nicht den Mut,
auf die Schatten der Nadeln zu treten.
Der Reglosigkeit süße lähmende Qual.
Mein Spiegelbild seh ich im kleinen Quell,
dem wißbegierigen Aug' des Waldes.
Es nachtet so still,
daß man hört,
wie Teetassen klirren
im Hegerhaus.

* * *

Ich setze mir Grenzen.
Man setzt mir Grenzen.
Ich kenne meine Grenzen.
Man kennt meine Grenzen.
Angenommen, ich irre mich.
Angenommen, man irrt sich.
Mach alle Türen auf,
laß die Welt
in dich hineinströmen,
laß die Flut
dich hinaustragen
in die Grenzenlosigkeit,
die zu entgrenzen weiß.

* * *

In jedem Ding
lebt Innenlicht.

Ob es scheint,
hängt von dir ab.

* * *

Poeten sind zeitlos.
In jeder verwunschenen Gegend
sind sie Keimzellen
der Hoffnung.

* * *

Wenn der Baum des Lebens
entwurzelt ist,
was wird aus dem Laub
des Traums?

GOLDENER AUGENBLICK

Am Ufer des Flusses Monotonie
zerrinnt die Zeit dir
wie Goldsand unter den Fingern.
Hilflos wandelt im Sand die Hand.
Die Tage tauchen unter.
Ich harre des Augenblicks,
der wie ein goldener Klumpen
in der Falle der Finger eines Tages erstrahlt.

GEBURT EINES SEES

Jahrhunderte
lag der Stein
im Gebirge am Straßenrand.
War es das Rad eines Autos,
das ihn in Bewegung setzte?
Ein heftiger Windstoß oder
sanfte zage Berührung
jenes einzigen Regentropfens,
die er so lange erharrete?
Er stürzte und wurde Lawine.
Nichts konnte sie zügeln,
im Tal

hat sie den Bach gestaut.
Der neue See war breit,
plätscherte,
schimmerte kobaltgrün,
war ruhig und selbstbewußt,
als läge er hier seit ewig.

HERBSTLICHES

1.

In der Luft ist mehr Raum.
Die Tage fliegen wie Vögel auf,
die man nicht halten kann.
Nur manchmal gelingt es
eine Feder als Beute für sich zu
bewahren.

2.

Entblätterte Bäume am Straßenrand.
Verkohlte verzweifelte Arme.
Der Wind, der sie löschte,
bläst immer weiter, als vertraue er
ihrer Schwärze nicht.
Das Ungeheuer der Ewigkeit
lauert schon an der nächsten Ecke.
An solchen Tagen
lernt man
einfachste Dinge schätzen,
Tisch, Stuhl, Brot,
Herdfeuer, Bett.
An solchen Tagen
ist es so leicht,
die Erde sich vorzustellen
als eine schwarze Fliege im Bernstein,
gefunden von einem Nachkommen.

* * *

Fast unbegreiflich,
ein Gefühl bricht an

ganz plötzlich,
und schon ist die Welt
so einfach und so selbstverständlich
wie das Geschirr im alten Bauernhaus. . .
Dein Licht befreit sich von dem Joch des
Scheffels,
und jedes Ding kommt nun an seinen
Platz.

Der Straßenkehrer kämmt besorgt den
Morgen,
das kleine Kind,
zerzaust von langem Schlaf.



Im Gespinst des Vergessens
steckt das Gedächtnis des Menschen.
Die Spinne,
die es gewoben hat,
lauert in der Nähe,
immer bereit,
sich auf jeden zu stürzen,
der sich verfangen hat
auf dem Weg aus dem Gestern ins
Morgen. . .

KÜNSTLER

An A. W. Stschekin-Krotowa

Er lebte unterm Dach.
Steil war die Treppe,
die hoch zu jener Werkstatt führte.
Der Hausherr war gutgläubig,
hielt die Türen
für alle offen.
Vielen
wurde es schwindlig.
Die ersehnte Schwelle erreicht,
mußten sie erst
Atem holen.
Es war ihnen klar:

Hier Gast zu sein
hieß,
sich an die Hh' zu gewöhnen.

SOLIKAMSK

Papierfabrik.
Flößerei.
Bäume gehen zur Arbeit.
Dort zieht man ihnen das Fell ab,
man zermalmt sie,
zermahlt,
bekommt eine weiche,
durchgeknetete Masse.
Sie müssen vieles ertragen,
bevor sie zu Papier werden,
das bekanntlich geduldig ist.

Publizistik

Johann Kronewald, geb. 1919 in einer Arbeiterfamilie in Saratow. Studierte Geschichte an der Saratower Universität. Arbeitete von 1942 an in einem Reparaturwerk in Nishni Tagil. 1951—1956 Studium an der Fremdsprachenhochschule Swerdlowsk. Seit 1955 an der Pädagogischen Hochschule Nishni Tagil tätig, unterrichtete bis 1965 Deutsch. Gegenwärtig Dozent am Lehrstuhl für Philosophie und wissenschaftlichen Kommunismus.



Johann KRONEWALD,

Kandidat der philosophischen Wissenschaften

AN DER ARBEITSFRONT

Die unsterblichen Worte von Olga Bergholz „Niemand und nichts ist vergessen“ kommen einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man an die beispiellose Heldentat des sowjetischen Volkes in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges zurückdenkt.

Im 60. Gründungsjahr der Sowjetunion spürt man besonders intensiv die unlösbare Einheit aller großen und kleinen Nationen und Völkerschaften, an der seinerzeit auch die ehrgeizigen menschenfeindlichen Pläne der faschistischen Aggressoren und japanischen Militaristen schmachvoll scheiterten.

In den stürmischen Jahren des Großen Vaterländischen Krieges trug „die überwiegende Mehrheit der deutschen Bevölkerung gemeinsam mit dem ganzen sowjetischen Volk zum Sieg der Sowjetunion über das faschistische Deutschland“ bei. Diese Worte aus dem Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 29. August 1964 enthalten eine gerechte Einschätzung des Beitrags der Sowjetdeutschen zu dem schwererkämpften Sieg über den Feind.

Es gibt keine Gegend vom Ural bis zum sowjetischen Fernen Osten, von Mittelasien bis in die Gebiete jenseits des Polarkreises, wo Bautrupps und Arbeitsformationen nicht eingesetzt gewesen wären, in denen auch Sowjetdeutsche alle vier Kriegsjahre hindurch, tagein, tagaus unter ungemein schwierigen Bedingungen arbeiteten. Sie bauten neue Industriebetriebe und Straßen, gewannen Kohle, schlugen Holz und versorgten gemeinsam mit dem ganzen Sowjetvolk die Front mit Waffen, Nahrung und Bekleidung.

Die Arbeit dieser Hunderttausenden im Hinterland war hart, sie forderte von ihnen Opfer wie an der Front und Anstrengungen, die oft bis an den Rand des Möglichen reichten. Was diese Menschen unter Einsatz all ihrer Kräfte und oft auch ihres Lebens vollbrachten, wäre in Friedenszeiten unmöglich erschienen. Sie taten es bewußt für den heiligen Sieg des Sowjetvolkes, dessen unlöslicher Teil die Sowjetdeutschen immer waren und bleiben.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen möchte der heranwachsenden Generation etwas von der Kriegszeit erzählen, die sie zum Glück nur aus Büchern und Filmen kennt. Er möchte davon berichten, wie die Großeltern und Eltern der heutigen Jugendlichen im Hinterland für den ruhmreichen Sieg des sowjetischen Volkes mitkämpften.

* * *

Es war Mitte Januar 1942. Wir alle freuten uns über die Zerschlagung der Faschisten vor Moskau. Viele glaubten, der Feind werde in den allernächsten Monaten eine endgültige Niederlage erleiden, und wir alle, die wir in den ersten Kriegsmonaten nach Kasachstan und Sibirien umgesiedelt worden waren und nun unter für uns ungewohnten Verhältnissen leben mußten, würden wieder heimkehren können.

Die Jüngeren unter uns schrieben endlos Anträge mit der Bitte, uns an die Front zu schicken — jeder brannte doch darauf, an der baldigen Zerschlagung des Feindes teilzunehmen.

Ende Januar erhielten wir die langerwarteten Einberufungsbefehle aus dem Militärkommissariat. Auf der Eisenbahnstation Stscherbaky (Gebiet Pawlodar) fanden sich mehr als 1000 Mann ein. Während wir darauf warteten, eingeteilt zu werden und in den Zug einsteigen zu können, rieten wir, an welche Front man uns wohl schicken würde. Als unser Transport bei Tscheljabinsk jedoch nach Norden abbog, waren wir alle recht verblüfft. Unter uns befanden sich erfahrene Soldaten des ersten Weltkriegs und des Bürgerkrieges. Sie erläuterten uns Heißspornen, daß ein Soldat seinen Einsatzort nicht zu wählen hat.

Am 17. Februar 1942 trafen wir schließlich in Nishni Tagil ein, von dem viele von uns vor dem Krieg noch nie etwas gehört hatten. Gegen Mittag erreichte unsere Kolonne, nachdem sie eine große auf Hügeln liegende Stadt mit von Ruß geschwärzten Holzhäusern passiert hatte, das Gelände einer Ziegelei.

Dort wurden wir von den Genossen Nossikow und Kolomijez, der eine hochgewachsen und hager, der andere kräftig gebaut und rotwangig, empfangen. Von ihnen erfuhren wir, daß wir nun ein Baurtrupp und die beiden seine Leiter wären.

Uns wurde selbstverständlich erläutert, daß unser Einsatz im Hinterland für die Front ausgesprochen wichtig sei, und daß auch hier eine Front verlaufe, nämlich die Arbeitsfront. Wir schauten recht niedergeschlagen auf die kahle verschneite Landschaft rund um die Ziegelei und die wenigen niedrigen halbzerstörten Produktionshallen und sehnten uns in Gedanken immer noch, an die Front geschickt zu werden.

In den darauffolgenden zwei Wochen hatten wir uns in unseren Unterkünften mehr oder weniger eingerichtet. Wir hatten nun eine Küche, einen Klub und auch einen Kontrollposten vor dem Eingang zu

unserem Gebäude. Die Kommandeure und die Politleiter der Baukolonnen machten sich daran, arbeitsfähige Kollektive zu bilden.

Das war keine leichte Aufgabe. Nur wenige von uns kannten sich in irgendwelchen Arbeiterberufen aus, von hoher Qualifikation ganz zu schweigen. Dem Bautrupp gehörten viele Kolchosbauern von der Wolga, von der Krim und aus der Kulundasteppe an, die weder von der Arbeit in der Industrie noch im Bauwesen eine Vorstellung hatten.

Unter den Angehörigen der Intelligenz und den Angestellten, die ebenfalls stark vertreten waren, gab es nur eine kleine Gruppe Ingenieure und Techniker. Alle anderen waren Lehrer, Ärzte, Schauspieler oder Studenten, Menschen also, die vor dem Krieg nie eine Hacke oder eine Schaufel in der Hand gehalten hatten.

Die Leitung unseres Bautrupps hatte aber in einer Hinsicht Glück gehabt. Unter uns befanden sich mehrere von der Front abberufene Berufsoffiziere und Politleiter der Roten Armee sowie Soldaten und Offiziere der Reserve, die in den ersten Kriegstagen an die Front geschickt worden waren.

Sie erfüllten die Aufträge, die ihnen erteilt wurden, mit hohem Verantwortungsbewußtsein und besaßen die Fähigkeit, jede Arbeit exakt und zum vorgegebenen Termin auszuführen. Zu ihnen gehörte der Veteran der Roten Armee Woldemar Hamann, der 1921 für die Tapferkeit, die er bei der Niederschlagung des Putschversuchs in Kronstadt bewiesen hatte, mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet worden war und 1929 für seinen mutigen Einsatz im Kampf gegen die chinesischen Militaristen diese Auszeichnung zum zweiten Mal erhielt. In den ersten Kriegsmonaten befahl er an der Südfront ein Panzerbataillon.

Als sachkundige Organisatoren bewährten sich der Fliegerhauptmann Theodor Propp, Träger des Ordens Roter Stern, der Hauptmann der Artillerie Alexander Steinle, die Militärärzte Viktor Sommer und Woldemar Wiedemann sowie der Stabschef unseres Bautrupps, Oberleutnant Alexander Herdt.

Im Laufe des Jahres 1942 trafen in Nishni Tagil jeden Tag Transporte mit evakuierten Menschen und Ausrüstungen ein. Auf Beschluß des Staatlichen Verteidigungskomitees wurde das Kollektiv von „Wolgostroi“ mit seiner Technik nach Nishni Tagil verlegt und, ebenso wie unser Bautrupp, dem Trust „Tagilstroi“ angegliedert. Dieser Trust wurde zuerst von Generalmajor Jakow Rappoport und dann von Generalmajor Michail Zarewski geleitet.

Es mußte viel und schnell gebaut werden. Die evakuierten Ausrüstungen waren in Hallen unterzubringen und an das Stromnetz anzuschließen. Ziegel, Beton, Schotter, Baukonstruktionen, Tischlereierzeugnisse, Schmiedestücke, Werkzeuge und Ersatzteile wurden dringend benötigt.

In den ersten Kriegsmonaten hatte unser Land die Hüttenbetriebe des Südens verloren, deshalb mußte der Ural immer mehr Metall und Walzerzeugnisse liefern. Es wurde beschlossen, unter Verwendung der in Tula demontierten Ausrüstungen in Nishni Tagil einen großen Hochofen, neue Siemens-Martin-Öfen, Koksboxen und Anlagen der Chemieindustrie zu errichten.

In jenen Tagen lieferten die Tagiler und Zehntausende Evakuierte unzählige Beispiele von echtem Heldenmut. Es hieß damals, das Volk sei in die Produktion gegangen. Alte erfahrene Arbeiter, Ehefrauen und Kinder stellten sich für die an die Front gegangenen Soldaten

an die Maschinen. Die Komsomolzin Faina Scharunowa arbeitete an einem Hochofen, der Fräser Dmitri Bossyj regte eine Bewegung zur ständigen Überbietung des Produktionssolls an. Er und jene, die ihm nacheiferten, bedienten mehrere Maschinen; sie verwendeten dabei von Bossyj entwickelte Vorrichtungen und erreichten täglich zehn und mehr Tagesnormen. Die jungen Leute bildeten in den Betrieben Komsomol- und Jugendbrigaden. Eine leitete der Stahlschmelzer Viktor Jessin.

Anfang 1943 gab es in unserem Bautrupps schon recht viele, die sich zu Spezialisten der verschiedensten Berufe qualifiziert hatten. Viele beherrschten sogar zwei und drei Berufe. Ausgezeichnete Leistungen erzielten die Dreher Paul Wildwald, Woldemar Eschmann und Reinhardt Maurer. Alexander Schmidt bewährte sich als Leiter einer Komsomolbrigade, die Öfen mit feuerfesten Ziegeln ausbaute. Diese Brigade verdient es, ausführlicher beschrieben zu werden.

Mitte Juni 1941 absolvierte die erste Gruppe von Maurern unter Anleitung von Meister Ruppel die ein Jahr zuvor gegründete Berufsschule beim Fleischkombinat in Engels. Die ganze Gruppe wurde nach Nishni Tagil geschickt. Ihr Leiter wurde Alexander Schmidt, der einige Jahre älter als die anderen war und auch besser russisch sprach.

Die Gruppe kam am 22. Juni in Swerdlowsk an. Dort erfuhren die Jugendlichen von dem heimtückischen Überfall des faschistischen Deutschland auf unser Land. Am nächsten Tag waren die jungen Maurer schon in Nishni Tagil. In der ersten Zeit wurden sie zu unterschiedlichsten Arbeiten eingesetzt. Bald aber kam ein Vertreter der Berufsbildungsorgane auf der Suche nach dieser Gruppe nach Nishni Tagil. Die Brigade Schmidt wurde dem Trust „Sojus-teplostroj“ zugeteilt. Dort blieben alle, die dazu gehörten, denn auch, bis sie in den Ruhestand traten.

In den Kriegsjahren gab es in Nishni Tagil wohl keinen Hüttenofen, keinen Schornstein und kein anderes kompliziertes Objekt aus feuerfestem Mauerwerk, an dem die Schmidtschen Jungen nicht mit Hand angelegt hätten. Elfmal erkämpfte die Brigade das Banner des Staatlichen Verteidigungskomitees. An dem Tag, da dieses Banner der Brigade für immer übergeben wurde, ließen sich ihre Mitglieder davor zum Andenken fotografieren.

Der Mangel an Arbeitskräften und die Schwierigkeiten bei der materiell-technischen Versorgung erforderten von jedem Leiter und Arbeiter Initiative und Nachdenken. Der heutige Leser soll von jenen Menschen erfahren, die ihre Liebe zur Heimat damals, vor vielen Jahrzehnten, zu wahren Heldenleistungen bei der Arbeit inspirierte.

Die Ingenieure Edwin Metzger, Rita Wullach und Richard Kastel, der Chemiker Paul Rickert, der Mechaniker und Montagefachmann Wilhelm Stoll bauten zusammen mit anderen unsere Ziegelei in nur wenigen Monaten im Frühjahr und Sommer des Jahres 1942 von Grund auf um. Die Produktion stieg von Monat zu Monat. Der Betrieb konnte die zahlreichen Baustellen der Stadt stabil mit Ziegeln versorgen.

Der ehemalige Sprengmeister des Eisbrechers „Sibirjakow“, Träger des Ordens des Roten Arbeitsbanners, Friedrich Maler, und der Bergbaudozent Paul Surkow aus Magnitogorsk verwirklichten im Sommer 1942 ein kühnes Vorhaben. Durch eine unter ungemein schwierigen Bedingungen vorbereitete gezielte Sprengung großer Stärke im Ta-

gebau „Saigora“ sicherten sie für viele Monate die reibungslose Versorgung der Baustellen mit Schotter, an dem es bis dahin so oft gefehlt hatte.

Im kalten Winter 1943, als die Montgearbeiten am Hochofen Nr. 3 begonnen hatten, unternahmen die Ingenieure Johann Leu und Wilhelm Stoll sowie die hochqualifizierten Montgearbeiter Eduard Entisch, Eugen Filbert und Alexander Block und der Schweißer Cornelius Schellenberg ebenfalls ein mutiges Experiment. Sie bauten aus einzelnen Elementen bereits auf der Erde größere Konstruktionen zusammen und montierten sie erst dann am Hochofen. Dies sicherte nicht nur eine höhere Qualität der Montgearbeiten, sondern beschleunigte auch die Inbetriebnahme des Ofens um viele Monate.

Es war für mich eine Freude, im Buch von Leonid Iljitsch Breshnew „Die Wiedergeburt“ zu lesen, daß die Großblockmontage bald nach dem Krieg in Saporoshje und Dnepropetrowsk erfolgreich angewandt wurde.

Die ingenieurtechnischen Lösungen der Konstrukteure Peter Schmidt und Nikolaus Neugebauer, der Ingenieure Viktor Wurm und Wilhelm Weitzel wie auch von Sergej Dumler, Fachmann für Produktionsorganisation, ermöglichten, das kleine Tagiler mechanische Reparaturwerk mitten im Krieg in einen Großbetrieb zu verwandeln, der Baumaschinen instand setzte, Gußstücke lieferte, Kleiseisenteile herstellte und sogar Benzinsägen baute, was für die damaligen Verhältnisse keine einfache Sache war.

Am schwierigsten hatten es diejenigen, die im Winter beim Holzschlag und -verladen eingesetzt waren. (Das Holz wurde damals nicht nur auf den Baustellen und als Brennmaterial verwendet, sondern ging auch direkt an die Front, wo es in großen Mengen gebraucht wurde. Für einen, der vor dem Krieg nie eine Säge oder Axt in den Händen gehalten hatte, war es ungemein schwer, die Tagesnorm zu schaffen. Die gegenseitige Unterstützung half aber auch hier über viele Schwierigkeiten hinweg.)

Beim Holzschlag in Salka arbeitete damals Adam Ramburger, Parteimitglied seit 1919 und Teilnehmer des Sturms auf das Winterpalais, der Lenin in Smolny bewacht und in der berühmten 25. Tschapajew-Division ein Regiment befehligt hatte. Vor dem Krieg war er in Odessa 18 Jahre lang Direktor der Staatsbank und in den ersten Kriegstagen kommandierte er ein Bataillon der Abwehr, das Spione und Diversanten zu vernichten hatte. Nun arbeitete er, schon fast fünfzigjährig, gemeinsam mit anderen beim Holzverladen, half den Schwächeren und sprach ihnen Mut zu. Immer neue Transporte mit Rundholz gingen zu festgelegten Terminen an ihre Bestimmungsorte ab.

Die schwere Arbeit und karge Verpflegung taten aber das Ihrige. Es gab Kranke und Entkräftete. Der Arzt Theodor Grasmück, der vor dem Krieg in Marxstadt und Engels weithin bekannt war, und seine jüngeren Kollegen Woldemar Wiedemann und Christian Klöpfer unternahmen alles in ihren Kräften Stehende, um die Kranken und Schwachen wieder auf die Beine zu bringen, so daß viele Patienten wieder an ihre Arbeitsplätze zurückkehren konnten.

1943 richteten wir uns eine eigene Nebewirtschaft ein. Nun hatten wir Gemüse und Milch für die Kranken. Ein Teil unserer Arbeiter fuhr im Sommer nach Baschkirien. Unter der Leitung von Leonid Myschljawzew, einem alten „Wolgostroi“-Arbeiter, bereiteten sie hier Vieh-

futter auf. Die Arbeit dort war nicht so schwer, so daß sie etwas Kraft für den Einsatz in den Lehm- und Schottergruben sammeln konnten, in denen damals fast alles mit der Hand verrichtet wurde.

Der Mensch lebt bekanntlich nicht vom Brot allein. Anfangs versammelten wir uns abends in unseren Baracken um diejenigen von uns, die viel erlebt hatten und gute Erzähler waren. Durch unerschöpflichen Mut und Geistesreichtum zeichneten sich der Veterinär Eduard Braun aus Braband an der Wolga und der alte Budjonny-Kämpfer Leo Martel aus Mariental aus. Letzterer besaß dazu noch eine wundervolle Stimme. Auf Drängen seiner Dorfkameraden stimmte Leo häufig „Schön ist die Jugend“ an, und die anderen fielen mit ein. Wir dachten dann nicht nur an unsere Jugendjahre zurück: In uns stiegen in solchen Augenblicken auch die Bilder des Vorkriegslebens in unserer engeren Heimat, das voll der freudigsten Hoffnungen und Erwartungen war. Die einen dachten an die Wolga, die anderen an die Krim, die dritten an die weiten Steppen der Ukraine, ans kaukasische Gebirge oder an die spärlich besiedelten, aber so heimatlich-vertrauten Weiten von Kulunda.

Die Politarbeit leitete bei uns Genosse Iswekow. Er war ein gebürtiger Saratower und damit für viele von uns ein Landsmann. Er besuchte abends oft unsere Baracken und merkte, wie sehr wir uns nach einem lebendigen Wort, nach Musik und Liedern sehnten. Bald bildete sich im Klub der Ziegelei ein Laienkunstkollektiv. Sein Herz und seine Seele war Paul Rode, ein Artist aus Swerdlowsk, der sich auch als guter Organisator erwies.

Jemand hatte seine Geige und der ehemalige Student Friedrich Kehl seinen Bajan mit. Boris Ester, ein damals bekannter Trompeter aus einer Moskauer Jazzband, war gleichfalls mit seinem Instrument gekommen. Es fanden sich Könner, die eine Zimbel anfertigten.

Ohne jede Einladung begaben sich abends viele in den Klub und hörten sich in der Interpretation von Paul Rode mehrmals „Blaues Tüchlein“, „Katjuscha“ und andere Lieder an, die einem so ans Herz gewachsen waren.

Die hier tagaus, tagein schwere und für die Front so wichtige Arbeit verrichteten, träumten von dem Tag, an dem der Krieg zu Ende sein würde. Alle glaubten, danach sofort zum glücklichen, friedlichen Leben zurückkehren zu können. Viele träumten nicht nur, sondern bereiteten sich auf dieses Leben im Frieden aktiv vor. Forscher, Ingenieure und Lehrer, die keine Fachbücher zur Hand hatten, aber bemüht waren, auf ihrem Gebiet auf dem laufenden zu bleiben, trafen sich nach langem Arbeitstag zu einer Art wissenschaftlichen Lesung. Der jeweilige Referent hielt einen Vortrag nach dem Gedächtnis. Diskussionen wurden geführt. Einer der Teilnehmer dieser Lesungen, Wissenschaftler und Ingenieur Boris Rauschenbach, heute Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, entwarf verlockende Bilder vom Vordringen des Menschen in den Kosmos; der Chemiker Paul Rickert sprach von der Erschließung der unerschöpflichen Bodenschätze des Ural und begründete seine Überlegungen zur Nutzung des Sapropels, des Faulschlammes, an dem die Seen und Sümpfe im Ural so reich sind.

Der angehende Dichter Alexander Reimgen, heute ein namhafter sowjetdeutscher Schriftsteller und damals Arbeiter in der Ziegelei, formte in den seltenen Mußestunden die Gestalten der künftigen Hel-

den seiner Gedichte und Erzählungen. Der Archäologe Otto Bader, der sich schon vor dem Krieg durch seine Ausgrabungen im Moskauer Kreml einen Namen gemacht hatte, nutzte jede Stunde Freizeit für die Vorbereitung auf die Ausgrabung der urzeitlichen Menschensiedlungen auf dem Gorbunowo-Torfvorkommen, die er in den ersten Nachkriegsjahren glänzend durchführte. Ich, Historiker von Beruf, hielt mehrmals Vorlesungen über den Vaterländischen Krieg von 1812.

Im Frühjahr 1943 erlebten wir alle erneut ziemlich aufregende Momente. In Nishni Tagil wurden, wie überall im Ural, Freiwillige für das 10. Panzerkorps geworben. Viele von uns wollten in dieses Korps aufgenommen werden. Das gelang aber nur wenigen. Panzersoldat wurde der Leningrader Nikolaus Erhard. Als 16jähriger Junge war er von Zuhause und an die Front weggelaufen und hatte in Pulkowo Leningrad mitverteidigt. Nach einer schweren Verwundung war er in den Ural gekommen. Am 14. März 1944 focht Nikolaus Erhard zusammen mit dem Feldscher Galja Gordijewitsch und ihren Sanitätern im Dorf Petrowka bei Wolotschisk sein letztes Gefecht aus. Auch der ehemalige Mechaniker der Zementfabrik „Bolschewik“ in Wolsk, Eugen Mill, hatte das Glück, an die Front zu kommen. Ein halbes Jahr später erhielten wir die Nachricht, daß er als Held gefallen war.

Wir, die wir noch immer in der Überzeugung lebten, an die Front zu gehören, und eine keinesfalls volle Vorstellung davon hatten, was wir selbst und die anderen um uns für den Sieg taten, erkannten erst viele Jahre danach, daß das Gebiet, in dem wir den ganzen Krieg über gearbeitet hatten, durch den Willen der Kommunistischen Partei zu einem echten Arsenal geworden war, aus dem die Rote Armee Tag für Tag todbringende Waffen erhielt, mit denen sie dem Feind letzten Endes eine vernichtende Niederlage bereitete.

Eines Tages erreichte uns die Nachricht, daß unsere Nachbarn aus dem Baurupp in Turjinsk (heute Krasnoturjinsk) Geld für den Bau von Panzern und Flugzeugen gesammelt hatten. Der Vorsitzende des Staatlichen Verteidigungskomitees J. W. Stalin richtete an den Bauleiter Kronow, den Chef der Politabteilung Gorbatschow, die Sekretäre der Parteiorganisationen Schmidt und Stoll, und an die Aktivisten der Arbeit Breutigam, Obholz, Ehrlich, Pfund und Epp ein Telegramm folgenden Inhalts: „Bitte den... Arbeitern, Angehörigen des ingenieurtechnischen Personals und Angestellten deutscher Nationalität, die 353 785 Rubel für den Bau von Panzern und 1 820 000 Rubel für den Bau eines Flugzeuggeschwaders gesammelt haben, meinen brüderlichen Gruß und den Dank der Roten Armee zu übermitteln. J. STALIN“. Nach dem Vorbild des Turjinsker Baurupps sammelten auch wir Geld für Panzer und Flugzeuge und leisteten Überstunden beim Bau des Hochofens Nr. 3.

Der 27. April 1944 war für die Tagiler ein freudiger Tag. Früh um 5.40 Uhr lieferte der 3. Hochofen das erste Metall. An diesem Frühlingstag versammelten sich auf dem „Fedora-Berg“, von dem sich ein Ausblick auf das Hüttenwerk bot, Tausende Bauarbeiter. Die Teilnehmer der Kundgebung erklärten einstimmig: „Soll dieses Metall auf die Köpfe der faschistischen Ungeheuer fließen und unseren endgültigen Sieg über den Feind näher bringen.“ Einen Tag später veröffentlichte

die „Prawda“ ein Telegramm des Vorsitzenden des Staatlichen Verteidigungskomitees an die Leiter des Trusts „Tagil-stroi“, in dem es hieß: „Die Heimat hat Ihre Arbeit und Ihre Leistungen nach Gebühr eingeschätzt. Ich wünsche Ihnen, Genossen, Erfolg in der weiteren Arbeit.“

Gleichzeitig mit dem Hochofen stellte unser Trust die 4. Koksbaracke fertig, der Bau mehrerer anderer Produktionsstätten stand ebenfalls vor dem Abschluß.

Außer der in der Jugendbrigade Schmidt gab es in unserem Bautrupps noch einige Dutzend 16- und 17jährige Jungen. Sie hatten alle schnell Arbeiterberufe erlernt und standen den älteren Kollegen nicht nach.

Eines Abends trat Johann Reisig an mich heran: „Hör mal, du bist doch Lehrer. Man muß sich etwas für die Jugendlichen einfallen lassen. Die müssen doch lernen.“ Dann erzählte er mir, die Parteiorganisation des Bautrupps hätte ihn beauftragt, mit den Jugendlichen zu arbeiten, und meinte, es wäre schön, wenn ich ihm helfen könnte.

Fast jeden Abend gingen Johann Reisig und ich in die Baracke, in der die Jugendlichen untergebracht waren. Wir lasen ihnen aus Zeitungen vor und antworteten auf ihre Fragen. Für mich war die Bekanntschaft und die Arbeit mit Reisig eine gute Schule. Johann Reisig hatte im ersten Weltkrieg in Gattschina in einem Fliegerregiment gedient. Dort wurde er im September 1917 Kommunist. Nach der Oktoberrevolution schickte man ihn zur Arbeit in die Fernöstliche Republik. Dann war er Sekretär des Parteikomitees eines Stadtbezirks von Saratow, während der ersten Planjahrfünfte beteiligte sich Johann Reisig am Bau des Kusnezker Hüttenkombinats und absolvierte gleichzeitig die Polytechnische Hochschule in Tomsk. Johann Reisig war nicht nur ein ausgezeichnete Ingenieur. Er besaß eine bewundernswerte Fähigkeit, mit Menschen umzugehen. Die Jungen, für die wir unsere Lesungen und Gespräche veranstalteten, hingen sehr an ihm und nannten ihn nicht anders als „Vater“. Viele von ihnen waren früh elternlos geblieben oder hatten ihre Eltern in den Wirren des Krieges verloren.

Hohes Ansehen genoß bei den Arbeitern der Politleiter Otto Hildermann. In den 20er Jahren hatte er eine Parteischule in Omsk absolviert und viele Jahre lang Politische Ökonomie unterrichtet. Ein herzensguter Mensch und sachkundiger Organisator war der alte Kommunist und Arbeiter aus Leningrad Valentin Sengewetz, gleichfalls Politleiter einer Baukolonne.

Einmal ließ Arkadi Chotyljew, Referent des Chefs der Politabteilung von „Tagil-stroi“ für die Arbeit mit den Komsomolzen, den Sekretär der Komsomolorganisation unseres Bautrupps, Emmanuel Steinmetz, zu sich kommen und fragte: „Wieviel Jungen hast du bei dir, die durch den Krieg nicht weiterlernen konnten?“

Der Sekretär war nicht in der Lage, auf Anhieb zu antworten. Da ließ Arkadi Chotyljew den Instrukteur der Politabteilung Wassili Baschmanow rufen und sagte: „Du und Steinmetz, ihr seid jetzt dafür verantwortlich, daß die Jugendlichen eine Schule besuchen.“

Im November 1943 erhielten Lydia Stephan und ich den Auftrag, beim Trust „Tagil-stroi“ eine solche Arbeiterjugendschule zu organisieren. Mit dem Raum gab es keine Probleme — unterrichtet wurde ab 19 Uhr in den Räumen der Unterstufe, die in einer Baracke unterge-

bracht war. Es fanden sich auch Lehrbücher, Hefte und Bleistifte. Größere Schwierigkeiten bereitete die Suche nach den Lehrkräften. Man konnte uns nur zwei Lehrer zur Verfügung stellen. Die übrigen mußten wir selbst ausfindig machen. Wir wandten uns an die Lehrer unter den Angehörigen des Bautrupps, die zu jener Zeit schon verschiedene Bauberufe erlernt hatten. Nun unterrichteten sie viermal in der Woche nach einem zehnstündigen Arbeitstag abends an unserer Schule.

Als echte Enthusiasten der Pädagogik erwiesen sich der Absolvent der Leningrader Universität Alexander Lier, der Physiker Paul Krohmer, der Chemiker Alexander Spadi, der Mathematiker Viktor Mader, der Historiker Jakob Henk und der Deutschlehrer Joseph Sterba.

Viele von ihnen hatten noch keine praktischen Erfahrungen als Lehrer, schon gar nicht an einer Abendschule. Ich war nicht weiter verwundert, als beispielsweise Paul Krohmer zwei Monate nach Beginn des Unterrichts zu mir, dem Leiter des Lehrteils, kam und vollkommen verwirrt fragte, was er nun weiter machen solle. „Worum geht es denn?“ wollte ich wissen. Es stellte sich heraus, daß Paul Krohmer unter Anwendung der ihm vertrauten Vorlesungsmethode mit seinen Schülern in der 6. Klasse bereits den gesamten Physik-Kurs durchgenommen hatte. Nun mußte ich ihm einiges beibringen. Er begann den Physik-Unterricht wieder von vorn, und im Frühling besaßen seine Jungen schon recht anständige Kenntnisse.

Unsere Schüler standen wie wir früh auf. Sie arbeiteten zehn Stunden am Tage, und zwar oft bei klirrendem Frost. In den warmen Räumen der Schule fielen ihnen vor Müdigkeit oft die Augen zu. Wir Lehrer mußten uns da schon viel Mühe geben und großes Geschick anwenden, um die Schüler für den Unterricht zu begeistern. Die größten Erfolge hatte Alexander Lier: Seine Unterrichtsstunden wurden jedesmal zu einem wahren Erlebnis und munterten die Schüler emotionell richtig auf.

Im Frühjahr 1945 absolvierten viele unserer Schüler die siebente Klasse, ein paar Jahre später erhielten Siegfried Sterba, Woldemar Eckhardt, Alexander Justus, Robert Löffler und Albert Meißner das Reifezeugnis. Zwei von ihnen, Siegfried Sterba und Robert Löffler, wurden später zu ausgezeichneten Ärzten.

Die kleine Episode mit der Abendschule in Nishni Tagil zeigt, wie unsere Kommunistische Partei auch in den schwersten Augenblicken im Leben des Sowjetstaates unerschütterlich an den Sieg glaubte und sich um die Zukunft der Menschen sorgte.

Das ganze Jahr 1944 hindurch stießen unsere Truppen unaufhaltsam in Richtung Westen vor. Sie erreichten die Staatsgrenze der UdSSR und befreiten jene Völker Europas, die unter das faschistische Joch geraten waren. Immer öfter konnten wir uns am Salutschießen anläßlich der Siege unserer Truppen freuen.

Die Betriebe, in denen wir arbeiteten, lieferten immer mehr Erzeugnisse nicht nur für die Front, sondern auch für die befreiten Gebiete. Dorthin wurden aus unserer Stadt Arbeitskräfte, Maschinen und Baustoffe geschickt. Die Patenschaft über die Betriebe des Südens, die man nun wieder aufbauen mußte, nahm in Nishni Tagil ihren Anfang. Allein Ende 1943 und Anfang 1944 gingen 700 Eisenbahnwagen mit Ausrüstungen nach dem Süden ab. Später begaben sich 1605 Kommunisten dorthin, um verschiedene Posten im Parteiapparat, in Verwaltung und Produktion zu übernehmen.

Im Telegramm des Marschalls der Sowjetunion Malinowski, das er im Februar 1945 an die Werktätigen des Gebiets Swerdlowsk richtete, lesen wir:

„Ihr heldenmütiger Einsatz, Genossen Ural-Arbeiter, bringt den Tag der endgültigen Zerschlagung Hitlerdeutschlands näher. Die Rote Armee wird dem faschistischen Ungeheuer die endgültige Niederlage bereiten und über Deutschland die Siegesfahne hissen.“

Die glorreichen Siege unserer Truppen führten zum jähen Anstieg der Zahl der Kriegsgefangenen, von denen viele 1944 mit Eisenbahntransporten in Nishni Tagil eintrafen. Es galt, sie so schnell wie möglich in den Arbeitsprozeß einzugliedern. Dazu benötigte man Helfer, die der deutschen Sprache mächtig waren und Erfahrungen in der politischen und organisatorischen Arbeit besaßen.

Auf Anordnung des Chefs von „Tagil-stroi“, Generalmajor Michail Zarewski, wurde eine Gruppe von Angehörigen unseres Bautrupps für die Arbeit mit Kriegsgefangenen eingesetzt. Unter ihnen befanden sich Georg Müller, ein Politoffizier der Roten Armee, der während der Straßenkämpfe um Kiew schwer verwundet worden war, und Nikolaus Langolf, ein ausgezeichnete Dolmetscher und ehemaliger Frontsoldat, der mit seinem Truppenteil im September 1941 mit Gefechten aus der Einkesselung ausgebrochen war. Für die Arbeit mit den Kriegsgefangenen wurden der Kommunist Heinrich Damer, ehemaliger Staatsanwalt aus Engels, und viele Berufsoffiziere und Sergeanten der Roten Armee delegiert. Bald kamen Tausende Kriegsgefangene in die Betriebe und auf die Baustellen von Nishni Tagil.

Zum Chef der Antifa-Schule im Kriegsgefangenenlager wurde Georg Müller ernannt. Mit der Hilfe von Mitgliedern des Komitees „Freies Deutschland“ und Aktivisten aus den Reihen der Kriegsgefangenen gelang es ihm, die Umerziehung derjenigen zu organisieren, die erst vor kurzem mit der Waffe in der Hand gegen die Sowjetunion gekämpft hatten. Vielen von ihnen gingen schon in den allerersten Monaten die Augen auf. Sie erkannten, daß sie von den Faschisten irreführt worden waren und für menschenfeindliche Ziele gekämpft hatten.

Johannes Flat, ein ehemaliger Kriegsgefangener, schickte vor dem 30. Jahrestag unseres Sieges an den Stadtsowjet von Nishni Tagil einen Brief. Er berichtete, daß er von August 1944 bis Juli 1947 als Kriegsgefangener in Nishni Tagil lebte und als Schmied, Bauarbeiter und Holzfäller gearbeitet hat. In diesen drei Jahren habe er erkannt, wieviel Leid der deutsche Faschismus dem sowjetischen Volk gebracht hatte. Er sei 1940 in die faschistische Wehrmacht eingezogen worden und am 26. Juli 1944 bei Witebsk auf die Seite der Roten Armee übergelaufen.

Vor zwei Jahren besuchte Georg Müller, Träger von 15 Regierungsauszeichnungen, in Leipzig Kurt Opitz, einen ehemaligen Kriegsgefangenen und Aktivisten einer Antifaschisten-Gruppe. Jetzt ist Kurt Opitz Leiter eines großen Maschinenbaubetriebes und Vorsitzender einer Organisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Heinrich Damer reiste im vorigen Jahr ebenfalls in die DDR, und zwar auf Einladung eines ehemaligen Kriegsgefangenen, der schon viele Jahre lang Mitglied der SED ist und in den vordersten Reihen derjenigen steht, die ihre sozialistische Heimat, die DDR, zuverlässig schützen.

Man schrieb den April 1945. Wie Millionen sowjetische Menschen erwarteten wir jeden Tag die Mitteilung vom endgültigen Zusammenbruch der faschistischen Wehrmacht. Kaum ertönten die Rufzeichen des Moskauer Rundfunks, „Vaterland, kein Feind soll dich gefährden!“, da eilten wir alle schon in die Mitte unserer Baracke, wo der Lautsprecher hing. So sehr wollte jeder die Meldung von der Beendigung des Krieges mit eigenen Ohren hören.

Nun kam der frühe Morgen des 9. Mai 1945. An jenem Tag befanden sich fast alle Angehörigen des Baurupps auf dem Wohngelände: Am Vortag war der 9. Mai zum arbeitsfreien Tag erklärt worden (während der gesamten Kriegszeit wurde nicht öfter als an einem einzigen Tag im Monat nicht gearbeitet).

Viele schliefen noch. Da ertönten die Rufzeichen, und man hörte die feierliche Stimme von Juri Lewitan: „Achtung, Achtung, es melden sich alle Rundfunkstationen der Sowjetunion!“ Wie auf ein Kommando sprangen alle auf und liefen zum Lautsprecher.

Mit angehaltenem Atem hörten wir uns die Meldung von der bedingungslosen Kapitulation des faschistischen Deutschland an. Maßlos froh und aufgeregt umarmten wir uns und gratulierten einander zum Sieg.

Diejenigen unter uns, die vor dem Krieg als Traktoristen oder Kombinesfahrer gearbeitet hatten, sagten, nun werde man sie heimschicken, denn man müsse jetzt doch pflügen und säen. Andere scherzten: „Jawohl, euch wird man als erste nach Hause schicken, wir aber bleiben noch hier arbeiten.“

Als sich die ersten Ausbrüche der Freude gelegt hatten, machten sich alle daran, ihre Sachen zu putzen und sich anzukleiden. Jeder eilte, ohne daß jemand es angewiesen hätte, in seinen Betrieb oder auf seine Baustelle. In gleicher Richtung liefen auch die älteren Leute, Frauen und Jugendliche — diejenigen, mit denen wir während des ganzen Krieges zusammen gearbeitet und alle Entbehrungen jener Zeit geteilt hatten.

Am Festtagstisch wurden dann — meistens komische, aber auch traurige — Geschichten aus der Kriegszeit erzählt. Wir sangen „Erdhütte“ und „Im Wald an der Front“, russische und ukrainische Volkslieder. Jugendliche tanzten „Barynja“ oder „Gopak“.

Am nächsten Tag waren wir wie immer auf unseren Arbeitsplätzen. Der erste Arbeitstag der Friedenszeit begann. Man dachte schon an die Rückkehr in die heimatlichen Orte und schmiedete Pläne für die nächste und die fernere Zukunft.

Wir wußten noch nicht, daß vor uns lange und schwere Jahre des Wiederaufbaus der durch den Krieg zerstörten Volkswirtschaft lagen.

Viele von uns blieben für immer in Nishni Tagil, und unsere Kinder und Enkelkinder sind schon angestammte Uraler. Heute wie früher sagen wir mit, glaube ich, Fug und Recht: Auch wir haben den Sieg des sowjetischen Volkes über den Faschismus mitgeschmiedet!

In diesen Erinnerungen sprach ich meistens von der Arbeit. Ich glaube aber, daß es von Interesse wäre, auch die Aufzeichnungen des bekannten sowjetdeutschen Künstlers, Michael DISTERHEFT, zu lesen, die er auf meine Bitte für diesen Beitrag niedergeschrieben hat.

„Auf einer von der Zeit vergilbten und spröde gewordenen Seite der Zeitung ‚Uralski rabotschi‘ vom 10. Januar 1945 las ich neulich eine kurze Meldung aus Bogoslowk (heute Karpinsk). Darin hieß es unter anderem: ‚Das Kollektiv der Bogoslowsker Baustelle hat die Aufgabe des Staatlichen Verteidigungskomitees erfüllt und den Kohle-tagebau Woltschansk mit einer Jahresleistung von zwei Millionen Tonnen Kohle sowie das Bogoslowsker Fernheizkraftwerk ihrer Bestimmung übergeben. . .‘ Insgesamt wurden in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges in der Umgebung der alten Kohlebergwerke drei leistungsstarke Tagebaubetriebe angelegt, wo rund um die Uhr Kohle gefördert wurde.

Karpinsk und seinen Menschen, den Bau- und Bergarbeitern, habe ich die ersten 10 Jahre meines schöpferischen Lebens gewidmet. Jedoch verschlug es mich nicht gleich in diesen Ort. Vom ersten Tag des Kampfes gegen den Faschismus bis zum Oktober 1941 hatte ich als Flakartillerist an der Verteidigung Moskaus teilgenommen.

Später wurde ich in den Ural, in die Stadt Kamensk-Ural'ski bei Swerdlowsk, geschickt. Dort entstand in einem sogar für die Kriegszeit erstaunlich hohen Tempo ein Riesenbetrieb, das Uraler Aluminiumwerk. Unser Baubataillon entlud Tag und Nacht die Waggons mit den Ausrüstungen. ‚Keinen Augenblick Stillstand!‘ riefen die Plakate auf, die in aller Eile entlang der Entladerampe angeschlagen worden waren.

Der Winter damals war sehr streng. Besonders stark litten darunter die Usbeken und Tadshiken, die in unserem Bataillon dienten, zumal unsere Kleidung für sie viel zu leicht war. Nach zwölf Stunden ungewohnter schwerer Arbeit begaben wir uns in unsere Zelte, die auf dem Rollfeld eines Flugplatzes aufgeschlagen waren.

Gegen Herbst des nächsten Jahres wurden unsere Kameraden aus Mittelasien in ihre Heimat zurückgeschickt. Wir, eine Gruppe Sowjetdeutscher, begannen mit der Förderung der Kohle, die damals so dringend gebraucht wurde. In Bogoslowk gab es bereits in aller Eile errichtete Baracken. Zur Arbeit und zurück mußten wir jedes Mal vier Kilometer marschieren.

Der Tagebau schien mir, einem Künstler von Natur, trotz zahlreicher Unbequemlichkeiten ein interessantes Objekt zu sein. Doch einstweilen mußten wir alle möglichen Bergbauberufe meistern, von denen wir in der Vorkriegszeit keine Ahnung hatten. Ich fing als Hilfsarbeiter an, dann arbeitete ich als Feuerwehrmann, Schrämkleinräumer und Elektroschlosser. In den ersten Wochen mußte ich mich, wie auch meine Kameraden, erst an die neue Arbeit im Tagebaubetrieb gewöhnen. Unterwegs zum Betrieb und auf dem Heimweg bewunderte ich immer wieder die majestätischen Ausläufer des Ural, die sich in der Ferne abzeichneten. Die Finheimischen nannten sie einfach Steine (kamni), obwohl einer von ihnen, der Konshakowski Kamenj, 1569 Meter über dem Meeresspiegel emporragt.

Als ich mich einigermaßen an die Arbeit und meine Arbeitskollegen gewöhnt hatte, fiel mir auf, daß im Tagebaubetrieb jene Art der Tätigkeit fehlte, die wir heute für jedes Arbeitskollektiv als unentbehrlich betrachten, nämlich die Sichtwerbung.

Als ich vor dem Krieg in Leningrad an der Akademie der Künste

studierte, sammelte ich, wenn auch nicht gerade reiche, so doch gewisse Erfahrungen als Gestalter. Nun begann ich, aus eigenem Antrieb und ohne jegliche Anweisung von oben, nach der Schicht Arbeiter, die Besten der Produktion, nach der Natur zu zeichnen. Einer von ihnen war Tupichin, Stannarbeiter aus einem Bogoslowsker Bergwerk, der 1943 mit seinem Bagger 40 Zugladungen Kohle über die Jahresnorm hinaus verladen hatte.

Bald wurde in dem administrativen Bereich des Tagebaubetriebs eine Ehrentafel aufgestellt. Dann kam auch die satirische Ausgabe ‚Wily w bok‘ (‚Aufgespießt‘) über das Leben und die Arbeit in unserem Betrieb heraus, die tagtäglich meine Verse und Zeichnungen brachte. Ich war stolz, daß die Arbeiter mit Ungeduld jede neue Ausgabe erwarteten. Jetzt, viele Jahre später, kann ich ohne Furcht, unbescheiden zu wirken, sagen, daß diese Verse und Zeichnungen das gesellschaftliche Leben unseres Arbeitskollektivs in großem Maße belebt und zur Erfüllung des anspruchsvollen Planes für die Kohleförderung beigetragen haben.

Beflügelt von den ersten Erfolgen, faßte ich mir ein Herz und begann an einem riesengroßen Gemälde unter dem Motto ‚Was hast Du heute für die Front getan?‘ zu arbeiten. Ich malte es an die Holzwand des Kohlebunkers, der etwa so hoch wie ein fünfgeschossiges Haus war. Auf diesen Gedanken hatten mich die berühmten Plakate Moors gebracht, die der Künstler in den Jahren des Bürgerkrieges gemalt hatte.

Obwohl ich in großer Höhe in einem Hängekorb bei 25—30 Grad Kälte arbeiten mußte, gelang es mir dennoch, das Wandgemälde zu vollenden. Danach malte ich noch viele Plakate, die die Beschlüsse des Staatlichen Verteidigungskomitees und des ZK der KPdSU(B) propagierten.

Eines Tages besuchte eine Gruppe von Korrespondenten aus Swerdlowsk den Tagebaubetrieb des Trustes ‚Bogoslow-ugol‘. Sie wurden auf das Wandbild, die Plakate und Porträts aufmerksam und veröffentlichten in ‚Uralski rabotschi‘ einen größeren Beitrag über unsere Sichtwerbung, in dem auch meine Verse und Zeichnungen eingearbeitet wurden. Die Tätigkeit der Leitung unseres Arbeitskollektivs fand Anerkennung. Daraufhin wurde empfohlen, die Erfahrungen unseres Tagebaubetriebs in der Sichtwerbung in den anderen Rayons des Gebiets zu verbreiten. Bald machte man sich überall auf die Suche nach Gestaltern.

Der Leiter des Trusts ‚Bogoslow-ugol‘, Alexander Tschernegow, nahm großen Anteil an meinem Werdegang als Künstler. Bei einem Gespräch bat er mich zu überlegen, ob es möglich wäre, die Rolle von ‚Bogoslowka‘ in Kunstwerken zu zeigen (so wurde die Stadt während des Großen Vaterländischen Krieges von ihren Einwohnern genannt).

Für diese Arbeit bekam ich große Unterstützung. Zusammen mit mir begann der Leningrader Künstler Anatoli Mater zu arbeiten, der bis dahin mit einer Schablone die Nummern auf die Lokomotiven gemalt hatte. Wir erhielten Passierscheine für sämtliche Produktionsbereiche und konnten so mehr sehen. Uns wurde auch das notwendige Material zur Verfügung gestellt. Zu unserer gemeinsamen Freude bekamen wir eine Werkstatt im Klubkeller, wo wir den bei den Besuchen in den Tagebaubetrieben gesammelten Stoff auswerteten. Der Gestaltung von panoramaartigen Industrielandschaften, Porträts

und anderen Arbeiten im Auftrag des Trusts stand nun nichts mehr im Wege.

Ein Höhepunkt dieser Tätigkeit, die uns zu weiterem Schöpferum inspirierte, wurde die Ausstellung ‚Die Kohlebergwerke von Bogoslawsk in der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges‘, die 1945 im Geologischen Museum der Bergbauhochschule und im Haus der Kunstschaffenden in Swerdlowsk gezeigt wurde. Dort waren über 100 Werke zu sehen, die bei den Besuchern gut ankamen. Sehr angenehm ist es, heute die Eintragungen im Gästebuch zu lesen, das erhalten geblieben ist.

In Swerdlowsk wurde uns eine hohe Ehre zuteil: Wir wurden nämlich zusammen mit anderen Kollegen zur Ausgestaltung der Stadt, der Bergbauhochschule und des Geologischen Museums anlässlich des Besuchs einer britischen Gewerkschaftsdelegation herangezogen.

Die nächste Etappe meines Schaffens war die Arbeit als Bühnenbildner. Ein Jahr nach dem Sieg über den deutschen Faschismus und den japanischen Militarismus scharte Eugen Zabel, der vor dem Krieg als Regisseur tätig war, Schauspieler, die während des Krieges Kohle gefördert hatten, wie auch junge Laienkünstler um sich. Niveauvoll inszenierte er solche Stücke wie ‚Konfrontation‘, ‚Die Sprengung der Sophia-Kathedrale‘, ‚Baron von Blaschke‘. Mir wurde aufgetragen, die Vorstellungen unseres Laientheaters Bühnenbildnerisch zu gestalten. Einige Monate später stellte der Dirigent und Komponist Nikolaus Susi, der aus dem benachbarten Krasnoturjinsk gekommen war, eine Musikkapelle zusammen, in der Otto Biber (heute Chefchirurg von Karaganda), die Brüder Alexander und Hermann Deringer, beide große Musikliebhaber, Hermann Lade, Nikolaus Schmidt und Adam Gunst, ein vor dem Krieg in ganz Moskau bekannter Fachmann für die Reparatur von Musikinstrumenten, der auch selbst zahlreiche originale Instrumente gebaut hatte, mit Begeisterung spielten.

Zur großen Freude der Einwohner von Karpinsk führten die von Eugen Zabel und Nikolaus Susi geleiteten Künstlerkollektive die Operetten ‚Hochzeit in Malinowka‘ und ‚Der Strohhut‘ sowie Werke der ukrainischen Musikklassik auf, darunter ‚Der Offiziersbursche Schelmenko‘ und ‚Der Saporosher jenseits der Donau‘. In den ersten Nachkriegsjahren lebten in Karpinsk noch viele während des Krieges evakuierte Ukrainer, für die diese Vorstellungen ein Erlebnis waren.

Nach einigen Jahren kehrten viele Schauspieler und Laienkünstler heim. Das Estradenorchester, das von dem musikbesessenen Kornelius Tissen geleitet wurde, blieb aber noch jahrelang bestehen. Seine Solisten waren zum größten Teil Berufssänger. Stellvertretend für alle will ich die erfolgreichen Solisten Eduard Steinbrecher, Leo Fix, Wolodja Tschadajew, den ehemaligen Artisten des Moskauer Zirkus Nikolaus Kahn und Leo Altonen nennen. Manchmal gastierte das Estradenorchester in anderen Städten des Gebiets Swerdlowsk. Im Jahre 1950 wurde in Karpinsk unter Leitung von Nikolai Kolpakow das erste Berufstheater gegründet. Ein Jahr darauf zog ich nach Nishni Tagil, der Stadt der Metallurgen, Maschinenbauer und Chemiewerker, um.

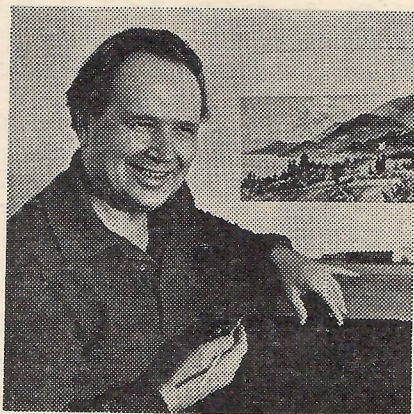
So sahen die Schule und die Praxis während meines Werdegangs als Künstler aus.

Nie habe ich meine Arbeiten in gesellschaftliche und private unterteilt. Sie sind in meinem Schaffen eng miteinander verknüpft.

Alles, was Gebot der Zeit war und das Leben des Volkes ausmachte, bewegte mich und ging mir zu Herzen. Dieses Empfinden wohnte mir stets inne. Und heute, da ich meine Arbeiten zu meinem 60. Geburtstag ausstelle, kann ich wieder und wieder sagen: Die Einheit zwischen der bewußten Pflicht gegenüber der Gesellschaft und dem unablässigen inneren Bedürfnis, sie künstlerisch zum Ausdruck zu bringen, ist die Triebkraft meines Schaffens. Deshalb habe ich in der fernen, doch heute unendlich teuren Kriegszeit trotz aller Schwierigkeiten nie mein persönliches Leid zum Gegenstand meiner Kunst gemacht.

Ich bin überzeugt: Alle, die in jenen für unsere Heimat so schweren Jahren moralisch und physisch durchhielten, handelten genauso, wie ich gehandelt habe. Und eben diese Menschen wollte ich hier, wo ich von mir selbst erzählt habe, zeigen.“

ZU UNSEREN FARBILLUSTRATIONEN



Leonid Neumark, geboren 1928 in Nowograd-Wolynsk in einer Eisenbahnerfamilie. Arbeitete nach dem Krieg beim Holzeinschlag und im Kohlenbergbau. Beendete den Kursus für Malerei am Unionshaus des Volksschaffens, war als Kunstmaler in Usbekistan und in der Ukraine tätig. Seit 1961 als Mitarbeiter „Sowjetskaja Wolyn“ in Luzk. Teilnehmer an verschiedenen Kunstausstellungen. Im Oktober 1981 wurde eine Ausstellung seiner Werke in Kiew veranstaltet. Seine Zeichnungen erscheinen oft in Lokal- und Zentralzeitungen.

Beiträge zur Geschichte der Sowjetdeutschen



Lew Malinowski, geb. 1925 in Moskau, war in den Nachkriegsjahren Propagandist bei der Sowjetischen Militärverwaltung in Schwerin. Studierte in Moskau Fremdsprachen, Korrespondent der Zeitung „Neues Leben“ in Barnaul. Seit 1978 Dozent an der Altaier Universität. Verfasser einiger bedeutender Beiträge zur Geschichte der Sowjetdeutschen.

Lew MALINOWSKI,

Kandidat der historischen Wissenschaften

DIE ZEIT DER REFORMEN*

Die Frühlingssonne steht schon hoch am Himmel, von den dampfenden Feldern in der Steppe steigt der Dunst der aufgewühlten Erde. Die Straße, die sich durch die Felder zieht, ist noch aufgeweicht und naß. Eine schwere Kutsche bewegt sich ächzend von Wasserloch zu Wasserloch...

Links liegen die Felder der Kolonisten; kaum einen Menschen oder ein Pferd sieht man in der Steppe; auf den ebenen, gut bestellten Schlägen werden sich bald die grünen Spitzen der aufgehenden Saat recken. Rechterhand plagen sich auf schmalen Feldstreifen einige Bauern mit Ochsendgespannen und schweren Pflügen.

Als die Kolesche hält und ihr ein Barin im schwarzen Paletot und mit Zylinder entsteigt, bleibt auch das Bauerngespann stehen. Ehrfurchtsvoll verneigt sich der ukrainische Pflüger vor dem Fremden.

* Siehe auch Hefte 1, 2/1981

Ein Gespräch entspinnt sich nach kurzer Begrüßung.

„Wie kommt es, mein Lieber“, fragt der Zugereiste den Steppenbauern, „daß die Felder der Deutschen da schon bestellt sind. . . und ihr kriecht immer noch mit den Ochsen im Dreck herum? Warum macht ihr es nicht so wie der Kolonist und schafft euch Pferde und einen eisernen Pflug an? Es würde doch schneller gehen, nicht wahr?“

„Gewiß ginge es besser, euer Gnaden. . .“ pflichtet ihm der Bauer bei, ohne den Blick von den dunkel polierten Griffen seines schweren Geräts zu heben.

„Woran hängt's dann? . . .“

„Vater und Großvater haben mit den Ochsen gepflügt, wir können es nicht ändern. . . Der Deutsche hat seine Ordnung, wir haben die unsere. . . Er hat eine Uhr im Hause, wir leben nach der Sonne. Wie besessen läuft der verfluchte Njemez hinter seinem Pflug her, bestimmt schafft er sein Feld viel schneller. . .“

„Aber Pferde anschaffen könnt ihr doch auch? . . .“

„Anschaffen schon. Aber dann kommt der Starost und sagt: ‚Wenn du Pferde hast, kannst du auch außer der Reihe anspannen und in die Stadt fahren. . .‘ Bei den Deutschen herrscht Ordnung. In unserem Dorf aber wirtschaftet die Obrigkeit wie sie will. Kaum hat man sich ein Haus gebaut oder ein Pferd gekauft — schon hat man eine Einquartierung oder muß einen Herrn in die Stadt fahren — und das Feld liegt brach! . . .“

Nachdenklich steigt der Fremde in seine Kutsche. Offenbar sind es doch nicht so sehr die nationalen, wie die sozialen Ursachen, die es unmöglich machen, daß der ukrainische Bauer sich ein Beispiel an seinem deutschen Nachbarn nimmt, muß er innerlich eingestehen. Es ist der russische Ethnograph und Schriftsteller A. S. Afanassjew-Tschushbinski, der 1861 die Südukraine bereist¹. Das Gespräch mit dem Pflüger, das wir eben anführten, schreibt er später in seinem Reisebuch nieder. Die Beobachtungen Afanassjew-Tschushbinskis finden wir auch in zahlreichen Berichten der Gouverneure bestätigt, die sich mehrfach darüber beklagen, daß die „umliegende Bevölkerung“ die besseren Landbaumethoden der Kolonisten nicht nachahmen will².

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die für die damalige Zeit fortgeschrittenen Arbeitsweisen und Lebensgewohnheiten der Kolonisten unter den anderen Völkern zu ver-

breiten. Die Vorstellung, daß man die europäische Lebensweise ohne weiteres in die Steppen verpflanzen kann, spukte noch in vielen Beamtenköpfen herum. Ernste Versuche machte der Oberrichter des Vormundschaftskontors zu Saratow Frese in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Er wollte die Wirtschaftsweise der südlichen Mennoniten, besonders Waldpflanzung und veredelte Schafzucht, bei den Wolgadeutschen einführen. Doch trotz gleicher Sprache und der europäischen Herkunft der Wolgakolonisten gelang der Versuch nicht; die sozialen Verhältnisse an der Wolga waren anders. Das bestehende Mir-System ließ keine Anhäufung des Landes und des Kapitals in der Hand des Großunternehmers oder des Kulaken zu. Die jungen Leute, die im Süden ausgebildet wurden, konnten in den Heimatdörfern an der Wolga nichts ausrichten. Sie stießen auf die tauben Ohren der Bauern und deren Unwillen, etwas an der hergebrachten Ordnung zu ändern. Das Mir-System war in den zurückliegenden 60 Jahren schon zur Tradition geworden, und auch bei den Vorfahren der Wolgadeutschen in Hessen und Württemberg war die Alleinerben-Sitte nicht üblich gewesen. Die Wolgagegend wurde so ein hartes Pflaster für die Reformen.

Sogar im Süden waren einige Projekte gescheitert. So der Plan von Kornies, deutsche Bauweise und bessere landwirtschaftliche Methoden bei Russen und Nogaiern einzuführen. (Siehe unseren Beitrag in „HW“ 2/1981.)

Längst auch waren die Zeiten vorbei, in denen der deutsche Bauer im Süden den großen Schafzüchtern nachlief. Die Schafzucht ging von Jahr zu Jahr zurück: Das Getreide, der harte ukrainische Weizen, beherrschte den Markt und die Seele des Bauern und des Kaufmanns. Immer größer wurden die Säckeberge und die Speichertürme von Odessa, Taganrog und auch in Saratow, immer öfter erschienen jüdische Händler in den deutschen Dörfern:

„Vater, habt ihr Weizen zu verkaufen?“

Und der „Vater“, der Vollwirt, hatte. Er hatte seinen 65-Deßjatinen-Anteil schon voll unter den Pflug genommen. Fast die Hälfte bestellte er alljährlich mit Weizen, den Rest ließ er ruhen. „Perelog“, Wechselwirtschaft, diese altertümliche Wirtschaftsweise, machte sich vorläufig noch bezahlt. Auch Arbeitskräfte hatte der Vollwirt: Drei Viertel der Landarbeiter etwa kamen aus dem eigenen Dorf. Es

handelte sich um die zweiten und die dritten Söhne der Bauern, die vom Alleinerben abgefunden worden waren und keine eigene Feldwirtschaft besaßen. Ihre Forderung nach Teilung der Wirtschaften hatte die Obrigkeit mit dem Bemerken abgewiesen: Die Vollwirtschaft bringe bis zu 1000 Rubel Reingewinn jedes Jahr, die halbe Wirtschaft dagegen reiche nur zum Leben. 23 Deßjatinen Saat galten als das notwendige Minimum für eine Bauernfamilie — wer 12 Deßjatinen oder nur eine Hofstelle besaß, der mußte sich verdingen, um leben zu können.

Die russischen und die ukrainischen Tagelöhner und die Knechte auf Zeit sind in diesen Jahren noch knapp: Um von seinem Gutsbesitzer oder vom Gutsverwalter einen Paß für die Fußwanderung in die Kolonien zu erhalten, muß der Bauer seine Steuern und Abgaben bezahlen und auch noch die Gebühr für den Paß entrichten. So entwickelt sich allmählich das „Wintermieten“: Der Kolonist schickt seinem Arbeiter den Lohn im voraus, also noch im Winter, der wiederum bezahlt seine Steuern und den Paß und arbeitet im Sommer (von Mai bis Oktober) den Lohn ab.

Trotz des guten Lohns bei den Kolonisten (bei den Menoniten an der Molotschna verdiente Ende der 60er Jahre der Mann vom Mai bis Oktober im Mittel 85 Rubel und die Frau etwa 60 Rubel³) konnte sich der russische Arbeiter nur in 10 Jahren das Geld zum Kauf einer Wirtschaft erarbeiten (der Preis einer Wirtschaft im russischen Dorfe lag bei 150—200 Rubel).

Auch für ein junges deutsches Ehepaar war eine selbständige Wirtschaft meist nur ein Traum: Allein das Land einer Vollwirtschaft kostete 1800 bis 2100 Rubel. Das Landarbeiterleben wurde daher in vielen Familien erblich. In den deutschen Dörfern mit einst gleichen Häusern und gleichen Landstücken bildeten sich nun armselige Nebenstraßen und Hinterreihen, in denen die Lehmkatzen standen. Die Klassenteilung im deutschen Dorf wurde für jeden sichtbar. In Ribensdorf bei Woronesh hatten schon im Jahre 1817 manche Familien nur 2 Deßjatinen Land, zwei Reiche aber „hielten die anderen in mehr oder weniger knechtischer Abhängigkeit“⁴. An der Wolga wurden die Feldschläge der Kolonisten immer kleiner und lagen immer weiter in der Steppe: Schon 1810 mußte mancher Kolonist 30 Werst von seinem Dorf ackern⁵.

Auch im Süden, wo das Land in unteilbare erbliche Stellen geordnet war⁶, bildete sich schnell ein landloses Proletariat. So zählten 1867 in allen Mennoniten-Kolonien des Südens nur 36,7% der Wirtschaften zu den Vollwirten, wogegen Landlose und Kleinbauern 49% ausmachten⁷. Schon 1841 gab es in den Chortizer Kolonien bis zu 56% Landlose. Die Kleinbauern waren die Anwohner auf den „Handwerkeranteilen“ zu 12 Deßjatinen oder die Viertelwirte mit 16 Deßjatinen. Das war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig, denn 23 Deßjatinen wurden, der Leser erinnert sich, als das Minimum — zum Leben, nicht zum Verdienen! — für eine Bauernfamilie betrachtet. Die Anzahl der Landlosen in den einzelnen Dörfern hing dabei stark von dem Alter der Ansiedlung ab: Die später gegründeten Kolonien hatten offiziell nur wenig oder gar keine Landlosen, in den alten Kolonien machten sie schon die Mehrheit aus.

Diese Unmenge von armen Leuten in den reichsten Kolonien ernährte sich vor allem als Landarbeiter, als Knechte oder auch als Pächter bei den Gutsbesitzern. Mit der Entwicklung des Getreidehandels jedoch stieg der Landpreis und damit die Pacht. Die Lage der Pächter wurde immer schwieriger. Der niedergehende Feudalismus mit seiner Unterdrückung, mit den räuberischen Beamten und der staatlichen Bevormundung der Bauern tat sein Übriges. Wenn die deutschen Kolonisten auch keine Fron beim Gutsbesitzer (mit Ausnahme der entrechteten deutschen Pächter und Zinsbauern in Wolhynien) und keinen Blutzoll durch Rekrutierung kannten, so waren allein schon die Beamten schlimm genug. Sie „forderten, statt zu helfen“, wie das der mennonitische Historiker D. H. Epp sehr milde zum Ausdruck bringt⁸, und „suchten dabei in selbstüchtiger Weise, den eigenen heruntergekommenen Verhältnissen auf Kosten der Kolonisten aufzuhelfen“.

Und nun verbündeten sich die neuen Ausbeuter mit den alten; der reiche Kolonist, der Schulze, der Händler mit dem Beamten, mit dem Inspektor der Kolonien, mit den adligen Bürokraten im Fürsorgekomitee, um noch „erfolgreicher“ in den Kolonien hausen zu können. Prügel, Mißbrauch der Amtsgewalt, Vetternwirtschaft, Vergeudung der Gemeindemittel — das alles war in den Kolonien auf der Tagesordnung in den zwei Jahrzehnten vor der Reform 1861.

Da besannen sich die Bauern auf die Bergpredigt und auf die vielen anderen Stellen im Evangelium, in denen gegen den Wucher mit dem Pfunde und gegen die Reichen gepredigt wird. Das war um so verständlicher, da im Leben der Bauernschaft zu dieser Zeit die religiösen Vorstellungen sehr verbreitet waren. Außerdem gab es gerade bei den deutschen Bauern eine reiche Tradition, Christentum und Bibel gegen die Herrschenden einzusetzen. Das machten schon die Anabaptisten, die Vorläufer der Mennoniten und auch die Separatisten. Letztere hatten sich noch in Schwaben mit der Kirche verfeindet und Staat samt Pfaffen und Reichen als Teufelswerk verdammt.

Abtrünnige Pastoren und Prediger wie Lindl in Sarata, Bonekemper in Rohrbach, Wüst bei den Mennoniten wurden zu Verbreitern der neuen Ideologie in den Kolonien und sogar in den angrenzenden Russendörfern (so Bonekemper in Osnowa schon Ende der 20er Jahre) und zu Gründern oder Wegbereitern der neuen Sekten.

Diese Bewegungen und Sekten, die „sich auf das Urchristentum besannen“ und gegen den Reichtum predigten, gleich, ob sie sich nun Wüstisten, Hüpfen, Brüdergemeinde oder Baptisten nannten, bestanden zunächst aus lauter Armen. Sie gaben ihnen die ideale Rechtfertigung für ihre Feindschaft gegen die Reichen, gegen die Kirche (darunter auch gegen die kirchlichen Altmennoniten, gegen ihren Konvent) und auch gegen die Obrigkeit, die es mit den Reichen hielt. Später gesellte sich dazu auch die Feindschaft gegenüber den russischen Popen, die den Stundismus — so wurde der Baptismus genannt — verfolgten, weil er ihre Gläubigen abtrünnig oder widerpenstig machte und ihre Einkünfte schmälerte.

Der innere Zusammenhang dieser religiösen Bewegungen mit der Landfrage im deutschen wie im russischen Dorf war für die Zeitgenossen unverkennbar. Die „Brüder“ wurden des Kommunismus bezichtigt, worunter man ihr Streben nach der allgemeinen Teilung des Landes, ob es sich nun um das Land der Vollwirte oder das der russischen-Gutsbesitzer handelte, verstand. Gleichzeitig behauptete man, sie würden sich gegen alles Hergebrachte auflehnen, gegen Moral und Traditionen, selbst gegen den Zarismus. Von da an war es — wie man sich denken kann

— nur ein Sprung zu der amtlichen Verfolgung der Sektanten durch Polizei und Gerichte.

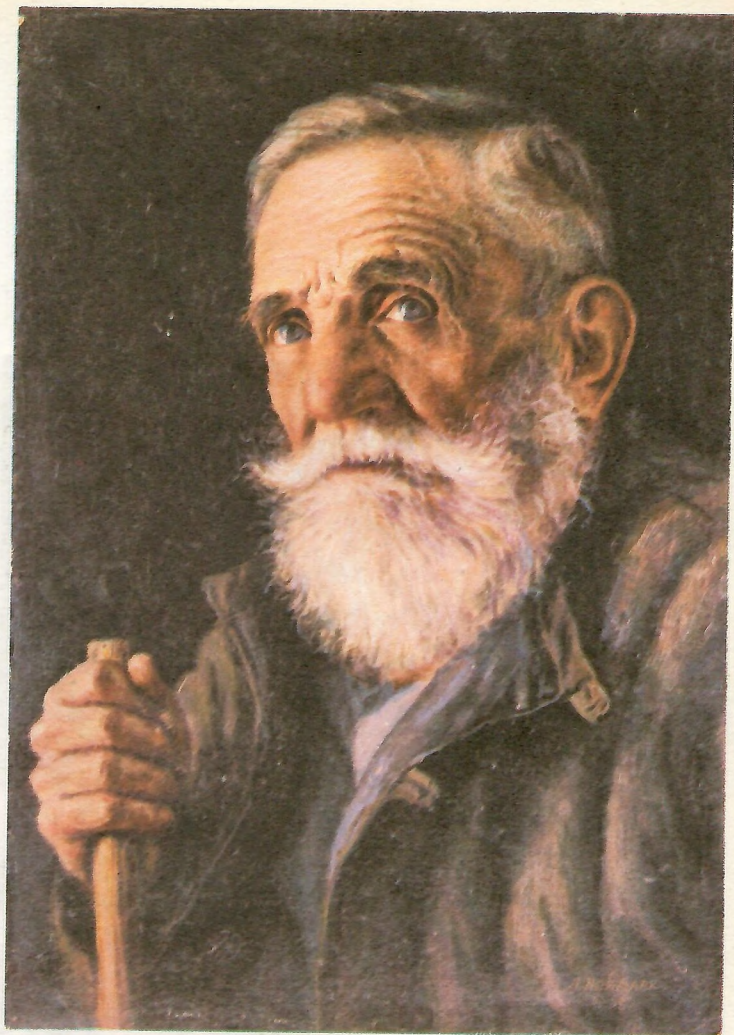
So schworen im Jahre 1863 die Hüpfprediger aus Chortiza Hübert und Becker öffentlich der Obrigkeit und den Behörden ab. Ein Jahr zuvor hatten die Einwohner von 16 Dörfern in einer Petition ihren Unwillen bekundet, „die Anhänger der Sekte weiterhin in den Gemeinden zu dulden“. Die Prediger wurden bezichtigt, Gläubige zur Abkehr vom orthodoxen Glauben bewegen zu haben, und in die Türkei ausgewiesen.

In Wirklichkeit strebten aber die Sektanten nicht mehr als ihr durch Zarenukase verbrieftes und vererbtes Recht auf Land (65 Deßjatinen je Familie, die die Mennoniten bereits hatten) an und ihre angestammten Kolonistenprivilegien. Waren sie doch die Kinder derjenigen, denen Katharina II. und Paul I. ihre Vorrechte feierlich beglaubigt und bestätigt hatten. Die Regierung hatte diese Privilegien inzwischen sogar bekräftigt, als sie 1857 ein Reglement für die Kolonien herausgab und in ihm alle alten Ukase auszugsweise wiederholte (Ustaw o kolonijach innostran-nych, 1857).

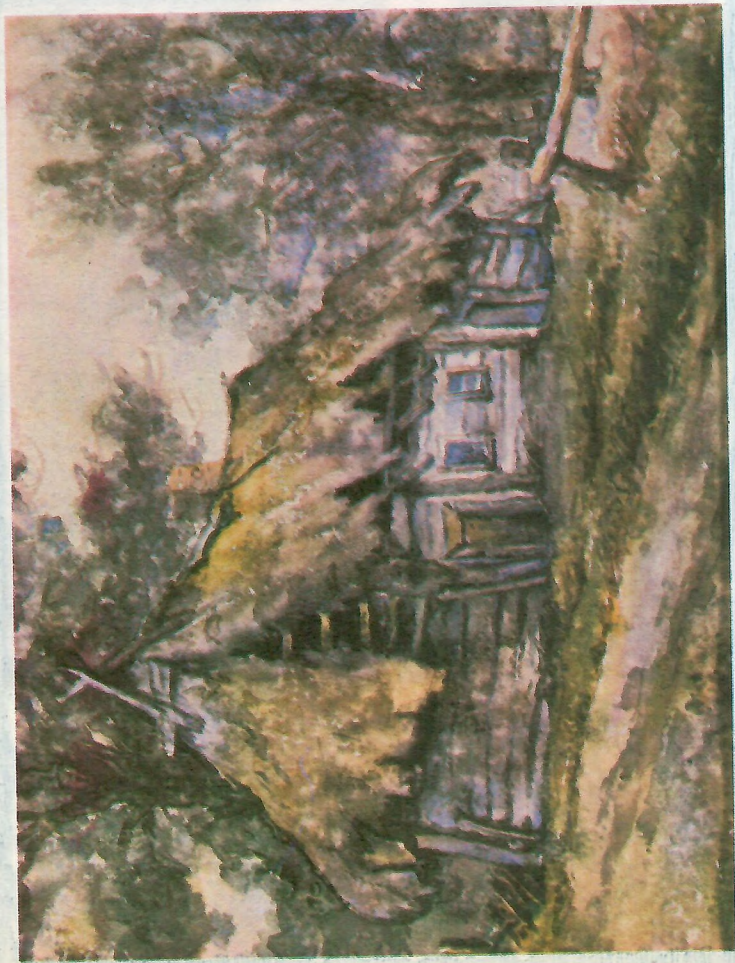
Doch weder die Reichen noch ihre Freunde, die Beamten, wollten von diesen jedem Kolonisten zustehenden Rechten und Vorrechten etwas wissen. Und bald änderte die Regierung ihre Praxis auch stillschweigend, Kolonisten wurden keine freien Staatsländereien mehr überlassen. Um ihre jungen Familien sollten sie sich selbst fortan sorgen und das Land für den Nachwuchs käuflich erwerben. Aber der Boden stieg im Preis, besonders im Süden und in der Nähe der Städte, wo die Kolonisten lebten. Bestenfalls verwies man die Bittsteller auf den Nordkaukasus oder die Steppen hinter der Wolga, die immer noch von Nomadenvölkern nur spärlich benutzt wurden und das Land noch fast nichts kostete.

Der deutsche Bauer wollte aber vorerst nicht wegziehen, er verlangte Boden in seinem Heimatdorfe, indem er auf das Anwesen seines reichen Mitbürgers wies. Vorerst allerdings noch mit dem Finger und noch nicht mit der Mistgabel.

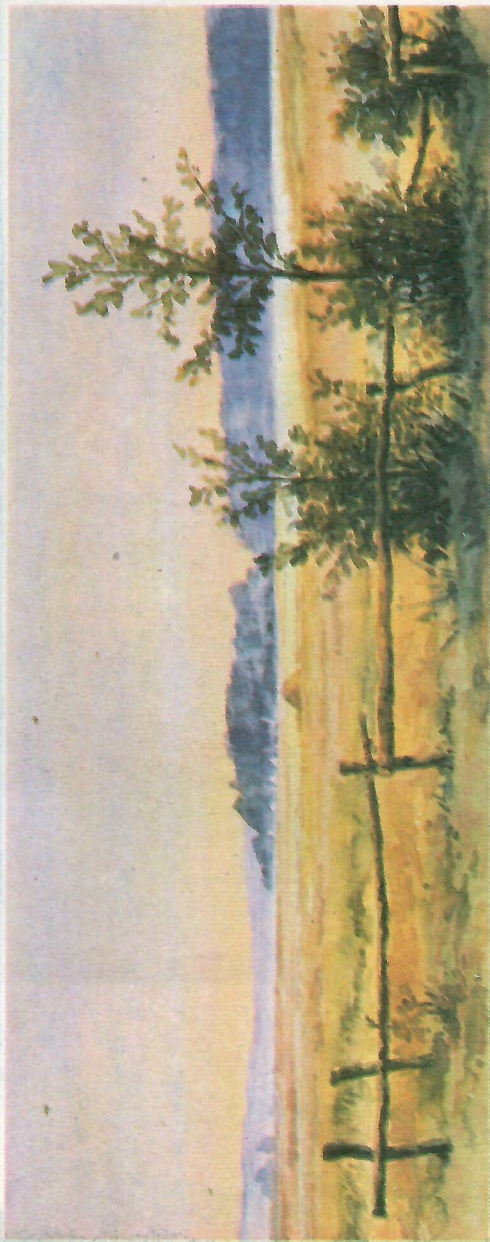
Die Regierung hatte bereits ihre Erfahrungen mit den widerspenstigen russischen Bauern, die besagte Gabel und den „roten Hahn“ mehrfach gegen die Gutsbesitzer in Anwendung gebracht hatten. Strafexpeditionen und reich-



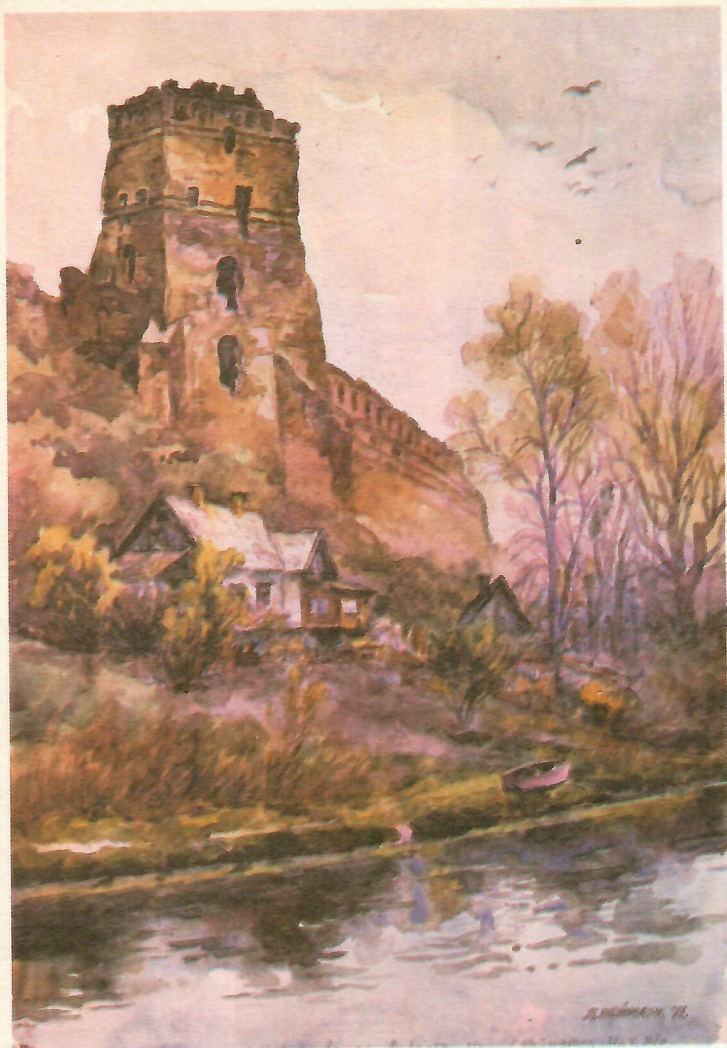
Leonid Neumark.
Porträt des Vaters.



Leonid Neumark.
Das verlassene Haus



Leonid Neumark.
Gleich hinter dem Dorf



Leonid Neumark.
An der alten Festung

liche Peitschenhiebe hatten dort vorerst geholfen. . . Gegen die aufmüppigen Deutschen aber waren Ruten oder Gewehre schlecht zu verwenden — befürchtete man doch, der deutsche Kolonist werde dann nicht nur wegen der verbrieften Rechte rebellieren, sondern auch dem russischen Reiche den Rücken kehren. Dann aber wären einige fruchtbare Landstriche verödet und der Wirtschaft Schaden zugefügt worden. Auch mancher Gutsbesitzer hätte gewiß um seine deutschen Pächter getrauert, die den Pachtpreis so schön in die Höhe treiben halfen.

So wirkte die revolutionäre Situation in Rußland der 60er Jahre des XIX. Jahrhunderts, die die Regierung Alexander II. zur Bauernreform 1861 zwang, auch auf das deutsche Dorf, wo die Reform ebenfalls zur Tagesfrage wurde, „denn hier waren spezifische Verhältnisse vorhanden“, wie D. Schmidt in seinem Buch über die Wolgadeutschen schreibt.⁹

Diese Verhältnisse bewirkten aber zugleich, daß die Regierung hier nicht mit solcher Eile wie im russischen Dorf zu handeln brauchte, denn es knisterte im Gebälk hier noch nicht so stark. Deshalb unternahm die Regierung 1866 zunächst einen Versuch und unterstellte die ärmeren Kolonistengebiete (Wolgadeutsche, Petersburger, Belowesher und die Riebensdorfer Kolonisten) der Gerichtsbarkeit der lokalen russischen Behörden. Es verlief ohne besondere Schwierigkeiten, denn diese Kolonien hatten schon seit langem die russische Mir-Ordnung übernommen. Die Armen wurden hier, ebenso wie im russischen Dorfe, mit dem Hinweis abgespeist, die Gemeinde würde schon für ihre Mitglieder sorgen.

Im Süden, bei den Mennoniten, versuchte man es zunächst mit einer teilweisen Reformierung. Um die Klassen-gegensätze zu mildern und die unzufriedenen Landlosen zu beschwichtigen, verfügte die Regierung 1866, daß die Anwohner in den Dorfversammlungen das Stimmrecht erhalten. Eine Verordnung von 1869 verfügte, das Gemeinland unter den Landlosen aufzuteilen. Aber die Regierung und das Ministerium der Reichsdomänen, die die Sache in die Wege leiteten, unterschätzten die Schärfe und das Ausmaß der Gegensätze, die in den südlichen Kolonien wüteten. Das Regierungsprojekt von 1869, das auch als Musterbeispiel für alle anderen Kolonien dienen sollte,

sah vor, daß der Anteil der Vollwirte an der Molotschna von 88,4% des gesamten Landes auf 78% absinkt. Das hätte die Vormacht der Vollwirte im Dorfe nicht angetastet. Die Landlosen sollten nach diesem Projekt mit einem Butterbrot, das heißt, mit je 16 Deßjatinen als Viertelwirte, abgepeist werden. Nach wie vor war das für sie keine ausreichende Lebensgrundlage, sondern hätte sie auch künftig den Vollwirten als billige Arbeitskräfte ausgeliefert. Aber selbst dazu waren die Vollwirte nicht bereit. Höchstens 10 Deßjatinen wollten sie einer Anwohnerfamilie zugestehen, damit ihnen die Knechte erhalten blieben.

Bei beiden Vorschlägen war übrigens klar, daß sie nicht zu verwirklichen sein würden. In der Altkolonie, in den deutschen Dörfern um Chortiza beispielsweise gab es schon 720 landlose Familien, aber nur 2500 Deßjatinen Gemeineland¹⁰. 250 Familien hätten demnach winzige Kleinwirtschaften von je 10 Deßjatinen erhalten können, während für 470 Familien nun jede Hoffnung auf ein Stückchen Land entschwunden wäre. Und dennoch behagten den Vollwirten auch diese beschnittenen Vorschläge zur Lösung der Landfrage nicht. Sie hatten Angst vor den Armen, davor, daß sie mit ihrem Stimmrecht in der Gemeinde das Übergewicht bekommen und die Macht im Dorfe an sich reißen könnten. Sie bangten auch um ihre Einkünfte aus den gepachteten Gemeinelandereien, denn die billige Pacht wurde meist den Reichen überlassen, die ihre Freunde in den Schulzenämtern hatten. Auch die Armen verstanden gut, daß die Aufteilung des Gemeinlandes nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein würde. Nicht einmal die bereits vorhandenen Landlosen konnte man damit befriedigen. (Und sie verlangten ja nicht 10, sondern 60 Deßjatinen!) Abgesehen von kommenden Geschlechtern, die ebenfalls ihren Anteil fordern würden.

Aktive Gegner dieser halben Reform fanden sich auch in Regierungskreisen. Baron Medem vom Ministerium der Staatsdomänen und Staatsrat Ettinger vom Fürsorgekomitee hintertrieben die Weisungen der Regierung im Interesse der Vollwirte und verfolgten hartnäckig sogar jene Vertreter der Armen, die diese Reform unterstützten und sich mit den kleineren Anteilen an Land begnügen wollten. Es ging soweit, daß einer dieser Vertreter, der Mennonit Thiessen, ins Ausland fliehen mußte, um den Nachstellun-

gen der Reichen und ihrer beamteten Helfer zu entgehen.¹¹ Schließlich wurde nur in wenigen Dörfern das Gemeindefeld wirklich nach diesen Vorschlägen aufgeteilt.

So ging der Test der Regierung im Süden größtenteils daneben. Im Jahre 1866 versammelte sie 156 Vertreter der Kolonien in Odessa, um, wie sie vorgab, die brennenden Fragen des Kolonistenlebens zu besprechen. Zur Konferenz kamen aber nicht gewählte Vertreter der Kolonisten, sondern die Dorf- und Oberschulzen, also lauter Vollwirte und lokale Machthaber auf dem Lande. Auf dem Programm standen dann auch — wie zu erwarten — nur zweitrangige Fragen, wie über die Zentralschulen, die Waisenkassen oder die Feuerversicherung. Kein Wort galt der Landfrage, den Landlosen oder der bevorstehenden Reform.

Und dabei war die Reform im russischen Dorf bereits durchgeführt! Mehr noch, auch in den deutschen Kolonien regte sich die bürgerliche Öffentlichkeit. Seit 1863 erschien die „Odessaer Zeitung“, das einflußreichste deutsche bürgerliche Presseorgan. In ihr wurden das Landlosenproblem und andere brennende Fragen (die Feuerversicherung gehörte nicht dazu) des langen und des breiten besprochen. Das war ein großer Unterschied zu dem früher erscheinenden „Unterhaltungsblatt für die deutschen Ansiedler“, das von 1845 bis 1863 vom Fürsorgekomitee offiziell herausgegeben und in den Schulzenämtern pflichtgemäß abonniert wurde. Die neue Zeitung trat dafür ein, die Schulzenversammlung in eine ständige Vertretung der Kolonisten, also in eine Art Bauernparlament, zu verwandeln.¹²

Die Versammlung aber ging auseinander, ohne ein Wort über das Wichtigste zu verlieren. Die Reform wurde durchgeführt, formell mit dem Zarenukas vom 4. Juni 1871¹³ sahen sich alle Kolonien den lokalen russischen Behörden unterstellt. Alle Sonderverwaltungen wurden aufgehoben, die Geschäftsführung hatte nun in russischer Sprache zu erfolgen und ab 1875 mußten auch die Kolonisten wie die russischen Bauern Rekruten für den Zaren stellen.

Statt einer Befreiung vom Feudalismus und seinen Fesseln bekamen die Kolonisten derart also mehr Abhängigkeit von den Zarenbehörden zu spüren. Zwar hatten in den Dorfversammlungen von nun an auch die Anwohner ihre Vertreter, doch sollte die Mehrheit unbedingt bei den Voll-

wirten bleiben: Sie erschienen alle in der Versammlung, von den Kleinbauern aber nur einer von zehn, so daß die Kleinbauern praktisch dann doch kein Wahlrecht bekamen... und keine Aussicht auf Landanteile. Die Steuern konnten jetzt ausgekauft und das Land damit steuerfrei gemacht werden. Aber das vermochten nur die reichsten Kolonisten. Auch war die Möglichkeit gegeben, das Gemeindeland in Hofstellen (Chutors) zu verwandeln, doch nicht alle Kolonien hatten Gemeindeland.

So hat diese den Kolonisten aufgezwungene Reform praktisch nichts im täglichen Leben der deutschen Bauern geändert. Allerdings bestand jetzt z. B. kein Verbot mehr, sich aus der Kolonie zu entfernen und andere, nicht bäuerliche Berufe zu ergreifen. Und wem die Reform aus irgendwelchem nationalen oder religiösen Grunde nicht paßte, der durfte im Laufe von 10 Jahren wohin es ihm beliebte auswandern.

Einen gewissen Nutzen brachte die Reform insofern, als der alte Zopf der feudalen Mißwirtschaft und der tagtäglichen Bevormundung abgeschafft wurde. Jeder Kolonist verfügte nach wie vor über das Land, das er benutzte (bei den russischen Bauern wurde 1861 noch abgeschnitten). Der Kolonist konnte sich auch von der Landstelle lossagen. Und er bekam dieselben Rechte und Pflichten wie jeder russische Untertan. Die Befreiung vom Feudalismus aber wurde durchgeführt, ohne auf die spezifischen Verhältnisse des deutschen Dorfes zu achten. Man nahm den Bauern die Ketten sozusagen zusammen mit den nationalen Stiefeln ab.

Die Bauern deuteten deshalb auch die teilweise Angleichung an das russische Dorf (die volle Angleichung war nicht möglich, das sahen selbst die Reformer ein) auf ihre Weise, nämlich als Schritt zur vollständigen Gleichschaltung mit dem russischen Dorf, als etwa russische Sprache in der Schule, orthodoxe Religion in der Kirche, russische Armut im Hause und russische Peitsche in der Armee.

„Wir stammen aus dem deutschen Reich,
nun sind wir doch den Russen gleich...“

— so sangen die Kolonisten zu dieser Zeit¹⁴, bekannt mit der schweren Lage des russischen Volkes, die nun auch dem deutschen Bauern drohte, und bereiteten sich, gegen alle Erwartungen der Regierung, zur Auswanderung aus

Rußland vor. Die Angst vor dem Dienst in der russischen Armee (die frühere Dienstzeit von 25 Jahren, praktisch das ganze Leben, und das Spießrutenlaufen unter Nikolaus I. waren noch frisch im Gedächtnis des Volkes) und die ungelöste Landfrage gaben den Ausschlag — Zehntausende ergriffen den Wanderstab und zogen nach ... Amerika. So entstanden in den Prärien des Westens der USA und in den Steppen von Kanada zahlreiche rußlanddeutsche Siedlungen.

Für viele war das nicht die erste Wanderung. Die Not hatte sie schon früher von Ort zu Ort getrieben. „Der Wandertrieb“ der Deutschen hing also keinesfalls vom Nationalcharakter ab: Bei gutem Leben (und das hieß damals genügend Land!) wäre niemand aus seiner Heimat weggezogen. Ein Beispiel soll das belegen: 1836 waren mehrere junge Familien aus Landmangel von Chortiza in die Steppe an der Molotschna übersiedelt, wo schon andere Mennoniten in der Nähe lebten. Sie gründeten, 145 an der Zahl, die Dörfer Bergtal, Schönfeld, Schöndorf, Heubuden und Friedrichstal. Dort lebten sie bis 1870. In jenem Jahre wurden aber diese Dörfer der Mennoniten mit einem Schlag verlassen, fast alle ehemaligen Chortizer gingen nach Amerika. In ihre Häuser zogen andere deutsche Kolonisten, in Friedrichstal sogar russische Bauern ein¹⁵.

Es fragt sich, warum die deutschen Bauern damals nicht in das Land ihrer Ahnen, also nicht nach Deutschland zogen, das gerade geeinigt worden war und zu einer Großmacht wurde? Warum ging der rußlanddeutsche Bauer trotz größerer Ausgaben und trotz erheblicher Schwierigkeiten doch nach Übersee?

Die Antwort kann nur in den sozialen Verhältnissen des damaligen Deutschland liegen: der „russische Kolonist“ war inzwischen kein deutscher Handwerker oder armer Bauer mehr, wie noch 1763. Ihm waren in Südrußland die angebotenen 16 Deßjatinen Schwarzerde zu klein, er verlangte 60 und war schon gewohnt, auf dem weiten Feld extensiv zu arbeiten: Er bestellte viel, pflügte seicht, düngte nicht, brachte aber in einem günstigen Jahr die Frucht mit seinem schweren eisenbeschlagenen Wagen haufenweise ein. Auch sein Charakter hatte sich geändert. Gestählt durch die Schwierigkeiten und die Entbehrungen der Jahrzehnte in der rauhen Steppe, wurde der Kolonist selbständig, unabhängig, er bekam grobe, rauhe Züge. Ein solcher

Charakter paßte gut für die weite Steppe, fügte sich aber kaum in die kleinliche Enge der westdeutschen Städte und Dörfer oder unter die Junkerknute auf den preußischen Kartoffelfeldern. Wer sollte ihm dort auch die geforderten Deßjatinen überlassen? Doch nicht etwa die Junker, die höchstens eine Landarbeiterkate zu geben bereit wären (das konnten später die vielen Wolhyniendeutschen bestätigen, die nach 1900 nach Preußen übersiedelten und dort wirklich nur Landarbeiter werden konnten).

Dagegen war in Amerika Land genug vorhanden. Mehr noch — 1862 war in den USA ein Gesetz angenommen worden, wonach jeder Einwanderer im Westen der USA für den Pappenstiel von 10 Dollar ganze 65 Hektar Land erhalten konnte. Die Agitation der deutschen und der amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften, die bei der Überfahrt verdienen wollten, tat ihr Übriges—man packte seine Siebensachen und segelte über den „großen Teich“ nach Amerika.

Aber nicht jeder hatte Geld und Mut genug, Rußland mit Amerika zu vertauschen und vielleicht aus dem Regen in die Traufe zu kommen. Für die Mehrheit der Kolonisten war Rußland in dem abgelaufenen Jahrhundert schon zur Heimat geworden. Sie wollten hier glücklich werden und zu Wohlstand kommen. Aber Land, Land mußte man doch um jeden Preis haben!

Da die Aufteilung des Gemeindelandes wenig nutzte oder — weil nicht vorhanden — auch gar nicht möglich war, sann man auf andere Wege, das leidige Landlosenproblem zu erledigen. In Chortiza schlugen reiche Vollwirte vor, ihnen das Gemeindeland in Pacht zu überlassen, für die Pachtsumme aber neues Land für die Landlosen zu kaufen. Sie gedachten auf diese Weise das Gemeindeland in der Hand zu behalten und sich zugleich die Landlosen vom Halse zu schaffen. Schon 1868 nahmen 16 Großbauern die 2500 Deßjatinen Gemeindeland in Pacht. Jeder Pächter im Mittel 160 Deßjatinen. Ein gewisser Pauls mietete sogar 555 Deßjatinen¹⁶. Die Gemeinde erhielt dafür 7780 Rubel jährlich, für die sie jedesmal etwa 300 Deßjatinen kaufen konnte. Ein Grundstück, das sich doch verringern mußte, weil der Landpreis (schon 25 Rubel je Deßjatine) immer weiter stieg.

Anderenorts, wo kein Gemeindeland vorhanden und die Geduld der Landlosen zu Ende war, nahmen sie Schulden

auf, legten alles Geld zusammen und kauften oder pachteten Land von den russischen Gutsbesitzern oder von den Auswanderern, besonders auf der Krim. So wanderten schon 1869 Landlose aus Josephstal aufs Kaufland und bezahlten für jede Wirtschaft von nur 28 Deßjatinen 700 Rubel (eine Vollwirtschaft mit Gebäuden kostete 1860 schon etwa 3000 Rubel). Damit lagen nach der Ansiedlung auf jeder Wirtschaft ihre 1255 Rubel Schulden, bei den Reichen geborgtes Geld.¹⁷ Es war zu erwarten, daß die Schwierigkeiten der ersten Ansiedlung auf dem Neuland diese Summe noch vergrößern würden. War doch jeder Neubauer verpflichtet, ein Haus nach den alten Vorschriften mit Stall und Arbeitsraum zu bauen und seine Wirtschaft mit genügend Arbeits- und anderem Vieh und mit Geräten zu versehen. Durch die Schulden wurde die neue Siedlung von der Mutterkolonie abhängig. Die Neusiedler blieben weiterhin in der alten Kolonie eingeschrieben und mußten dorthin auch zum Schulzen fahren.

Bei den armen Wolgadeutschen, besonders auf der Bergseite, reichte es nicht einmal für die Ansiedlung auf dem umsonst gegebenen Staatsland, das auf der Wiesen- seite der Wolga lag. Das öde Land blieb jahrzehntelang un bebaut und wurde schließlich größtenteils wieder zurück- genommen. Der Arme auf der Bergseite pachtete teures Land beim Nachbarn oder plagte sich tage- und nächtelang am Webstuhl, um leben zu können. Das Kapital für die Neugründung auf der Steppe konnte er beim besten Willen nicht zusammenbringen.

Die Tochterkolonien des Südens hingegen breiteten sich immer weiter aus, entweder auf Kaufland oder als Pacht- kolonien auf dem Lande von Gutsbesitzern. Die freuten sich darüber, strichen das Geld ein und trieben die Preise weiter in die Höhe. So wurden 1864—68 auf der Krim, auf den Gütern des Großfürsten, eines Zarenverwandten, sechs Mennonitendörfer mit einem Pachtland von 11 413 Deßja- tinen angelegt. Die Pacht sollte 15 Jahre gelten, der Pacht- preis betrug 1,25 bis 2, in einem Dorf sogar 4,5 Rubel pro Jahr und Deßjatine¹⁸. Da die Wirtschaften dort 52—58 Deßjatinen groß waren, können wir berechnen, was das den Bauern kostete und dem Großfürsten einbrachte. Bei durchschnittlich 3 Rubel Pacht für 55 Deßjatinen zahlte der Bauer 165 Rubel jährlich. Das war der Preis für eine russi- sche Bauernstelle auf Lebenszeit. Der Fürst aber erhielt

über 14 000 Rubel bar auf die Hand. Und stellte den Pächtern außerdem noch das Ansteigen des Pachtpreises bis 5 Rubel je Deßjatine in Aussicht. Oder man mußte das Land kaufen. Dies war jedoch kein Zuckerlecken. Bei dem für einen Kauf von 1868 nachgewiesenen Preis von 35 Rubel je Deßjatine kostete nur das Land einer solchen Stelle fast 2000 Rubel.

Das Leben in den Pachtدörfern blieb dabei schwierig und unsicher: die eilig errichteten Lehmkatzen waren ungesund. Ein gutes Haus wagte der Pächter nicht zu bauen. wußte er, ob der Großgrundbesitzer doch nicht die Pacht verlängern oder in die Höhe treiben wird? Es hatte genug Beispiele gegeben, wo dann alle Arbeit an Haus, Garten und Land umsonst gewesen war. So mußte die Gemeinde Tempelhof im Nordkavkasus dem Fürsten Orbeliani nach jahrzehntelanger Arbeit das Pachtland, die Häuser und sogar die Weinberge überlassen und sich noch einmal neu einrichten!

Außerdem hatte der Pächter seine Pflichten gegenüber der alten Gemeinde: An die Altkolonie mußte er Steuern oder seine Schulden zahlen. Deshalb wurden viele Dörfer auf Pachtland mit großer Mühe und viel Geld errichtet.

Die Regierung entdeckte anfangs nichts Verdächtiges bei dieser Tätigkeit der Kolonisten als Pächter und Landkäufer und ließ die Siedler-Eigentümer („poseljane-sobstweniki“), wie sie nach der Reform hießen, weiter wirtschaften. Um die Auswanderung der Mennoniten, die insbesondere den Armeedienst nicht leisten wollten, einzudämmen oder gar zu verhindern, wurde eine Einigung erzielt, daß die Mennoniten eigene „Truppen“ unterhalten, sie sollten weniger zu militärischen Zwecken, als zum Schlagen und Pflanzen der Wälder, zu Forstarbeit eingesetzt werden. Nur im Kriegsfall sollten sie an die Front, aber auch hier nur als Bauarbeiter und Sanitäter. Zu den Unterhandlungen mit den Mennoniten hatte man den bekannten Ingenieur-General und Helden von Sewastopol Totleben geschickt. Er erreichte, daß die Auswanderung im großen Maßstab aufhörte. Aber so mancher Kolonist war inzwischen schon in Amerika. Insgesamt sollen allein 15 000 Mennoniten ausgewandert sein¹⁹. Nur aus Chortiza zogen bis 1880 580 Familien fort. Die Hälfte davon in

Jahre 1875, als die Einigung über den Forstdienst noch nicht erzielt war²⁰.

Bei solchen Bewegungen der Bevölkerung dachte auch der Reiche wenig an den Landkauf. Die Erweiterung der Tochterkolonien wurde durch die Auswanderung teilweise unterbrochen. Im gesamten Chersoner Gouvernement kauften die Kolonisten in den zwei Jahren 1874 und 1875 nur knapp 1000 Deßjatinen (1868 waren es in einem Jahr fast 30 000!). Mit dem Abflauen der Auswanderung und mit der allgemeinen Beruhigung nach der Reform stieg der Landkauf wieder an. 1879 wurden bereits wieder fast 31 000 Deßjatinen Land gekauft²¹.

So machte in der Mitte des XIX. Jahrhunderts auch das deutsche Dorf seine Wendung von der feudalen Abhängigkeit zum Kapitalismus, der noch mit den Resten des Alten behaftet war. Das geschah, im Vergleich zum russischen Dorf, zu einem anderen Zeitpunkt, unter anderen sozialen Umständen und, vor allem, gegen den Widerstand der eigenen Bourgeoisie, der Vollwirte, die sich gegen die landhungrige Armut, gegen die Abschaffung der alten Ordnung mit den russischen Beamten, mit dem Adel verbündet hatten. So wurde hier der Klassenkampf der Bauern nicht nur gegen den Gutsbesitzer („erster sozialer Krieg“, wie ihn W. I. Lenin später nannte), sondern auch gegen den Kulaken geführt, gegen den geldgierigen kapitalistischen Ausbeuter („zweiter sozialer Krieg“ nach Lenin). Zwar wurde die soziale Struktur des deutschen Dorfes bei der Reform kaum geändert, kein Gutsbesitzer ging bankrott oder wurde abgebrannt. Aber der bereits vorhandene deutsche Großbauer wurde noch reicher, seine kapitalistische Entwicklung erfolgte noch ungehemmter. Dem Armen im deutschen Dorf brachte die Reform von 1871 nur steigende nationale und soziale Bedrückung und als Perspektive — die Übersiedlung in die Uralsteppe und hinter den Ural — nach Sibirien.

(Fortsetzung folgt)

¹ Афанасьев-Чужбинский А. С. Поездка в Южную Россию. Соч., т. 7, Спб., 1892, с. 163—164.

² Дружинина Е. И. Южная Украина в период кризиса феодализма (1825—1860 гг.) М., 1981, с. 202.

³ Odessaer Zeitung, Nr. 9, 23.1.1870.

- ⁵ Северная Почта, № 52 от 30.4.1810.
- ⁶ Interessant, daß auch in anderen Ländern Europas, z. B. in Frankreich, sich diese Sitte der Unteilbarkeit jahrhundertlang gehalten hat — siehe die Beschreibung der Bretagne bei Ju. Charlanow — Правда, 5.11.1981.
- ⁷ Клибанов А. И. Меннониты. М.-Л., 1931, с. 51, 55, 66.
- ⁸ Epp D. H. Die Chortizer Mennoniten. Odessa, 1889, S. 115.
- ⁹ Schmidt D. Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. Pokrowsk, 1930, S. 205.
- ¹⁰ Odessaer Gebietsarchiv (OOGA), F. 6, Rep.5, Akte 321, Bl. 1, 146.
- ¹¹ Siehe unseren Artikel „Adlige Gauner und landlose Bauern“ im „Neuen Leben“ vom 14.3.1973.
- ¹² Odessaer Zeitung, Nr. 75, 22.7.1866.
- ¹³ Полное Собрание Законов Российской Империи, ч. III, т. XVI, с. 813—819.
- ¹⁴ Zitiert bei D. Schmidt, op. cit., S. 286.
- ¹⁵ Epp D. H., op. cit., S. 143—144.
- ¹⁶ OOGA, F. 6, Rep.5 Akte 321, Bl. 146.
- ¹⁷ Ibid., Bl. 146.
- ¹⁸ Epp D. H., op. cit., S. 146.
- ¹⁹ Бондарь С. Секта меннонитов в России. Спб., 1916, с. 78, 85.
- ²⁰ Epp D. H., op. cit., 183.
- ²¹ Падалка Л. Землевладение немцев — бывших колонистов в Херсонской губернии. Сб. Херсонского земства, 1891, № 6, с. 41.

Humor

Oskar Goldade, geb. 1919 in einer Bauernfamilie im Dorf Selz, Gebiet Odessa. Begann 1938 an der Pädagogischen Hochschule Engels zu studieren. Seit 1948 als Lehrer in Ust-Katav, Gebiet Tscheljabinsk, tätig. 1955—1960 Fernstudium an der Universität Ufa. Danach bis 1979 Schuldirektor. Verfasser mehrerer Erzählungen und Schwänke, die in der „Freundschaft“ und im „Neuen Leben“ veröffentlicht wurden.



Oskar GOLDADE

MEI ERSCHTR LOHN

In dr Halle hot mich unser Abteilungsleiter, dr Vetter Jascha, am Ärmel gepackt un saatz:

„Paß uff, Saschka, heit kriegschdt dei erscht Polutschka, kaaf dr Mama ä Geschenk, weil se dich groußgezouge hot. Geh ins Kontor, dart gewese se schon s Geld raus!“

Im Kontor hot ä ganz Reih Tisch gschtanne, un hinner jedem Tisch isch ä Mensch ghuckt un hot Geld gzehlt. Am erschte Tisch hot dr Anton Antonitsch ghuckt. Er saatz gleich zu mir:

„Saschka, do nehm dei Geld un unnerschreib dich. Awr, Jung, unser Natschalnik, dr Andrej Pawlitsch, werd morje grad fufzig Johr alt, un do hun mr bschlosse, ä sche Gschenk zu kaafe. Fufzig Johr, Saschka, werd mr nor amol im Lewe alt, un dr Andrej Pawlitsch isch ä arich guter Mensch! Mit aam Wort, fünf Ruwel geb mr zurick...“

Am anre Tisch isch die Warwara Petrowna ghuckt.

„Kumm her, mei Bub“, saatz se zu mir, „mr hun dich in de Gsellschaft fer Razionalisazie un Erfindung uffgenomme, un do musch jeder drei Ruwel Eitrittsgeld zahle.“

„Awr ich hab doch gar nix erfunne.“

„Mir hun aa nix erfunne, sin awr all Mitglieder. Die Wäs Bertha, unser Putzfraa, hun mr aach uffgenomme. Mit aam Wort, drei Ruwel mache dich net arm!“

Am anre Tisch isch s Pfeifersch Elvirje ghuckt. Sie isch mit mir immer arch freindlich. Sie saar mir ins Ohr:

„Hoscht die Nouchricht gheert? Die Pauline hot Zwillinge gebore! So ä Sach, so ä Sach! S erschte mol im Lewe gebore un gleich zwaa, ä Bub un ä Medl! Mr hun bschlosse, ä Kinnerwegelje zu kaafe mit zwa Sitz... Finf Ruwel vun jeder Nas.“

Am nächste Tisch is dr Karl Iwanitsch ghuckt. Dr Karl Iwanitsch hot ä schee Baßstimm. Er hot mir ä Stuhl zugschobe un saar:

„Wu mr singt, do laß dich nieder, beese Mensche singe ka Lieder... Ich muß dir ä grouß Fraad mitteile: mer hun dich in de Singgsellschaft uffgnumme, drei Ruwel Eintrittsgeld.“

„Äwr, Vetter Karlusch, ich hun doch gar kaa Singstimm!“

„Die kummt noch, mei Jung. All, die was bei uns schaffe, die wern in die Gsellschaft uffgnumme. Drei Ruwel uffs ganze Johr isch net viel.“

Bisch ich am letschte Tisch vorbeikumme bin, sin nor finf Ruwel vun meim erschte Lohn gebliewe. Des hot mir mei ganz Stimmung vrdorwe. Ich hob doch dr Mama ä Gschenk kaafe wolle. Wie ich do so im Korridor schteje un nouchdenk, was ich drham sage soll, do kummt dr Mischka uff mich zu un frougt, warum ich so ä vrdattert Gsicht hun. Ich hob m alles vrzehlt.

„Wart dou uff mich ä bißje, des mach ich gleich wieder gut!“

Dr Mischka is ins Kontor gsprunge. In zwanzig Minut war r zurick.

„Do haschte dei Geld!“ saar r, „geh jetzt ham un mach alles gut.“

„Wu hascht denn des Geld hergnumme?“ frougt ich.

„Ich hob gsaar, daß du heiratschtst, un hob Geld gsamelt for ä Heiratsgschenk.“

„Du hoscht die Leit blouge, ich heirat doch gar net.“

„Ich hob jo net gsaar, daß du heit heiratschtst. Ich hob nor gsaar, daß du heiratschtst. Amol muschte doch heirate, ewig werscht du doch net ledigt bleiwe. Des Geld isch schun Avans for dei Hochzeitsgschenk.“

Andreas Saks, geboren 1903, Lehrer im Ruhestand, wohnt in Tiraspol, seit 1934 Mitglied des Schriftstellerverbands. Delegierter auf dem I. Schriftstellerkongreß der UdSSR. Literarisch tätig seit 1928, Verfasser volkstümlicher Bühnenstücke und Erzählungen.



Andreas SAKS

MEINE LANDSLEUTE

Wenn man fragt, woher ich die bildhaften und kräftigen Ausdrücke in meinen Humoresken und Schwänken nehme, antworte ich, von meinen Landsleuten. Ich meine die wolgadeutschen Bauern, bei denen ich im Dorf aufgewachsen bin und mit ihnen Freud und Leid geteilt habe. Ich lauschte gespannt ihren Erzählungen, sammelte im Gedächtnis ihre treffenden Ausdrücke, Vergleiche, wengleich ich zu dieser Zeit noch wenig Ahnung von Literatur und vom Schriftstellern hatte. Viel später erst wurde mir bewußt, wie bildhaft die Bauernsprache ist, wenn auch mitunter etwas derb in ihrer Ausdrucksweise und in den Vergleichen.

Ich möchte nun einige Begebenheiten aus dem Leben meiner Landsleute hier wiedergeben. Natürlich werde ich dabei in der direkten Rede unsere Semenowkaer (hessische) Mundart gebrauchen.

DRUSCHKELS ADAM

Er war ein hagerer, hochgewachsener Mann, mit strohblondem Haar, er war immer guter Laune und schaute listig aus den stahlgrauen Augen.

Einmal stand ich mit Adam auf der Straße an seiner Hausecke. Es war ein windstillter Wintertag. Gewöhnlich fahren die Bauern bei solchem Wetter Vorrat von Futter aus der Gumne (Tenne) auf die Stallböden. Wir waren in unser Gespräch vertieft, als die Kreuzgasse entlang ein Ochsengepann mit einem Gerüstschlitten gefahren kam. Neben den Ochsen schritt Jakob Willberger, ein Bauernbursche von etwa fünfzehn Jahren. Im ganzen Dorf wurden die Brüder Willberger nur mit dem Gassenamen „die Breitinger“ genannt. Es waren vier Brüder, jeder führte seine eigene Wirtschaft. Alle Breitinger waren als sture und unfreundliche Menschen bekannt. Zu ihnen ging niemand zu Gast, auch sie hielten mit niemand Freundschaft, nicht einmal mit ihren Nachbarn. Jakob, der da mit den Ochsen gefahren kam, war das Ebenbild seines Vaters. Er ging neben den Ochsen einher, steifbeinig, den dicken Kopf etwas nach vorn gebeugt, und starrte vor sich hin. Den Ochsenziemer hielt er fest in der linken Hand und fuchtelte ab und zu mit der Peitsche über die Ochsen hinweg, wobei er eintönig dumpf brummte:

„Hej! . . . Zoob-Zobee!“

Jakob war in einen Wams aus selbsthergestelltem grobem Tuch angetan, das schwarz gefärbt war. An den Beinen trug er schiefgetretene Filzstiefel und auf dem Kopf eine alte Hasenfellmütze mit Ablegklappen. Von dem gefärbten Wamskragen hatte Jakob im Nacken und am ganzen Hals einen schwarzen Streifen wie eine Ringeltaube, und die Knöchel an den Fingern so wie die Hände waren mit einer Dreckkruste bedeckt. So mußte nach Semenowaer Mode ein echter Bauer aussehen. Hatte aber jemand von den Bauernburschen diese Regel verletzt, Hände und Gesicht gewaschen, so war er ein Federfuchser, soviel wie ein Nichtstuer und wurde ausgelacht.

Jakob fuhr an uns vorbei und schenkte uns nicht mal einen Seitenblick. Ubrigens war das gegenseitige Begrüßen in unserem Dorf nicht gebräuchlich.

Adam sah dem Burschen stillschweigend nach, dann sagte er so recht eindrucksvoll:

„N Handknippel un zwaa Löcher dren!“

Mit einem Satz ein ganzes Porträt! Handknippel gab es bei uns auf jedem Bauernhof. Es war ein schwerer Eichenklotz mit einem eingebohrten Loch und einem langen Stiel. Mit diesem Handknippel wurden Pfähle in den

Boden gerammt und Scheiterholz gespalten, wenn der Holzträmel schwer zu spalten war. In solchen Fällen setzte man die Axt auf den dicken Trämel und schlug mit dem Handknüppel auf die Axt. Einen treffenderen Vergleich für den jungen Breitinger konnte man sich nicht denken.



In unserem Dorfviertel wohnte auch der Dorfmusikant Johannes Saks. Er war ein stolzer, schlanker Mann und hatte einen eigenartigen, zierlichen Gang. Allbekannt war auch, daß Vetter Saks schöne Weiber gern sah, umsomehr, da er mit seiner Frau keine Kinder hatte.

Einmal schaute Adam dem vorbeigehenden Vetter Saks nach und sagte zu uns Jungs, die um ihn herumstanden:

„Dr Vetter Saks is freilich schun iwer die fufzich, awr er is noch oho!.. Wann der so ä junges Weibje an die Hauseck drickt, do radert dr Kalpek (Dachfirst)!“



Die Heppels Bärbel schilderte Druschkels Adam so:

„Ja, ja, die Berwel, die Berwel, des is wos Extraes vun m Weib! Die hot Haarn uf dr Zunge! Wann die Herner hett', do tet se stouße. Awr sie is jo nor ä armes Weibje. Un doch, wie dr Stoffl, ihr Mann noch gelebt hot, do hatt' die Berwel immer die Hous aa ghat ...“

Des is ä wietich Sichel, die Berwel, so wie mrsche net oft hot. Jetz is schun wenig vun re gebliewe. Sie is jetz ka Berwel meh, sie is jetz ä Berwel-Wees. Dere Berwel ihre Beere sein schun lang geroppt ...“



Es war im Sommer 1921. Die Äcker waren von der Sonne ausgebrannt und ganz wenig Körnerfrucht war geerntet worden. Nur die Arbusenäcker hatten gute Ernte gebracht. Arbusen, Melonen und Kürbisse waren damals die Hauptnahrung der Bauern, hauptsächlich die Arbusen.

Überall im Dorf herrschte miserable Stimmung. Jugend aber bleibt Jugend!

An einem Abend war Adam zu seiner Mensch (Mädchen) auf den Stallboden geschlichen. Es war gerade die Arbussenzeit. Über eine Weile ist Adam etwas frech geworden. Da sagte sein Mädal:

„Des loß nor mol sei, Adam! ..“

„Na, Annje, brauch doch Barmherzigkeit ...“

„Du host leicht vun Barmherzigkeit schwetze! .. Wu soll ich dann hie mit dem Kind, wann's wos gibt!“

„Du liewe Zeit, Annje! Wu kann däs wos gewe vun dene Arbuse? ! Des is doch lauter Wasser!“



Adam war mal in einem lutherischen Dorf gewesen und erzählte dann von seinen Eindrücken:

„Dr Deifl waaß, mit wos die ihrne Mederjen fittern! Koum sein die verzehn-fufzehn Jahr alt un do bliehje se wie die Rouse! Bristjer hun se, so hart un so spitz wie n Blutschwern; Wade — so rund un so haaß wie ä Lampe-glos! .. Un Popojer hun se, so rund un fest wie n Aniseppel! Meinerseel net gelouge! Un die korze Reckeljer stehen ne ganz gut. Unser Mederjen, die sticke in dene gsteppte Mutze (Mieder) un in dene wollne Röck, daß mr gut suche muß, bis mr wos find ...“

UNSER DORFSCHREIBER

Zu meinen Sprachlehrern zähle ich auch unseren Dorfratssekretär Michail Osipowitsch Ortman. Sein Sohn Eduard war mein Schulkamerad, und ich war als Schulbub oft bei's Schreibersch im Haus. Der Alte hatte als Schreiber noch vor der Oktoberrevolution im Kolonieamt gearbeitet. Schulung hatte der Mann keine bekommen und war deswegen mit seinen Ansichten derselbe Bauer geblieben. Das Sekretäramt hatte er von seinem Vorgänger übernommen und auch die Vorbereitung von ihm bekommen. Seine Frau war ebenfalls eine ungeschulte Bauerstochter.

Einmal kam ich in den Dorfsowjet und es war nur Mi-

chail Osipowitsch im Zimmer. Er stand auf und wollte vom Tisch des Dorfratsvorsitzenden etwas holen. Auf einmal blieb er stehen und starrte auf das Tischblatt. Dann sagte er verärgert:

„Jetzt guck dir mol däs dou aa! Dr ganze Tisch hot r verkritzelt mit ‚Herrlein‘! Ä ganz Wuch lang hun ich mich gekweelt mit m, bis r sein Name schreiwe konnt. Jetz hot r den ganze Tisch vollgschriewe. Wann ich manchemol ä Stick Papier uf m Tisch leije loß, bis ich’s brauch, dou hot r s voll gekritzelt mit seim Schreibname Herrlein!.. Do soll mr doch maane!.. Der schreibt unserm Herrgott noch ins Aag!“

* * *

Einmal hörte ich, wie Michail Osipowitsch zu einem ausgefressenen Kulakensöhnchen sich äußerte:

„Des Niklösje is im Buttertopp groußgezouge warn. Des is vollgefresse wie ä Wanze.“

* * *

Ein andermal war ich bei Heide Hann-Adams. Da kam auch Michail Osipowitsch hierher. Seine Frau war aus dieser Familie. Er wollte in die kleine Stube gehen und öffnete schon die Tür. Da erschallte aus dem Zimmer ein schriller Schrei, als hätte man jemanden mit eiskaltem Wasser übergossen. Es war die sechzehnjährige Marie, die eben ihr Kleid wechselte und halb angezogen dastand. Der Alte zog die Tür hinter sich wieder zu und sagte zu uns Ruben mit Verdruß:

„Des is zum ewige Wunner mit dene ledige Mederjen! Wos die ä Engste hun, daß do n Mannskerl mol ihre nackte Brust zu seje kriegt!.. Soball se awr geheiro’t hun un trenke s erschte Kind, do hengt dr nackte Ditz schun drauß am Fensterlode... Jeder kann gucke, soviel wie r nar will...“

* * *

Es war schon in den dreißiger Jahren. Zu dieser Zeit war ich schon verheiratet und wohnte in Engels. Da besuchte mich mal Michail Osipowitsch in meiner Wohnung.

Ich war freudig überrascht ob dieses Besuchs. Ich stand gerade am Kinderbettchen und „unterhielt“ mich mit unserem Erstling, der uns sehr viel Freude ins Haus gebracht hatte.

Hier sei bemerkt, daß zu jener Zeit im ganzen Land, in allen Zeitungen ein neues Wort aufgetaucht war, und zwar Opportunist. Jeder Redner warf in seinem Auftritt nur so um sich herum mit diesem Modewort.

Nachdem Ortmann sich mit uns gegenseitig begrüßt hatte, trat er auch an das Kinderbettchen heran und fragte:

„N Bu?“

„Ja, ein Junge, Wolodja heißt er.“

Und der Alte so ganz ernst:

„Ises net aach n Opportunist?“

Auch war der alte Ortmann sehr schabernackig. Im Dorf hatten wir den jungen, sehr energischen Lehrer Lew Iwanytsch Werner. Er war nicht nur aktiv im gesellschaftlichen Leben, sondern auch sehr wißbegierig, daher war er auch ein fleißiger Zeitungsleser. Ihm dauerte es immer zu lange, bis die Post aus dem Nachbardorf ankam. Die Post erhielten wir aus Göbel, sieben Kilometer von Semnowka entfernt, und erst nach ein oder zwei Tagen.

An jedem Tag, an dem die Post erwartet wurde, war Lew Iwanytsch frühzeitig im Dorfsowjet und fragte nach Zeitungen.

Es war mal wieder Posttag und Lew Iwanytsch saß da im Dorfsowjet und wartete auf Zeitungen. Mit ihm war auch eine junge Lehrerin, deren Eltern und Geschwister in Göbel wohnten. Da meinte Michail Osipowitsch:

„Ihr zwa seid noch jung un kennt den Spaziergang nouch Göwel zu Fuß mache. Ihr kennt die Post von uns mitnehme un von Göwel brengt ihr die Post un Zeitung mit.“

„Einverstanden“, willigten die zwei sofort ein.

„Nor geht noch ä bißje naus uf die Gaß spaziere, bis ich die Post zurechtgemocht hun. Ich muß dou noch manches schreiwe.“

Sobald die jungen Leute das Zimmer verlassen hatten, steckte Michail Osipowitsch in den Postsack mit der Post auch eines der großen Familienbücher, das nicht weniger als sieben Kilo wog.

Als dann Leo den Postsack in der Hand wog, fragte er verwundert:

„So viel Post habt ihr heute? Ziemlich schwer.“

Und der Alte ganz gelassen:

„Mir hun heit viel Post. Wann dir's zu schwer is, Leo, do warte mr, bis die Post vun Göwel kimmt.“

„Nein, nein! Ich meinte nur“, erwiderte der Lehrer.

Nach anderthalb Stunden läutete das Telefon. Es war der Leiter der Postabteilung in Göbel. Michail Osipowitsch hörte lächelnd zu, wie der Mann empört sagte:

„Was zum Teufel habt ihr mir das große Familienbuch geschickt?“

Der Alte darauf:

„Des is unverhofft passiert, Towarisch Merkel. Pack des Buch nor wieder schee ei mitsamt dene Zeitunge un dere anre Post, dr Lew Iwanytsch kanns wieder mitzurückbrenge. Brauchst m awr vun dem Buch nix zu soge . . . vielleicht kweelt r mich s anre Mol weniger mit dere Post, daß die solange ausbleibt.“

„Ach so. Alles klar, Michail Osipowitsch.“

So ein Mann war unser Dorfschreiber.

HEIDTJES HANN-JÖRG

Im Sommer und im Winter trug er denselben Faltenpelz aus Schafsfell. Nur an sehr heißen Tagen legte er ihn ab, am Abend aber, sobald die Sonne unterging, konnte man ihn wieder in seinem Faltenpelz sehen, doch nur mit einem Unterschied: Im Winter trug er den Pelz zugeknöpft und im Sommer aufgeknöpft. Wenn Hann-Jörg sich mit jemand unterhielt, bog er den Kopf etwas zur Seite, damit er den Sprechpartner besser besichtigen konnte, denn er schielte stark an einem Auge. Hann-Jörg war mittelgroß von Wuchs, hatte dunkelblondes Haar und ließ die Pfeife selten ausgehen. Das „Pfeifengestück“ hielt er stets in bester Ordnung — eine flammig gerauchte Karmanspfeife mit einem geflochtenen Rohr, mit „Bisser un Stiefel“ aus Horn. An diesem Pfeifenrohr waren noch die nötigen Gebrauchsartikel mit einem feinen Riemchen gebunden, wie der Pfeifenstocher und der Ohrlöffel, beide aus Kupfer oder Messing.

Mit Hann-Jörg wurde ich näher bekannt, als wir drei

Wirte, jeder mit einem Pferd, uns zusammengeschlagen hatten, um eine Mähmaschine in der Ernte zu fahren. Die Lage gestaltete sich so: Bevor 1919 der weiße General Denikin mit seinen Donkosaken durch unser Dorf gezogen war, hatte die Sowjetregierung rechtzeitig alle jungen und brauchbaren Pferde eingezogen, damit sie dem Feind nicht in die Hände fielen. Bis zum nächsten Jahr hatten Hann-Jörg, Gottfrieds Franz und mein Großvater wieder je ein Pferd angeschafft.

Wenn ich abends frei war, besuchte ich Hann-Jörg auf der Torbank, denn ich hörte ihm sehr gern zu, wenn er seine lustigen Erlebnisse darbot.

Mich hat man im ganzen Dorf mit „Druschke“ angeredet. Die meisten Bauern in unserem Dorf mit dem Vornamen Andreas hießen Druschke oder Andruschke, jedenfalls war das aus dem Russischen übernommen. Sogar die Familie Berberich wurde mit dem Gassenamen „die Druschkels“ genannt: Druschkels Adam, Fritz...

Es war ein stiller, mond heller Sommerabend. Wir saßen wieder mit Hann-Jörg auf der Torbank. Als nun Hann-Jörg im schönsten Gang war mit seiner Erzählung aus seiner Jugend, kam aus dem Tor seine Frau Marjan (Marianne) und stellte sich vor uns. Sie war barfuß, im Schlafrock, die nackten Arme hatte sie auf der Brust verschränkt und gähnte schläfrig in einem fort. Dann sagte sie im selben schläfrigen Ton:

„Hann-Jörg, wie lang willst du dann noch do sitzen und drücken? Komm rei und leg dich!“

Darauf Hann-Jörg etwas verärgert:

„Geh nur nei. Ich kumm gleich.“

Marianne aber ging nicht. Sie gähnte weiter, hob bald den einen Fuß, dann den anderen und kratzte sich an der nackten Wade. Dann sagte sie wieder so recht launenhaft:

„Hann-Jörg, komm doch rei. Mir ises einsam allonig im Bett zu leije...“

Dabei sei bemerkt, daß Marianne um zehn Jahre jünger war als Hann-Jörg. Ich habe es Hann-Jörg angesehen, daß er sich gern mit mir weiter unterhalten hätte, nur nicht in Mariannes Anwesenheit. Da schaute er auf einmal so recht aufmerksam auf Mariannes nackte Füße und sagte:

„Marjan! Herrgott im Himmel, host du awr so braate

grouße Zehe an dr Fieß! No grad wie n eiserne Tierklepper!..“

Marianne sagte nichts, aber sie schaute jetzt auf mich, ob ich auch ihre großen Zehen gesehen habe. Sie versuchte jetzt die nackten Füße unter dem Rock zu verstecken, und zog bald das eine Bein hoch, bald das andere wie ein Storch. Wir beide waren still. Auf einmal drehte sich Marianne schnell um und verschwand durch die Torpforte. Hann-Jörg setzte nun seine pikante Jugendgeschichte fort.



In der Großen Kirchengasse wohnte Fritzchens Hännes. Er zählte zwar zu den Mittelbauern, aber er unterschied sich von den Bauern durch seine Kleider. Seine Frau war Näherin und hatte ihn immer ausstaffiert wie einen Kaufmann. Er selbst war sehr akkurat, hochgewachsen und nicht wenig eingebildet. Über diesen Bauern hatte sich Hann-Jörg mal so geäußert:

„Dr Fritzjes Hännes is ewe n stolze Mann. Der geht Sunntogs immer in weiße Manischkehemmer emher wie n Schreiwer. Der Hännes is arich akkrad, der hot sogar siewe Knoppke (Druckknöpfe) am Houseschlitz!..“



Über den Jerge Vetter Peter, schon ein alter Mann mit einem schweren Leistenbruch, hat Hann-Jörg erzählt:

„Dr Vetter Peter, wie der jung war, des war wos Groußartiges vun m Mann. Ich kann mr n noch gut vourstelle. Der war immer schee sauwer balwiert un is ouwends in sunntogse Klader uf die Gaß kumme, am beliebige Werkto. Die junge Weibslait sein m kwartalweit nouchgelaafe, denn warem, dr Vetter Peter konnt dene Weibslait so schee die Treem deite. Un so ä Weibsmensch, des traamt doch viel meh wie n Mannskerl.

So kimmt mol sei Nochbern, ä jung Witfraa, dr Margend in aller Friehe gsprunge un will ihren Traam gedeit hun. Ihr hatt's getraamt, sie wär in dr Wiese gwest, un do koom n junge Mannskerl un hot re so n scheene Blumestrauß in Schouß gelegt.

Wos des nor bedeite kennt, Vetter Peter? maant die Nochbern.

Ei, des kannste dir doch leicht selwer auslege, mei Maad, maant dr Vetter Peter. Du kannst jetz hoffe, daß du in Wirklichkeit vun m Mannskerl wos ganz Ordliches in Schouß gelegt kriegst . . .

So war dr Vetter Peter n Mann. Un jetz . . . Ich hun n die Toge gseje; er geht mit m Stock, die Hous hot r voll Därm, un wann r geht, knorre die Därm wie n hungrige Hund. Awr soball der Alte ä junges Weibje uf dr Gaß merkt, bleibt r steje, guckt r nouch, bis r se net meh sieht . . . Die Aage glänze bei m wie m Koter bei Mondschei un dr Sawwer leeft m aus m Maul . . . Ja, ja, dr Wolf vrliert die Woll, awr die Nuppe net!“

* * *

Wie dem auch sei, aber die wolgadeutschen Bauern waren ein fleißiges Völkchen gewesen. Wenn da einer schlam-pig gearbeitet hat, da wurde er gefoppt von allen Seiten.

Es war Ende der Frühjahrsaussaat und wir fuhren mit Hann-Jörg durch die bestellten Weizenäcker. An einem Acker hielt Hann-Jörg die Pferde an und wandte sich an mich mit den Worten:

„Guck dir mol die Sauerei do aa! Uf dem Acker dou, Druschke, dou kann sich unser Herrgott mit all seine Heilige drufsetze un do gibts doch Hundsreck, awr kaan Waaz!“

,* * *

Es war in der Erntezeit, und wir mähten draußen am Dicken Berg Hann-Jörgs Acker. Wir hatten Mittagspause und ich war mit Kochen beschäftigt. Da rief auf einmal Hann-Jörg laut:

„Druschke, breng mol hartig dr Salzsack her! Dr Odems David kimmt dou gfare, der soll sich mol wos obgucke.“

Er breitete eilig einen Regenmantel (Kaftan) auf der Erde aus, kniete sich drauf und begann an dem von mir dargereichten Salzsack zu kneten, wobei ich das eine Ende

von dem Salzsack festhalten mußte. Das geschah dicht neben dem Feldweg.

Als Salzsack hatten unsere Weibsleut einen schwarzen, langen baumwollenen Strumpfstaugen ausgenutzt. An einem Ende war der Staugen zugebunden. Das schwere Salz hatte den Strumpf ausgedehnt und das ganze erhielt die Form eines Hodensacks von einem Stier.

Auf diese Art, wie Hann-Jörg jetzt an dem Salzsack knetete, hat man im Dorf die jährigen und zweijährigen Stiere kastriert. Bei uns hieß das im Dialekt „gedreht“.

Odems David war ein reicher Bauer und nicht wenig eingebildet. Schon von ferne hatte er den Hals gestreckt, um zu sehen, was wir da tun. Als er uns mit seinem Wagen erreicht hatte, hielt er die Pferde an, schaute Hann-Jörg noch eine Weile zu und sagte:

„Na, was zum Teufel macht dann ihr dou?“

Hann-Jörg machte halt, wischte sich den Schweiß von der Stirn und antwortete:

„Ei, des Mißgeburd, der Salzsack dou, is die ganz Nocht in dr Feldkist hinner dene Löffel un Schissele hergemocht wie all nix Gutes. Des war n Lärm, daß mr kan Blinz schloufe konnt. Ich will n dreje, den Drach, daß m die Lust vrgeht . . . un mir hun unser Ruh . . .“

Vetter David riß den Mund auf, starrte einen Augenblick Hann-Jörg an. Hann-Jörg schaute ihm so recht treuherzig in die Augen, als wolle er von dem frommen Mann eine Belobigung bekommen. Aber im Gegenteil. Vetter David spuckte und ließ einen schweren Fluch vom Stapel, schlug auf seine Pferde ein und fuhr eilig davon. Hann-Jörg, den Salzsack in der Hand, sah ihm nach und machte ein Gesicht, als wolle er sagen:

„Na, was is dann in den Alte gefahre?..“

VERSCHIEDENE BEGEBENHEITEN

Wir waren schon so sechzehn—siebzehn Jahre alt. Im Dorf waren die Buben von fünfzehn als ledig gezählt, von achtzehn waren sie heiratsfähig, die Mädchen von siebzehn. Somit hatte die Jugend wenig Zeit zum Austoben. Aber verbot muß die Jugend werden. Es war sogar ein Sprichwort bei uns verbreitet:

„Die Jugend muß vrtobt wern, un wanns am Bese-
stiel is.“

Es war an einem Sonnabend im Spätherbst. Versammelt hatten wir uns bei Sakse, bei meinem Onkel. Sein ältester Sohn Jorch gehörte zu unserem Trupp. Da waren noch Melchersch Christian, Josef Heidt und Josef Höfling. Bei Sakse war der Sammelpunkt. Hier wurde abgewartet, bis es draußen dunkel war, dann machten wir uns auf den Weg in die Hintergasse. Unser Dorf zählte sieben Straßen. In der Hintergasse hatten Josef Heidt und ich mal am Abend durchs Fenster zwei schwarzäugige Mädels gesehen. Seit dieser Zeit zog es uns alle hierher, um auszukundschaften, wer die Mädchen sind, wer ihnen nachstellt. Aber allein daherzugehen haben wir zwei uns nicht gewagt, denn die Buben aus der Hintergasse haben ihre Mädels gut bewacht.

Jorch, unser Anführer, hatte sich auf den Weg seine Zigarette gedreht und sie angezündet, da wandte sich sein Vater an ihn:

„Ich hun gehört, Jorch, du stellst unserm Nochberschmedje dou nouch. Des schlog dir aus m Kopp! Ich will dir nor aans soje: Des Nochberschmedje legt mr kaan Knodl uf mein Houf!“

Jorch nahm einen tiefen Zug aus seiner Papiroß, schmunzelte dem Vater zu und sagte gelassen:

„Die kann jo do newe in ihren Houf geje, wann si die Nout betrifft...“

Wir Buben lachten laut auf. Jorchs kleinere Geschwister prusteten in die Fäuste und kicherten gedämpft. Sogar der alte Saks konnte sich nicht zurückhalten und lachte laut auf.



Die schärfsten Ausdrücke und Vergleiche findet eine Frau, wenn sie über ihre Nebenbuhlerin herfällt. Zufällig hörte ich mal so einer Witwe zu:

„Wos der Sander nor Scheenes an dere Gret gfunne hot! Die hot jo ä Maul wie ä ausgedehnt Kammtasch. Un Klotz-aage hot se wie n Frosch. Awr erscht n Kopp! Jesusmarjanjousep! Die hot n Kopp dick un knochig wie n alte Wallach! Un wann die geht, pampelt re dr Rock zwische dr Baa rem wie n besudelte Kuhschwanz!.. Der Sander

soll dere Gret nor mol uf die Kniescheiwe gucke, do kamr Gelriewe druf säje! . . Du liewe Moddr Jesu, wu so n junge Witmann nor sei Aage hot! . .“

* * *

Dann hörte ich mal, wie zwei bejahrte Frauen sich unterhielten. Wäs Ami hatte schon zwei verheiratete Söhne, wobei der jüngste Sohn die jüngste Tochter der Wäs Annegret geheiratet hatte.

Die beiden Schwiegertöchter waren in guter Hoffnung. Wäs Ami erwartete die ersten Enkel und freute sich schon im voraus als Großmutter. Das war eigentlich auch der Stoff ihrer Unterhaltung.

Wäs Annegret äußerte ihre Zustimmung zu dieser Nachricht folgendermaßen:

„Mei Marieje war immer so ä wunnerscheenes Kind gwest, Schwiecher, wie die noch kla war. Alle Leit hun se bewunnert. Des Kind war immer sauwer un recht manierlich, sie war fromm un gehorsam. Sie war noch ka drei Jahr alt, un do konnt mei Marieje schun alle Kinnergebetjer: ‚Lieb Hergottje, komm un mach mich fromm.‘ ‚Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!‘, ‚Glaube, Hoffnung un Liebe‘ un noch anre Gebeterjen. Un Ihr sollt sehe, Schwiecher, so werre aach ihre Kinner. Des gibt aach so scheene un akkrade Pickeljer, mit so sauwere, zierliche Fingerjer. . . Ihr werd schun selwer den Unnerschied merke zwische dene Kinner von meim Marieje un vun Eier anner Schnerch. Ich hun die Agnes so vun dr Seit betrocht't, wie ich selemols bei Eich war: Jesusmaria! is des ä Klotz! Wann die dorch die Stub geht, do biege sich die Boule! Un schwerfällig is des Weib, wie ä alt Kuh! Wann die wos schaffe tut, dou geh re die Händ wie n toute Lämmerschwanz — kumm ich heit net, so kumm ich morje! Ihr sollt seje, Schwiecher, so werre aach ihre Kinner: Tratsch, Patsch, weiter latsch! . .“

Die Wäs Ami hörte ruhig zu und nickte zustimmend mit dem Kopf. Ja, ja, Blut wird niemals zu Wasser!

* * *

An der Wolga unterschied sich jedes Dorf von dem anderen durch seinen Dialekt. An der Aussprache und an

der Mundart war immer leicht festzustellen, aus welchem Dorf der betreffende Bauer war. Die Boaroer sprachen ungefähr so:

„Guse, hoste die Guh schun jetrenkt?“

„Inja, Dade, ich hun se jetrenkt.“

„Ich denke, Bou, du buliegst mich. Ich bin jetzer s Jortenteerje ringomme, un wann ich die Guh nich anen Schwanz jepackt hett, dou wershe inen Brunne jehoppst.“

„Des gommt Eich nor so vor, Dade.“

Oder die Boaroer sagten:

„Eine jut jebратene Jans is ne jute Jabe Jottes . . . Der Gasper mit den Gatzengopf, der brauch nich zu gomme, den jeb ich mei Tochter nich zur Fraa. Der is mich nich jut jenuch.“

* * *

Die Marxstädter hatten wieder eine andere „Sprouch“ und waren sicher, daß sie die beste Mundart in der ganzen Wolgarepublik sprechen. Das hörte sich so ähnlich an:

„Ich will dich n Vorschlag mache, Nachber: Heit kommste un helfst mich schlachte, un iwermorje komm ich zu dich un helf dich schlachte.“

Eine besorgte Mutter, eine Marxstädterin, sagt zu ihrer Tochter:

„Was is dich nor, mei Techterje? Du bist so bleich vun Angesicht. Du trinkst mich nich, du eßt mich nich, du bist mich doch nich krank?“

* * *

Die Marientaler oder Pfannenstieler, wie sie sich gern genannt haben, waren nicht weniger stolz auf ihre Mundart. Und hitzig waren die Pfannenstieler! Bei der geringsten Unzufriedenheit fuhren sie auseinander, wie wenn man Wasser ins heiße Fett schüttet. Da ging es gleich los:

„Sacker-Sachermensch! Wu eilschte nor hin? Du sollscht wietig ginn mit dein dumme Karakter, wu du

hoscht! Koum hoschte geß, dou gehts bei dir, wos gischte wos hoschte! So derf mr doch nit sin!“

* * *

Die Neu-Norkaer, unsere südlichen Nachbarn, lockten so bildhaft ihre Schweine. Ich hörte mal zu, wie eine Bäuerin mit dem Eimer in der Hand vor ihrem Tor ausrief:

„Wann doich wißt, was moich da hot, dou keemste, dou keemste!“

Oder ein Bursche sagt zum anderen: „Bou, loß mich mol n Papireßje weckeln. Doich hat so gouter Towak.“

Darauf der Angeredete:

„Wenn doich gouter Towak touche well, so soll doich sich ouch welcher koufe!“

HEINZE PETER

In jedem großen deutschen Dorf an der Wolga gab es einen Dorfphilosophen. In unserem Dorf war es Vetter Peter Heinze. Er konnte kaum lesen und schreiben, hatte aber einen hellen und klaren Verstand, war witzig und schlagfertig im Gespräch. Seine Aphorismen und bildhaften Ausdrücke wurden von den Bauern oft zitiert.

Es war im Sommer 1918. Die brennendste Tagesfrage für den Bauern war die Landfrage, daher gab es fast jeden Sonntag allgemeine Versammlung. Heinze Vetter Peter ging nicht gern zur Versammlung, war aber sehr neugierig, was dort alles beschlossen worden ist. Er setzte sich auf die Torbank, und wenn die Männer von der Versammlung gingen, mußten sie ihm alles erzählen.

So auch diesmal. Als sich eine Gruppe junger Männer Vetter Peter näherte, sagte Heidtjes Fritz:

„Menner, loßt mol mich heit dem alte Klugscheißer antwarte, wos heit uf dr Gmaa war.“

Alle waren einverstanden. Sie taten, als wollten sie an dem Alten vorbeigehen, da redete er sie an:

„Wos eilt ihr dann so, Menner?! Setzt eich bißje! Wos war dann heit wiedr uf dr Gmaa?“

Die Männer folgten der Aufforderung, jeder zog das Rauchzeug hervor, und Fritz antwortete:

„Ei, Vetter Peter, was werd dou los gwest sei ... Immer aans un desselbe, die Landfroug. Die Landfroug kann die Sowjetregierung net mol regele!“

„Na, un wie solls werre mit m Land?“ forschte der Alte weiter.

„Des Schlimmste, Vetter Peter, is doch, weil des Ackerland net for all raicht! Dou hot jertz die nei Regierung n Beschluß rausgelosse, mir solle die Gräber, wann mr die Toude beerdige, net meh längs grawe, awr strack nunner in die Erd. Dodrmit werd viel Land gespart! Wu mr frieher aa Grob gegroowe hun, kamr jertz drei growe. Die Sarge mit dene Toude werre dann ins Grob gestellt, mit dr Baa unne hie un mit m Kopp in die Heh. So n Beschluß hun se uns heit uf dr Gmaa vourgelese, Vetter Peter.“

Der Alte hatte es aber sofort weg, daß er gefoppt wird. Er paffte weiter an seiner Pfeife, und nach einer Weile sagte er:

„Wann ich sterb, do stellt r mein Sarg ins Grob mit m Kopp unne hie un mit dr Baa in die Hehj.“

„Warem dann, Vetter Peter?“ fragte Fritz neugierig.

„Ei, wann du mol grouße Lust kriegst, mich dart zu lecke, wu ich ka Nos hun, daß de net zu tief zu growe brauchst...“

Ein zweitesmal wagte sich Fritz nicht mehr, den Alten zu foppen.

DEN OBERVORSTEHER NICHT ERKANNT

In der Zeit von Februar 1917 bis November dieses Jahres, in der Kerenski-Zeit, war bei uns im Dorf das Koloniamt durch ein Komitee ersetzt worden. Statt einem Vorsteher gabs jertz einen Komiteevorsitzenden. Der Vorsitzende und auch alle Bauern wurden jertz mit „Herr“ angededet, und man machte sich nicht wenig lustig über diese neue Ordnung. Alles andere im gesellschaftlichen Leben im Dorf blieb unverändert. Der Einzelbesitz blieb, der Krieg

ging weiter, wer Knecht war, blieb Knecht, wer Großbauer war, der blieb mit seinem großen Landstück.

Zum Komiteevorsitzenden hatten die Semenowkaer aus Spaß einen reichen Bauern gewählt, der schon lange danach trachtete, als Vorsteher gewählt zu sein.

Seine größte Schwäche war, daß er so gern Moralpredigten hielt. Wenn die meisten Bauern auch zuvor nicht gern zur Versammlung gingen, so war es jetzt für sie um so schlimmer, weil sie die langen, langweiligen und dummen Reden des Herrn Komiteevorsitzenden anhören mußten. Dazu kam noch, daß im Sommer die Versammlungen im Hof abgehalten wurden, wo es keine Sitzplätze gab, und sie stundenlang auf den Beinen stehen mußten. Das war ein schlechtes Vergnügen. Jeder rauchte seine Pfeife und hatte nur den einen Gedanken im Kopf, wann der Vorsitzende endlich aufhören wird zu schwatzen!

Auch heute unterschied sich der Verlauf der Versammlung nicht von den anderen. Der Vorsitzende wollte nicht fertig werden. Seine Rede hatte wieder den Inhalt, die Bauern sollen besser auf die Ordnung aufpassen im Dorf:

„Wie oft soll ich eich als Vorsitzender noch so ge?! Schitt't ka Äsch meh uf die Gaß. Samstogs misse die Gasse gekehrt sei un die Lameheiser misse geweißt werre! Ich sog's eich nochemol: loßt des Viech net im Darf frei remherlaafe! Wann ich noch amol wem sei Gase (Zicken) odr Säu im Kerchhouf atrapiere tu, der kann sich bereit mache, for jedes Stick Viech n Ruwel Strouf zohle! Des is jo himmelschreiend! Stellt eich mol vor: uf dem sauwere Wegelje, wu an Feiertoge beim Umgang s Allerheiligste werd remgetroge, leit Säumist un Gaseknoddl remher ... Un do soll noch Glick un Sege gedeije! Weiter kann des net so geje, des merkt eich!“

Während dieser Rede fiel der Blick des Vorsitzenden auf Jorch-Alois Saks, der nicht weit vor ihm auf einem Balken Langholz saß und seine Zigarette rauchte. Dieser Jorch-Alois war dem Vorsitzenden ein Dorn im Auge, weil er ihm oft so kitzlige Fragen stellte und ihn vor den Bauern blamierte. Jetzt war der günstige Moment, und er wollte es dem Saks mal heimzahlen.

„Un mit m Anstand stehts bei uns aach net wichtig. Jetz hune mr die nei Regierung, werre all mit Herr age-sproche, fiehre uns awr net uf wie die Herre, wie dumme Stoffl, muß mr soge! Ja, ja, wie dumme Stoffl! .. Die Toge sein ich mit m Herrn Owervourstejer die Kerchegaß run-nergange, un do kimmt uns uf dr aner Seit dr Sakse Jorch-Alois ingege. Maant ihr dann, der hett die Kapp runner gnumme un hett die Zeit gebote?! Wu doch her! Sowos fellt dem Jorch-Alois gar net ei! .. Awr n verantwortliche Mensch auslache, vrsteht der Saks nor zu gut ...“

„Gell des war woll dr Herr Owervourstejer?“ meldete sich Saks.

„Naja doch! Aach die Natschalstwo kennste net mol! Do kennt ihr seje, ihr Menner, wie's beim Jorch-Alois mit seiner Kultur steht!“

„Ich hett dou n Vorschlog, Herr Voursitzender. Ich bitt um's Wart, Herr Voursitzender!“

„Dr Herr Saks hot's Wart“, sagte der Vorsitzende, ließ sich erleichtert hinter dem Tisch auf einen Stuhl nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Jorch-Alois stellte sich und vermeldete laut:

„Ich hett so n praktische Vorschlog, Herr Voursit-zender: Wann mol wiedr so n houche Natschalnik ins Darf kimmt un lißt sich uf dr Gaß seje, do steckt m doch n Rohr-bese in Arsch, daß mr den vun weitem kennt!..“

Damit war auch die Versammlung aus, alle gingen lär-mend und lachend auseinander.

Neuerscheinungen

IN DEUTSCHER SPRACHE SIND ERSCHIENEN:

Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata

Alexander Brettmann. Bin Rußlands Sohn *Gedichte*.

Dominik Hollmann. Stürmisch war die Nacht. *Erzählungen*.

Wandelin Mangold. Erstling der Muse. *Gedichte*.

Alexander Reimgen. Vertraute Fernen. *Erzählungen*.

Alexander Zielke. Ich blättere im Buch meines Lebens. *Gedichte*.

„Altaier Buchverlag“, Barnaul

Emanuel Jungmann. Wenn kaum erwacht der Tag. *Lieder*.

Woldemar Spaar. Ährenlese. *Gedichte*.

ES ERSCHEINEN IN KÜRZE:

Verlag „Progreß“, Moskau

Wetterleuchten. *Sammelband sowjetdeutscher Prosa und Poesie*.

Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata

Anthologie der sowjetdeutschen Literatur. Bd. III — *Prosa der letzten Jahre*.

David Wagner. Franz Bach.

Nelly Wacker. Nelken für dich.

Edmund Günther. Gedichte und Schwänke.

Eduard Stöbel. Leutnant Schmidt.

Andreas Saks. Das Wunder im Walde.

HEIMATLICHE WEITEN

Художественный редактор

Нина Каминская

Технический редактор

Диана Мазур

Корректор

Лидия Ольховская

Наш адрес: 101461, Москва А-15, Бумажный проезд. 14
Тел. 250-50-68, 212-20-49.

Сдано в набор 25.03.82. Подписано к печати 17.06.82.
Формат 84×108¹/₃₂. Бумага, книжно-журнальная. Гарнитура
«Литературная». Высокая печать.
Усл. печ. л. 15,33. Уч.-изд. л. 15,64.
Тираж 10200 экз. Изд. № 1564. Заказ № 2279. Цена 1 р. 50 к.

Ордена Ленина и ордена Октябрьской Революции типография
газеты «Правда» имени В. И. Ленина. 125865. ГСП,
Москва, А-137, ул. «Правды», 24

An unsere ausländischen Leser

**Bestellungen für den Almanach
„Heimatliche Weiten“
sind zu richten**

DDR „Zeitungsvertriebsamt“ —
und Postabteilungen
1004 Berlin
Straße der Pariser
Kommune 3—4
Jahresbezugspreis — 23,70 M

BRD Brücken-Verlag GmbH
4000 Düsseldorf 1
Ackerstraße 3 (Worringerplatz)
— Postfach 1928

W. E. Saarbach GmbH
Ausland-Zeitungshandel
5000 Köln 1
Follerstraße 2 — Postfach 10 16 10

Kubon und Sagner
8000 München P. O. Box 34 01 08
Postfach 68

Presse-Vertriebs-GmbH
Bürsenstraße 13—15
6 Frankfurt am Main
Jahresbezugspreis — 12 DM

ÖSTERREICH Globus VAZ
A 1206 Wien
Höchstädtplatz 3
Jahresbezugspreis — 36 ÖS

SCHWEIZ Genossenschaft Lite-
raturvertrieb
Gramerstraße 2
Ecke Zweierstraße
8004 Zürich

Pinkus et Cie
Büchersuchdienst,
Limmatbuchhandlung
Froschaugasse 7
8001 Zürich
Jahresbezugspreis — 12 sfr

WESTBERLIN „Das europäische Buch“
1000 Berlin 33
Thielallee 34
Jahresbezugspreis — 12 DM

1 р. 50 к.

Индекс 70959